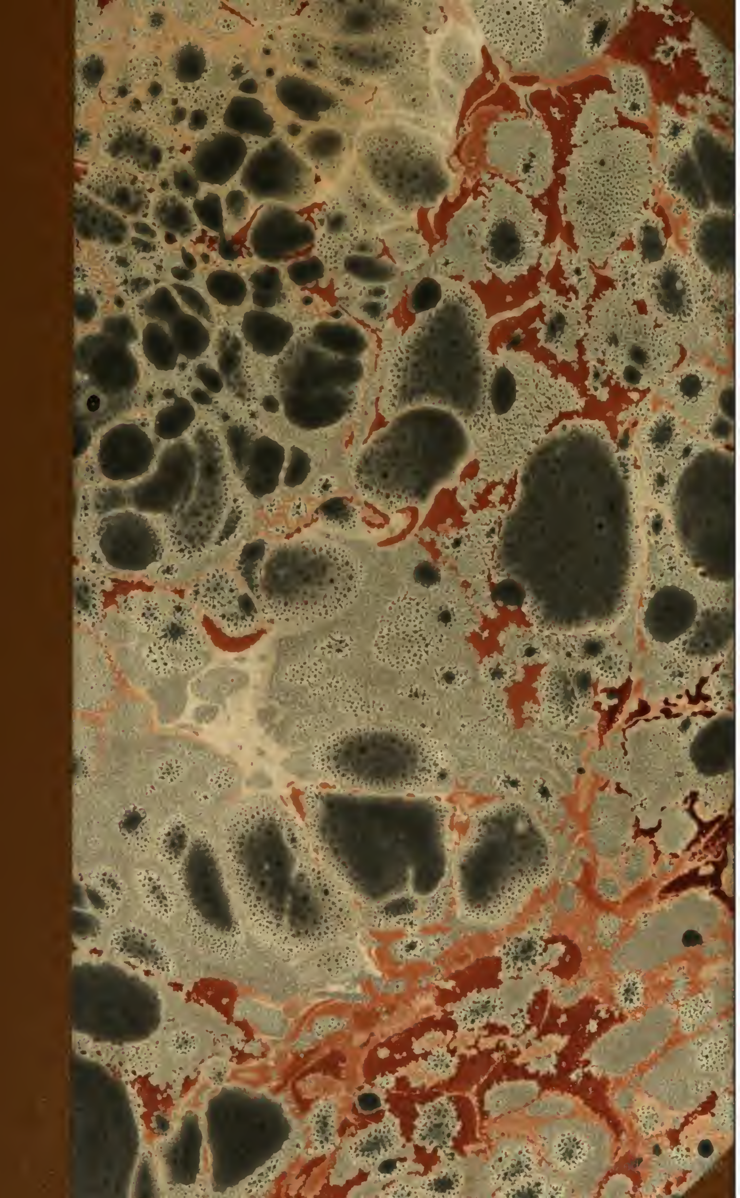


Vor Tagesanbruch.

Erzählungen und Lieder.

Von

Amara George.

Frankfurt a/M.
Verlag von Meidinger Sohn & Comp.
1859.

Ihrer Durchlaucht

der

Prinzessin Ernestine zu Löwenstein

in Verehrung gewidmet.

Nacht war es einst um mich, sternlose, dunkle Nacht.
Es war jedoch auch mir ein Morgen zugedacht,
Das Glück des Seins, es hat auch mir gelacht.
Was ich, bevor es mir so freundlich tagte,
Im Morgendämmer zu ersinnen wagte —
Ich leg' es, o erlauchte Fürstin, hier
Voll Ehrfurcht und voll Dank zu Füßen Dir.

Inhalt.

Ein Wort — ein Mord.

Franka, die neunzehnjährige Nichte eines reichen Barons, stand hochklopfenden Herzens in ihrem Zimmer; sie war allein; ihr unruhig von Punkt zu Punkt schweifendes Auge blieb zuweilen länger und strahlender an der einzigen, nur angelehnten Thüre haften, so daß die lebhafte, sehnsüchtige Erwartung, die sich in ihrem ganzen Wesen ausdrückte, offenbar von dorther Beruhigung suchte.

Leise Tritte, vom Geräusch, das aus dem unteren Stockwerk drang, fast ganz unhörbar gemacht, entlockten den Lippen des Mädchens einen Ruf, worin Angst und Scheu mit Entzücken und Wonne stritten; ein leichtes Beben überflog die schlanke Gestalt; einen Augenblick wie gebannt, lag sie im nächsten von der unwiderstehlichen Macht der Liebe gezogen in den Armen des eintretenden Mannes.

Die glühenden Küsse, die auf Franka's reizenden Lippen um so heißer brannten, je weniger sie selbst diese süße Kunst der Liebe verstand, entrissen sie dem gewöhn-

lichen Leben und versetzten sie in das ungeahnte Reich höchster Wonne, so daß sie alles Andere vergaß; der aber, der sie gab, behielt bei allen Zeichen leidenschaftlicher Empfindungen noch immer Ueberlegung genug, die Thüre zu schließen und den Schein der Kerze durch einen Schirm zu düstern.

Franka folgte jeder seiner Bewegungen mit schwärmerischem Blick; sie konnte nichts sagen, nichts thun; sie wäre gestorben in diesem Augenblick, wenn ihr Leben von ihrem Gedanken, von ihrem Bewußtsein, von ihrem Willen abhängig gewesen wäre, so ganz war sie dahingegeben dieser ihrer ersten Liebe.

Der junge Mann wendete sich wieder zu ihr und sie von Neuem an sich ziehend, sagte er zärtlich:

„Du bist sehr gut, meine geliebte Franka, daß Du mir diese glückliche Stunde, Dich allein zu sehen, geschenkt hast! Ich habe Dir soviel zu sagen, mein Herz!"

Es war, als wenn sich bei diesen Worten ein mehr als ernster Schatten über die schönen Züge des jungen Mannes verbreitete; das liebende Mädchen bemerkte dies aber nicht; denn ihre Seele war voll überschwänglicher Seligkeit; sie liebte und wußte sich geliebt; sie erblickte in dem erwähnten Manne Alles, was ihr von jeher als herrlich und liebenswürdig vorgeschwebt; sie hatte jetzt, da sie so ganz vertraut bei ihm weilte, nicht den leisesten Wunsch. So bescheiden ist ein erstliebendes

Herz, so leicht zu befriedigen und so genügsam, daß ihm ein minutenlanger Blick in die geliebten Augen das höchste Glück der Welt ist.

Franka's dunkle Augen hatten sich mit solch einem tiefen Blick in die des Geliebten versenkt; sie las da so vieles heraus, daß ihr das Wort seiner Lippe fast ganz entging; als sie nicht antwortete, umfaßte er sie heftig und fragte mit fast wildem Ton und Ausdruck: „Franka, liebst Du mich?" —

„Mehr als Gott," sagte sie und legte still ihr Haupt an seine Brust.

„Ich glaube Dir, mein treuer Engel," fuhr er ruhiger fort; „man wird Dich aber in der Gesellschaft vermissen, und darum laß Dir in Kürze mittheilen, warum ich Dich so dringend zu sprechen gewünscht. Wir können unser Geheimniß nicht länger den Augen der Welt, wenigstens denen Deiner Verwandten entziehen; aus halben Worten und Andeutungen meiner Freunde habe ich bemerkt, daß auch sie eine Ahnung davon haben. Das Beste wird sein, wenn ich jetzt offen und ehrlich bei Deinem Onkel um Dich werbe. Wie meinst Du, Franka?"

„Ja, ja, thu' das!" antwortete sie, wie halb im Traume.

„Aber wirst Du, meine Franka, auch Muth genug haben, für Deine Liebe vielleicht einen schweren Kampf

zu kämpfen?" fragte er weiter und blickte sie scharf dabei an.

Sie antwortete mit Engelsklarheit: „Ich würde für Dich in den Tod gehen, wenn Du es wolltest!"

„Wenn nun aber Dein Onkel sich weigerte, seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben; wenn ich ihm nicht vornehm, nicht reich genug wäre?"

Franka strich sich über die Stirne, als ob sie aus einem Traume erwache; dann schaute sie mit ihren geheimnißvoll-dunkeln Augen den Geliebten so seltsam ernst, fast vorwurfsvoll an, daß dieser die seinigen niederschlagen mußte; trotzdem wiederholte er seine vorige Frage; nur war seine Stimme unsicherer, als das erste Mal.

„Albert, wie kannst Du so mit mir scherzen?" sagte Franka nach einer minutenlangen Pause, während der sich ein harter Kampf, der ihr Innerstes beunruhigte und quälte, in ihrem schönen Antlitz äußerte.

„Kind, ich scherze nicht! Bei Gott, Franka, ich scherze nicht! Ich bin zwar Edelmann, und mein Geschlecht steht seit Jahrhunderten dem Throne nah; ich bin aber ein Nachgeborener und — kann Dir nicht viel mehr bieten, als mit meinem Herzen einen Namen von gutem Klang, Du dagegen bist die reiche —"

„O, sei doch ruhig, mein geliebtes Leben!" unterbrach ihn Franka, und ein reizendes Lächeln verklärte ihre Züge. „Du hast ja immer noch viel vor mir vor-

aus! Was hat jedoch alles Derartige mit unserer Liebe zu schaffen? Mein Onkel wird mit Freuden seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben. Ach, Albert, wie herrlich lacht mich unsere Zukunft an!"

„Ich glaube, Du täuschest Dich, mein Kind!" sagte Albert, dem ihr letzter Ausruf entgangen, und der sich noch mit dem ihm sehr wichtig scheinenden Punkte beschäftigte. „Du kennst die Welt nicht. Wer weiß, welche Pläne Dein Onkel im Geheimen mit Dir vorhat? Eine junge Dame von Deinem Rang und Reichthum" —

„Aber, mein süßer Albert, an was bin ich denn reich, als an Liebe?" unterbrach ihn Franka abermals. „Ich bin eine arme Waise, die von der Gnade ihrer gütigen Verwandten lebt, und habe nichts, was ich mein eigen nenne; seit ich Dich kenne, hab' ich auch mein letztes Eigenthum, mein Denken und mein Wollen, verloren."

Albert starrte das mit heiterem Ernste sprechende Mädchen mit einem seltsamen, schwer zu beschreibenden Gemisch von Empfindungen an; er war aber trotz des Edelmanns eine praktische Natur, welche selbst durch die Liebe eines so reizenden Mädchens nicht mehr beirrt wurde. Mit einem gewissen unruhigen Aerger, den er schlecht verbarg, sagte er zu Franka:

„Du bist doch in der That fast allzu sehr Kind. Ich bitte Dich, sei jetzt ernst, wie es der Augenblick verlangt!"

Franka war bleich geworden, als er so sprach; ihre Lippe bebte, und ihr Auge füllte sich mit Thränen.

„Wie hart Du bist!“ flüsterte sie, faßte sich aber und sagte mit festerem Tone:

„Du hast mich ernst gemacht; was willst Du nun von mir wissen?“

Albert suchte nach Worten, wie er das verletzte Mädchen wieder erheitern und doch auch so schnell als möglich den Zweck dieses seines geheimen Besuches erreichen könne, denn die Zeit drängte, und eine Ueberraschung wäre für ihn nicht minder unangenehm gewesen, als für Franka.

Als er nicht antwortete, sagte Franka: „Es wird das Beste sein, wenn Du einfach, wie Du vorhast, bei meinem Onkel um mich wirbst. Ich gebe Dir mein Wort, daß man mich Dir mit tausend Freuden giebt — sie sind lange genug gütig gewesen gegen die arme Waise.“

Franka's Ernst hatte sich, während sie sprach, in eine fast düstere Trauer verwandelt; ihr Auge war von den schwarzen Wimpern fast verschleiert; darum sah sie nicht, daß der Mann ihrer Liebe mit einer an Angst grenzenden Aufmerksamkeit an ihren Lippen hing.

„Du wärest wirklich arm?“ fuhr er plötzlich auf, und Franka erschrak über den heiseren, häßlichen Ton seiner Stimme, als ob das Zischen einer Natter ihr

Ohr getroffen. „Sprich, Franka, wiederhol' es, daß Du arm, ganz arm bist! Sag' es noch einmal, wenn es Ernst ist!"

„Mein Gott, Albert, es ist so! Ich hab' es Dir nie anders gesagt: Ich bin arm, ganz arm!"

„Ganz arm," sprach er ihr mechanisch nach. „Ganz arm!"

Es war, als flöße ihm dies Wort Entsetzen ein; immer und immer wieder sprach er dies eine Wort: „Arm, ganz arm!" —

Er trat an das Fenster und lehnte seine blasse Stirne an die kühlen Scheiben. War es denn ein gar so gewaltiges Wort, dies kurze „arm"? In dem jungen Manne schien es alle Thätigkeit des Herzens und Geistes gelähmt zu haben.

Als Franka die furchtbare Wirkung der Versicherung ihrer Armuth sah, konnte sie sich zuerst gar keine Erklärung darüber geben; sie glaubte, der geliebte Mann sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen, und ihre erste Bewegung war, ihm zu Hülfe zu eilen, die öftere Wiederholung des einen Wortes aber hielt sie zurück; eine furchtbare Ahnung dämmerte in ihrer Seele; sie konnte, sie durfte, sie wollte ihr keine Geltung lassen; es wäre zu schauderhaft, zu abscheulich gewesen! Und doch konnte sie die Lippen nicht öffnen, um zu ihm zu sprechen, konnte den Fuß nicht regen, zu ihm zu gehen.

Sie blieb am Sopha stehen, sich mit der Hand stützend und das Haupt unwillkürlich zu ihm vorgebeugt, von dem ihr nun Leben oder Tod kommen mußte. Ihr Blick, ihr Herzschlag sollte ihn zu ihr zurückführen, und auf den Knieen hätte sie ihm den gräßlichen Zweifel abgebeten, wäre er nur nicht so starr am Fenster stehen geblieben! Aber er kam nicht, er regte sich nicht; sie schien für ihn nicht mehr zu existiren, sie, die sich noch vor einer Stunde so heiß von ihm geliebt glaubte!

So verging eine Viertelstunde. Franka's Haupt hob sich allmälig höher, ihre Wangen rötheten sich, und ihr Auge flammte; sie schien größer und älter geworden. Mit einem wunderbaren Ausdruck von Stolz, Verachtung und Mitleid blickte sie auf den Mann, der so elend vor ihr stand. Sie schauerte in sich zusammen und verließ leise das Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihr ein alter treuer Diener des Hauses.

„Laß unsern Wagen einspannen!" sagte sie, „und begleite den Baron Albert in den Hof. Er ist unwohl geworden und hat sich in meinem Zimmer zu erholen gesucht. Ich glaube nicht, daß er darüber zu sprechen wünscht; darum schweige!"

Dann trat sie in den Salon ihrer Tante. —

Als der Baron wieder zur Ueberlegung kam, fühlte er freilich nur zu klar, daß Franka nicht befähigt war,

ihn in seinem Sinne glücklich zu machen; er war ja kein armer Mann, der an einem liebenden Wesen allein schon einen Reichthum gefunden hätte; er war im Gegentheil ein angesehener Baron, der selbst für ein genußreiches Leben mehr als genug besaß, der aber mit einer Frau nothwendig auch ein großes Vermögen erhalten mußte, um durch eine solche, welche ihm ohnedies manches Opfer an Freiheit und Behaglichkeit auflegte, im Punkte des äußeren Glanzes wenigstens nicht gestört zu werden. Die arme Franka war ihm nach dem Bekenntniß ihrer Dürftigkeit ein halb qualvoller Gegenstand, den er gern für immer aus seinem Leben und seiner Erinnerung gestrichen hätte. Da er aber ein feiner Weltmann war, sagte er sich, daß dies sehr leicht geschehen könne, und daß er sich nur einige Zeit zu gönnen brauche, um sie zu vergessen. Noch während dieser der Katastrophe so rasch folgenden Reflexionen vernahm er die Stimme des alten Dieners, welcher sich besorgt nach dem Befinden des Herrn Barons erkundigte und meldete, daß der Wagen vorgefahren, um ihn nach Hause zu bringen.

Albert wußte sich kaum sogleich in diese neue Wendung der Dinge zu finden; da er aber froh war, Franka an diesem Abend nicht mehr sehen zu müssen, ging er auf die von ihr eingeleitete Flucht ein und verließ rasch und heimlich das ihm nun so gleichgültig gewordene Haus.

Franka hatte sich unterdessen wieder in die heimlich verlassene Gesellschaft, worin jedoch Niemand ihre Entfernung bemerkt, gemischt; ein Herr forderte sie zu einer Française auf, und sie tanzte mit ihrer gewohnten Grazie und Leichtigkeit. Ein Freund Alberts fragte einen anderen Herrn nach diesem; sie überhörte die Antwort und beruhigte mit Herzlichkeit eine junge Dame, welche ihr ungeschickter Weise das Kleid mit Limonade begossen hatte. Als die Gäste sich zur hergebrachten Stunde verabschiedet, begleitete sie noch ihre Tante auf deren Zimmer und las ihr noch eine halbe Stunde aus Lamartine's Histoire des Girondins vor, weil die gute alte Dame gewohnt war, unter dem Vorlesen einzuschlafen.

Als sie endlich ihr Zimmer wieder betrat, als der feine Duft von Alberts Parfum, der noch jetzt den engen Raum süß durchzog, sie betäubend einhüllte, da brach sie unter der Wucht ihrer Schmerzen zusammen.

„O Gott, mein Gott!“ stöhnte sie. „Wie bin ich jetzt so ganz arm!“ —

Einige Tage lang war in Albert Aerger und Enttäuschung das Herrschende; dann überwand er sich soweit, an Franka ein Billet zu schreiben, das mit den Worten: „Mein süßes Herz!“ begann und eine ergreifende Schilderung seines Unwohlseins gab, wodurch er von ihr entfernt gehalten werde; es war ein kleines Meisterstück von Phraseologie und ganz darauf berechnet,

Alberts Verhältniß zu Franka so lange hinzuziehen, bis der völlige Rückzug ohne äußeren Eclat möglich geworden. Einen Tag später fand er es unerbrochen auf seinem Schreibtisch wieder. Sein kleiner gut dressirter Diener berichtete, die Kammerjungfer des gnädigen Fräuleins habe den Brief, den er für eine Antwort gehalten, am Abend zuvor gebracht. Mit einem zweiten Billet ging es ebenso; ein drittes schrieb er nicht; er wollte nun selbst hingehen, um das kindische Mädchen durch den Zauber oder die Macht seiner Erscheinung zu beruhigen oder auch zu demüthigen.

Er kam zu spät.

Eine Stunde zuvor war Franka abgereist.

Es war keine Kleinigkeit für Albert, sein tief erregtes Gemüth den Augen von Franka's Verwandten zu verbergen; erst zu Hause gestand er sich ganz offen, daß er sich ärgere, von einem kleinen, für ihn unbedeutend erscheinenden und noch dazu ganz armen Mädchen verschmäht worden zu sein. Das kokette Lächeln eines gegenüber wohnenden hübschen Bürgermädchens gab ihm aber seine Fassung wieder. Er sah in den Spiegel und fand sich schön, mehr als fashionable — verführerisch. Der Luxus, der ihn umgab, that seinem Herzen auch wohl, und das Einzige, womit er sich an Franka rächte, war endlich, daß er zwischen den Zähnen murmelte:

„Sie war mir im Grunde auch herzlich langweilig,

ein Mensch gewordener Traum, ein einziger Seufzer! Das kleine Ding da drüben hat mehr Witz und Leben in der Fußspitze, als die ganze Franka vom Kopf bis auf die Zehen. Fahr' hin!"

Dabei zielte er und warf ein kleines Bouquet in den Schooß des Mädchens.

Die fatale Geschichte war für ihn abgemacht. —

Der leichtsinnige Mann hatte an einem Wesen von ausgezeichneten Eigenschaften und Fähigkeiten ein Verbrechen begangen, von welchem er selbst nichts ahnte. Franka's Leben war gebrochen, die Blüthe ihres Herzens in den Staub getreten und vielleicht für immer vernichtet. Es ist eine beinah alltägliche Erfahrung, daß sich edle Herzen an Unwürdige verschwenden und darunter jammervoll zu Grunde gehen; die Art und Weise ist verschieden, das Ende bleibt immer ein trauriges.

An Franka blieb äußerlich Alles unverändert; sie war jung und kräftig, von blühender Gesundheit und Frische; es lag in ihrem ganzen Wesen eine ungewöhnliche Stärke und Tiefe, aber auch eine Fülle von leidenschaftlichen Empfindungen, welche nur durch jene gehalten und gemäßigt werden konnten und mußten. Von dem Moment an, wo sie den schwachen, unwürdigen Mann durchschaut, überfluthete sie das Gefühl der Scham, ihn geliebt zu haben, wie ein Feuermeer; es war ein wilder, furchtbarer Schmerz, mit welchem diese

ihre erste Liebesleidenschaft für immer und ewig aus ihrer Seele gebrannt wurde — und ihr Herz mit allen seinen Schätzen und Fähigkeiten schien mit verbrannt zu sein.

* * *

An einem prachtvollen Hochsommerabend ging Franka in Begleitung eines älteren Herrn und einer schon im Greisenalter stehenden Dame in den schattigen Laubgängen eines großen, fast einem Park ähnlichen Gartens spazieren. Es war ihre Tante, die Baronin von L., bei welcher sie nach jenem Vorfall mit Albert Zuflucht gesucht hatte; der ältere Herr war ein Bruder der Baronin, Emanuel von F., Rittmeister a. D.

„Es wird kühler," sagte die Matrone, sich in ihren Shawl hüllend, „ich glaube, daß ich mich in's Zimmer zurückziehen muß. Verzeiht meiner schwachen Gesundheit, laßt Euch aber durch mich nicht hindern, so lange zu gehen, als es Euch beliebt."

„Erlaube uns, daß wir Dich zurückbegleiten," bat Franka, den Arm ihrer Tante von Neuem in den ihrigen legend und sie sorgsam geleitend; „wir können ja dann unsern Spaziergang fortsetzen."

In wenigen Minuten hatten sie das Schlößchen erreicht; Franka geleitete ihre Tante noch die Treppe

hinauf und sprang dann leicht wie ein Reh zu ihrem Begleiter.

„Sollte man glauben, daß Sie je einen Kummer gehabt," — sagte der Rittmeister, ihr den linken Arm reichend; der rechte fehlte ihm bis zur oberen Hälfte. „Lassen Sie sich's gestehen, liebe Franka, daß ich wünsche und auch fast hoffe, der unwürdige Gast sei glücklich aus Ihrem für ihn zu edeln Herzen hinausgetrieben."

„Sie täuschen sich trotz Ihres sonstigen Scharfblicks und Ihrer bekannten Seelenforschung," erwiederte Franka so ernst, daß ihre jugendlich schönen Züge älter und schärfer erschienen. „Ich verfluche den Schmerz, der sich da drinnen fest genistet hat und nimmer wankt noch weicht, aber mein Wille ist ohnmächtig, meine Macht vermag nichts gegen ihn. So hassenswerth er ist, mag er vielleicht doch ein Gutes üben, daß er mir einen ähnlichen zweiten ferne hält."

„Sie haben mir erlaubt, mich in Allem offen gegen Sie auszusprechen, und ich rede darum offen mit Ihnen," sagte Emanuel. „Es war eine traurige Erfahrung, die Sie einmal gemacht; sie mußte schmerzlich, ich gebe zu, zerstörend auf Sie wirken, aber nur in der ersten Zeit, bis Ihr Herz sich von dem unerwarteten Schlag erholt, bis Sie zum Bewußtsein gekommen. Ich halt' es für absolut unmöglich, daß Sie der verzerrten Karrikatur der Liebe, welche Ihnen unglücklicher

Weise statt des eigentlichen edeln Bildes erschienen ist, noch länger Geltung lassen. Sie behaupten doch, jene Liebe sei in Ihnen für ewig erstorben; und wie ich Sie kenne, ist dies auch nicht anders möglich."

„Ja, wahrlich, ich möchte sonst mich mehr verachten, als jenen Unwürdigen," sagte Franka, von innerer Aufregung erglühend; „ich klage und traure nicht, daß ich ihn verlor — es war ja kein Verlust, aber wie es geschah und was mir dadurch für mein ganzes ferneres Leben verloren ist, das muß ich beklagen, so lange mein Herz schlägt: Ich kann nicht mehr lieben — meiner Krone ist ihre schönste Perle ausgebrochen. Schätzen Sie meinen Verlust als klein?"

Sie sah ihm mit ihren strahlenden Augen in das leidende Gesicht; ein seltsames Lächeln umschwebte seine feinen Lippen; sie konnte sich's nicht erklären, was dies Lächeln bedeuten sollte; er sprach es nach einem tiefen Blick in ihre Augen aus:

„Wie Sie dies so ernsthaft sagen können, Sie Kind von neunzehn Jahren! Sie haben ja die rechte Liebe noch gar nicht kennen gelernt, und was Sie für ewig in Ihr Herz und Leben gegraben wähnen, ist nichts als ein trüber Schatten, der schwindet, sobald der Sonnenstrahl einer wahren Liebe in Ihre Seele fällt. Es giebt, Gott sei Dank, noch Männer, die einer wahren, ächten Liebe fähig und würdig sind."

„Das will ich nicht bestreiten," antwortete Franka, „aber das kann ich sagen und behaupten, daß es für mich keine Liebe mehr giebt."

„Das ist eine Caprice, liebe Franka, nichts als eine Caprice!" rief Emanuel.

Franka machte ihren Arm aus dem seinigen los; sie standen an einem mit herrlichen Blüthen übergossenen Rosenstrauch, und eine der schönsten Rosen abbrechend sagte sie mit etwas absichtlicher Ruhe:

„Was verstehen Sie denn eigentlich unter Liebe?"

„Wenn Sie so boshaft sind, eine solche Frage an mich zu stellen," entgegnete Emanuel, „so sind Sie vielleicht auch gnädig genug, mir ein Jahr Bedenkzeit zu lassen."

„Sie scherzen," sagte Franka, „während ich im Ernst spreche. In Ihrer Antwort selbst aber liegt gewissermaßen schon meine Rechtfertigung gegen Ihre Anklage von vorhin. Der Begriff der Liebe muß doch wohl ein sehr complicirter und mannichfaltiger sein, wenn man so lange Zeit braucht, ihn zu demonstriren, und jede Art der Liebe hat in gewisser Beziehung ihre Berechtigung; warum soll das, was ich in mir als Liebe erkannt, nicht die für mich einzig rechte und wahre sein?"

„Auch ich will im Ernste sprechen," sagte Emanuel bewegt. „Geben Sie mir wieder Ihren Arm! — Die Liebe ist das Einfachste und Wunderbarste; sie ist für

Jeden, der sie noch nicht thätig in sich fühlte, ein unlösbares Räthsel, und Der, in dem sie wirkt, denkt nicht über sie nach. Sie, mein theures Fräulein, kennen die Liebe noch gar nicht. Sie haben sie in sich selbst gefühlt oder, um richtiger zu sprechen: Sie haben bis jetzt nur die Liebe selber geliebt! Der unglückliche Zufall, der Ihnen in dem Moment, in welchem Sie dieser Liebe zur Liebe sich bewußt wurden und sich ihr mit aller Wärme Ihres Herzens hingaben, jenen schwachen, armseligen Mann zuführte, kann für Sie unmöglich die Bedeutung haben, welche Sie ihm beilegen; früher oder später hätten Sie von selbst Ihren Irrthum eingesehen, ohne daß Sie dadurch so unglücklich geworden wären, wie Sie sich jetzt vorkommen: ohne tieferen Schmerz, ohne längere Beunruhigung Ihres Innern würde das Verhältniß sich in einer oder anderer Weise gelöst haben; dann aber hätten Sie erst einen würdigen Gegenstand für Ihre gereifteren Empfindungen gesucht und auch gefunden, denn vergessen Sie nicht, daß das Herz sich ebenso bilden und entwickeln muß, wie der Geist, und nicht so plötzlich, wie Minerva aus Jupiters Haupte, da ist und fertig da ist. Dann erst, wenn Sie von einem andern, gleich Ihnen edeln Wesen mit voller, wahrer Liebe umfaßt werden, erkennen Sie, was Liebe ist, dann erst steht Ihnen eine Seligkeit bevor, von der Sie jetzt noch keine Ahnung besitzen. Wähnen Sie nicht,

die Liebesfähigkeit sei in Ihnen erstorben — ich gebe zu, daß in Ihnen nicht bloß Ihr weibliches Zartgefühl, Ihr Stolz beleidigt wurde, es war hauptsächlich die Ihnen tief innewohnende Moralität, die sich empörte über die Gesinnungen eines Ihnen bisher Nahestehenden. Prüfen Sie einmal, ob ich nicht Recht habe?"

Franka hatte ihm aufmerksam zugehört; nach einer kurzen Pause sagte sie:

„Ich will Ihnen ein anderes Mal auf diese Frage antworten."

Und wieder nach einem kurzen Schweigen fuhr sie mit einem Anflug von Unmuth fort:

„Aber Eines ärgert mich in Ihnen, daß Sie den Wechsel in der Liebe so ganz erlaubt und fast wie selbstverständlich hinstellen!"

„Ganz und gar nicht," entgegnete Emanuel rasch. „Ich habe einzig und allein Ihren jetzigen Fall im Sinne gehabt; es ist der fast aller jungen Leute von Gemüth und Phantasie. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen eine Beleidigung anthue, wenn ich Sie in diesem Punkt beurtheile, wie alle Anderen; ich gebe Ihnen im Gegentheil einen Beweis meiner Hochachtung, wenn ich mich eben über diesen kritischen Punkt ganz offen gegen Sie ausspreche. Geben Sie mir die Erlaubniß dazu?"

„Ich kann jetzt kaum Nein sagen, ohne mich selbst zu

degradiren," sagte Franka lächelnd. „Zudem interessirt es mich auch wirklich, Sie zu hören."

„Jedes junge Herz," fuhr Emanuel fort, „empfindet den Drang in sich zu lieben und sucht nach einem demselben entsprechenden Gegenstande; eine zufällig entgegenkommende Persönlichkeit gewinnt dann leicht Einfluß und Bedeutung, nicht weil es speciell diese, sondern weil es irgend eine solche ist; glauben Sie mir, Franka, wir Alle haben es durchgemacht, und der Traum der ersten Liebe läßt in tausend Fällen das arme Menschenherz kaum einmal ungetäuscht. Ein Weitersuchen ist aber alsdann nicht Wankelmuth, nicht Freude am Wechsel; es ist so gut eine Art Nothwendigkeit, wie die erste Liebe eine solche war; von Treue oder Untreue kann in solchem Falle gar nicht die Rede sein —"

„Wenn man aber," warf Franka ein, „durch traurige Erfahrungen den Muth verloren hätte, dem Herzensdrang zu folgen?"

„Als ob sich dem gebieten ließe! Das Herz ist in der Liebe der Tyrann unseres Willens, der Sklave seiner Empfindung. Es wird die Zeit kommen, wo Sie die rechte, wahre Liebe kennen lernen, und damit wächst auch wieder der Muth. Dann erscheint Ihnen ein Wesen als das alleinige, vollkommene, absolute und darum unersetzliche, und Sie sind darin der Täuschung weniger un-

terworfen, weil Herz und Geist reifer geworden, als dies bei der ersten Liebe der Fall sein konnte."

„Ich kann mich also doch noch täuschen?" erwiederte Franka etwas unbefriedigt.

„Dies kann immer noch der Fall sein, Sie können sich darin täuschen, daß Sie bei dem Anderen die ganze, volle Gegenliebe nicht finden, für Sie aber ist es die wahre, ächte Liebe. Sie werden Ihren Irrthum nicht gewahr werden, Sie werden sich tausendmal ohne Schuld selbst anklagen, um nur den Geliebten nicht anzutasten, Sie werden das Unmögliche erdulden, werden sich opfern und selbst in den Tod gehen um der Liebe willen, aber nicht aufhören zu lieben. Daß Sie Alberts Schuld sogleich erkannten und sie strafen konnten, beweiset, daß Sie die Liebe, von der ich eben spreche, nicht zu ihm fühlten. Die wahre Liebe ist ein Wunder, das in sich und in Andern zu wirken nicht in des Menschen Gewalt und Willen steht; er verhält sich bloß passiv, leidend dabei, wie ja auch das so bezeichnende Wort Leidenschaft ausdrückt, und dennoch muß viel Activität vorausgegangen sein, um zu solch einer wahren Leidenschaft befähigt zu werden. Glauben Sie, Franka, daß Sie noch so lieben können?"

„Ich weiß es nicht," sagte Franka. Emanuel versank in ein tiefes Schweigen; sie schritten einige Zeit stumm neben einander fort.

„Wissen Sie, daß mich vor einer Liebe, wie Sie dieselbe eben geschildert haben, Bangen beschleicht?" nahm Franka den Faden der Unterhaltung wieder auf.

Emanuel blickte sie überrascht an.

„Was haben Sie denn so Furchtbares gehört?" fragte er mit einer Aufregung, welche Franka sonst noch nie an ihm bemerkt hatte. „Meine armseligen, kalten, trockenen Worte können unmöglich einen solchen Eindruck auf Sie gemacht haben. — — — Schauen Sie in mein Herz; wenn Sie die Flammen sehen könnten, welche mich heimlich verzehren, wenn Sie eine Ahnung von meinen furchtbaren Leiden hätten, wenn Sie selber wüßten, was Liebe ist — dann könnten Sie schaudern —"

Des unglücklichen Mannes Wangen glühten, und seine Blicke drangen wie Flammen in Franka's Herz; es lag eine Gewalt in diesen Augen, welche sie bisher nicht gefühlt, und die sie jetzt zwang, den Blick zu ertragen.

„O Franka, ich bin der unglückseligste Mensch!" rief er plötzlich mit herzzerreißender Stimme und sank an ihr hinab auf die Kniee, umfaßte sie mit seinem einzigen Arm und barg sein Haupt in die Falten ihres Gewandes. Franka bebte, und heiße Thränen des Mitleids strömten über ihre erbleichten Wangen auf seine Haare nieder; sie wußte nicht, warum er sein Unglück mit einem Mal so heftig gefühlt; das Mitleid, das ihr der jammervolle

Zustand des edeln, von ihr so hoch verehrten Mannes immer eingeflößt, steigerte sich bis zum eigentlichen Schmerz. Mit dem weichsten, liebevollsten Ton der Stimme und mit all der Lieblichkeit ihres Wesens neigte sie sich zu ihm nieder und flüsterte:

„Können Sie unglücklich sein, da Sie wissen, daß Sie mein einziger Freund sind, daß ich mit aller Liebe und Verehrung eines Kindes zu Ihnen aufschaue, und mich das Leben nur um Ihretwillen noch freut?"

Emanuel hob sein Haupt und schaute sie an; sein Antlitz war thränenfeucht; heftigste Seelenbewegung drückte sich in jedem seiner leidenden Züge aus.

„Ja, ja, sei mein Kind!" sagte er dann, nach Fassung ringend; „ich will mich begnügen damit."

Sich erhebend griff er nach der Rose, welche Franka's Hand entfallen war, und verbarg sie an der Brust.

Seit diesem Abend erlitt Emanuels Gemüthszustand eine große Veränderung; der sonst trotz seines physischen Leidens stets gleichmäßig ruhige und in sich heitere Mann hatte Anwandlungen der finstersten Melancholie; um sie zu verbergen, entzog er sich der Gesellschaft der beiden Frauen, die ihn ungerne vermißten und sich mit verdoppelter Aufmerksamkeit und Theilnahme um ihn bemühten; es entging ihm dies nicht und stimmte ihn wehmüthig, so daß er oft, um ihnen seine hervorbrechenden Thränen zu verbergen, forteilte oder auch, um seine Ge-

fühle niederkämpfen zu können, übertrieben munter und lebhaft wurde, was jedoch stets eine Vermehrung seiner körperlichen Leiden zur Folge hatte. Mit Franka allein zu sein, vermied er fast ängstlich, und konnte er es nicht verhindern, so war er schweigsam, formell und kalt. Nur bisweilen schien er Alles, was ihn quälte, vergessen zu haben; das war, wenn ihn Franka bat, ihr aus seinem an Thaten und Erlebnissen ungewöhnlich reichen Leben zu erzählen. Wenn ihr strahlendes Auge ihm jedes Wort von den Lippen ablas, wenn sie mit allen Zeichen lebhaftester Theilnahme seinen Erzählungen folgte, wenn ihr seine mit dramatischem Leben vorgetragenen Schilderungen Ausrufungen des Schreckens und der Angst, ja selbst Thränen des Mitleids entlockten, dann verjüngten sich seine edeln Züge, und das Feuer früherer, glücklicherer Zeiten strahlte aus seinen Augen; sein ganzes Aussehen wurde ein frischeres, kräftigeres, glücklicheres — freilich nur für wenige Stunden, denen in der Regel um so dunklere Nächte folgten.

Emanuel von F. war noch nicht über die Jahre hinaus, wo Ansprüche auf Glück und Freude erlaubt, ja naturgemäß sind; ein furchtbares Schicksal hatte ihm ohne seine Verschuldung die Blüthe der Jugend und die Kraft der Mannesjahre geraubt und ihn vor der Zeit zum Greise gemacht. Ritterlich edeln Sinnes, voll Jugendmuth und Kampfeslust, durch die Nüchternheit der

ihn umgebenden Zustände verstimmt, hatte er sich, als kaum zwanzigjähriger Jüngling, der Sache des Don Carlos angeschlossen und Monate lang mit Ruhm unter den Fahnen desselben gefochten, bis ihn in einem mörderischen Kampfe, den er mit gewohnter Unerschrockenheit, fast ohne weitere Unterstützung mit einer feindlichen Schaar zu bestehen hatte, zahllose Verwundungen streitunfähig und zum Gefangenen der Cristinos gemacht. Der härteste Verlust, den er dabei erlitten, war der seines rechten Armes; öftere Verblutungen und in Folge derselben ein andauerndes heftiges Fieber, verbunden mit einer erbärmlichen Pflege, ließen Tod und Leben eine geraume Zeit um ihn kämpfen, und erst nach den furchtbarsten körperlichen und geistigen Qualen erholte er sich soweit, daß er die Heimath wieder aufsuchen konnte. Bei seinen Verwandten nach mühseligsten Irrfahrten angelangt, war er der Gegenstand der herzlichsten Behandlung, der liebevollsten Aufmerksamkeit, der gewissenhaftesten Pflege, dennoch aber gelang es nur, das gebrochene Leben zu erhalten; Kraft und Frische war Emanuel für seine übrige Lebenszeit genommen.

Es läßt sich denken, daß unter solchen Umständen das sonst für alles Schöne und Edle schwärmende Herz des jungen Mannes allmälig matt und stumpf geworden, daß nichts von Allem, was sonst die Jugend freut und beglückt, ihm Reiz gewähren konnte; glücklicher Weise

hielt ihm auch das Schicksal Alles ferne, was die Ruhe seines Gemüthes hätte stören können, und so hatte er, immer schwach und leidend, ein zwar freuden- und genußloses, durch Studium und Geistesbildung aber doch nicht verlorenes Leben geführt und ein Alter von nahezu fünfzig Jahren erreicht, ohne daß er die Beute eines frühen Todes geworden.

Da erschien ihm Franka, und mit ihr drang alles Glück und Leid einer ersten, spät, aber um so mächtiger aufflammenden Liebe in sein Herz und gefährdete nicht nur dessen Ruhe, sondern auch das seit Jahren mühsam zusammengehaltene Leben.

Franka hatte keine Ahnung davon.

Mit aller Theilnahme, welche ihr jedes Unglück einflößte, hatte sie sich dem edeln Manne genähert; als sie bei tieferer Berührung die Schätze seines Geistes und Wissens kennen lernte, erstaunte sie darüber, denn trotzdem, daß ihr in ihrem jungen Leben bisher nur Männer aus der feinsten Gesellschaft vorgekommen, hatte sie doch bei keinem eine ähnliche Bildung gefunden; sie hatte den Mangel gefühlt, ohne ihn recht genau zu kennen. Nun aber, im nächsten, fast vertrauten Umgang mit einem Manne, der in jeder Beziehung so ganz verschieden von ihren bisherigen Bekannten, fühlte sich ihr lebhafter Geist im höchsten Grade von ihm angezogen, und sie legte dies um so offener und unbefangener an den Tag, als in

dem engen, traulichen Kreise ihr kein Umstand Zwang auferlegte. Durch das Vertrauen, welches Emanuel ihr einflößte, trat er ihr noch um Vieles näher, indem ihr volles und immer noch schmerzendes Herz eine süße Beruhigung und Befriedigung darin fand, über ihre ersten Erfahrungen und Enttäuschungen in der Liebe zu sprechen; Alles trug dazu bei, ihr den edeln, unglücklichen Mann werth zu machen.

Für Franka war es daher im höchsten Grade schmerzlich, auf ihrem sonst so innigen und schönen Verhältnisse zu Emanuel einen trüben, störenden Schatten zu bemerken, dessen Ursache und Veranlassung sie sich durchaus nicht denken konnte.

Als er wieder einmal so plötzlich von ihr und seiner Schwester wegeilte, sagte Franka, ihm traurig nachschauend:

„Ich glaube, daß ihn seine alten Wunden wieder heftiger schmerzen!“

Und ich glaube, daß es neue sind, die ihm sein armes Leben vollends brechen,“ erwiederte die Baronin.

„Mein Gott,“ rief Franka erschreckt, „ist ihm neuerdings Unheil begegnet? Ich weiß ja gar nichts davon. O, es wäre schrecklich!“

„Kind,“ sagte die alte Dame, sie bei der Hand ergreifend, „solltest Du nicht wissen, was ihn krank macht? — Weißt Du nicht, was Du ihm bist?“

Von dem Augenblick an wußte es Franka; sie brach in Thränen aus. Die alte Freundin nahm ihr schönes Lockenhaupt in die Hand und weinte mit.

„Was kann ich nun aber thun, sein Herz wieder zu beruhigen? — Abreisen? — Nein, das geht nicht, ich könnt' es auch nicht! — Sprich, rathe, liebe Tante, was kann ich thun, wie können wir ihm helfen?“ — Sie bat so dringend, als müss' es auf der Stelle geschehen.

„Ich weiß es nicht, mein Kind,“ sagte die Baronin wehmüthig; „ich glaube, der Tod wird ihm helfen.“

„O sag mir das nicht,“ rief Franka erbleichend; „um Gotteswillen sag mir das nicht! Du weißt es nicht, wie lieb er mir ist, wie ich ihn verehre und bewundere — wir müssen ihm helfen und wär's mit unserem eigenen Leben! — Er hat so viel gelitten, sein ganzes Leben lang so bitter gedarbt, und jetzt da er ruhig und friedlich seine Tage verbringen und stillwirkend noch Jahre thätig verleben könnte, sollte ich ihm von Neuem wehe thun? — Ich, die ich stolz sein darf, von einem solchen Manne geliebt zu werden! Ich müßte das hassenswertheste Geschöpf sein, wollte ich diesem theuren Leben den letzten Todesstoß versetzen!“

Sie hörte Emanuels langsamen Tritt auf dem Kiesweg vor der Altane, auf welcher sie saßen; plötzlich

überkam sie ein Gedanke. Vor Aufregung kaum fähig zu sprechen, sagte sie in fliegender Hast:

„Geh rasch in das Zimmer — laß Dich nicht sehen, laß uns allein — ich bitte Dich um Gotteswillen, störe uns nicht — geh', eile — er kommt!"

Sie schob die überraschte alte Dame in's Haus und, als Emanuel vor ihr stand, ergriff sie seine Hand und sagte, ohne ihrer leidenschaftlichen Bewegung Herr zu werden:

„Emanuel, was ist Ihnen? Hab' ich Sie verletzt, beleidigt? Zürnen Sie mir?"

Er antwortete nicht; eine dunkle Röthe hatte sein Antlitz bedeckt; seine Hand zitterte, daß Franka's Arm davon bewegt wurde. Er wollte sprechen und konnte nicht; er wollte sich von ihr losmachen, aber sie hielt ihn fest.

„Willst Du mich sterben sehen?" flüsterte er kaum hörbar und erbleichend; mit brechendem Auge wäre er niedergesunken, wenn Franka ihn nicht in ihre Arme geschlossen.

„O stirb nicht, stirb nicht!" sagte sie, sein bleiches Haupt an das Herz drückend, mit leisem Weinen. „Du mußt für mich leben, wie ich nur Dir gehöre. Emanuel, ich, Deine Franka, flehe Dich an!"

Emanuel hörte nichts von ihrem Flehen; er lag wie todt in ihren Armen, auf ihrem Schooße. Da faßte

Franka ein tödtliches Grauen; mit einem furchtbaren Schrei rief sie um Hülfe.

Seine Schwester kam herbei, Diener und Mägde; unter Allen herrschte ein namenloser Schrecken, und nur die Baronin konnte sich soweit fassen, die nöthigen Belebungsversuche anzuordnen und nach dem Arzte eines nahen Städtchens zu schicken.

Franka war wie gelähmt; sie konnte auf keine der vielen Fragen antworten, vermochte nicht sich zu einer Hülfeleistung aufzuraffen — endlich hob ein tiefer Athemzug die Brust Emanuels, der noch immer von Franka's Armen umfaßt war; er schlug die Augen empor, und sein erster Blick traf in Franka's bleiches Antlitz; es malte sich in diesem Aufblick das Schwanken seiner Gedanken, und neues Schwinden des Lebens befürchtend, sagte Franka leise und kosend:

„Sei stark! Du bist bei mir, und wir trennen uns nie wieder."

Als ob sie ihm mit diesen Worten Kraft und Leben verliehen, färbten sich seine Wangen röther, und ein unbeschreiblich süßes Lächeln verklärte sein Antlitz.

„Du Engel Gottes," flüsterte er leise, „wie segne ich Dich!" —

Emanuel nannte Franka wirklich bald die Seine; wie es gekommen, wußte er kaum. Niemals würde er um

Franka geworben haben, denn er hatte sich stets als einen Halbbegrabenen angesehen, und würde ihr nie zugemuthet haben, ihr junges, frisches, blühendes Leben an sein gebrochenes zu knüpfen; nach jener Scene aber hatte sie ihm in in feierlichster Weise geschworen, keinem andern Manne als ihm angehören zu wollen, und er vermochte es nicht, Kritik an ihr Wort zu legen; es beseligte ihn, darum glaubte er ihr Alles, was sie ihm sagte.

Franka war in der Vereinigung mit Emanuel so glücklich, als sie sein konnte und wollte. Sie hatte sich die Ruhe, den Frieden, das Glück ihres Gatten zur Aufgabe ihres Lebens gemacht, und in der Erfüllung derselben fand sie das, was sie für sich selbst beanspruchte; es war nichts als Selbstvergessenheit und die Ueberzeugung, nicht ganz umsonst gelebt zu haben. Außerdem schöpfte ihr thätiger Geist den mannichfaltigsten Genuß aus seinen Kenntnissen, die er ihr als stets unermüdlicher Lehrer mittheilte. Wie sie ihn sonst als Lehrer und Freund betrachtet, that sie es jetzt noch; und sie war dabei so heiter, so hingebend, so aufmerksam und zärtlich, sie legte bei jeder Gelegenheit so herzliche Zufriedenheit mit ihrem Schicksal an den Tag, daß auch nicht der leiseste Zweifel, die mindeste Unruhe dem trefflichen Manne den Besitz des abgöttisch geliebten Weibes trübte. Auch kein anderer Mensch ahnte, wie es um Franka's innerstes Leben stand; nur sie allein wußte, daß sie mit jedem Tage, den sie

wieder verlebt, ein unermeßliches Opfer zu den Füßen Gottes niedergelegt.

Dies einzige und erst so spät zur Blüthe gediehene Glück seines Lebens sollte für Emanuel nicht von langer Dauer sein. Sein Erstarken und Besserwerden während der ersten Zeit ihrer Verbindung war nur ein scheinbares, trügerisches; man weiß, wie viel die Psyche über die Materie vermag, und daß sie oft eigentliche Wunder wirkt, aber dem Gange der Natur kann sie sich doch nur bis zu einer gewissen Grenze widersetzen; auf forcirte Stärke folgt um so größere Schwäche, auf überreizte Lebenskraft um so tiefere Erschlaffung; so auch bei Emanuel, und was ihm auf der einen Seite tausendfältiges, herrliches Leben geschafft, absorbirte auf der andern seine letzten Kräfte und beschleunigte seinen Tod.

Als Franka die Veränderungen, welche rascher mit ihm vorgingen, als er selbst fühlte, beobachtete, verließ sie mit ihrem Gatten den abgelegenen Landsitz, wo sie bisher gewohnt, und übergab ihn in einer größeren Stadt der Behandlung bewährter Aerzte, aber sie konnten nicht mehr helfen. Nicht volle fünf Jahre hatte sie ihm als treues, hingebendes Weib, als Mutter und Kind, als Freund und Freundin zur Seite gestanden, als sie ihm das gebrochene Auge schließen, ihm den letzten Kuß auf die erstarrten Lippen drücken mußte.

Ein Medaillon, das die Rose in sich schloß, welche

er sich beim ersten verrätherischen Selbstvergessen an jenem Abend im Park heimlich angeeignet und immer als Kleinod bewahrt hatte, weil sie ihm als ein prophetisches Zeichen erschienen war, hatte er sterbend mit in's Grab zu nehmen gewünscht; er war mit den Worten verschieden: „Franka, wie segne ich Dich!"

Das rührendste Zeichen seiner unermeßlichen Liebe zu ihr war ihr eine Sammlung von Liedern an sie, mit denen er nie während seines Lebens vor sie hingetreten, und die sie erst längere Zeit nach seinem Tode unter den Papieren des Verstorbenen fand. Besonders eines dieser Lieder enthüllte ihr seinen Seelenzustand vor der Katastrophe, welche ihr edles Herz, um ihn zu beglücken, herbeigeführt hatte, und sie lernte erst dadurch den Grund der furchtbaren Erschütterung, die er durch jene erlitten, in seiner ganzen Größe kennen. Es war das folgende:

Wär' meine Sonne nicht gesunken,
Wär' meine Kraft noch jugendtrunken,
Auf Tod und Leben würd' ich ringen,
Dich als die Meine zu umschlingen.

Was kann ich jetzo? — Mich im Lieben,
Im inneren, geheimen, üben,
Erfüllen alle Liebespflichten
Und ewig auf mein Glück verzichten!

* * *

Das junge, unreife Mädchen von neunzehn Jahren, ohne Selbstbewußtsein, voll phantastischer Träumereien

und Wünsche, stark in sich, aber schüchtern und schwach der Welt gegenüber, mit kindischer Scheu seine Perlen vor Aller Augen versteckt haltend und mit jedem Blick wie um Verzeihung bittend für unbewußt begangene Fehler, leidenschaftlich der Liebe hingegeben zu einem ganz gewöhnlichen, sie durch nichts verdienenden Manne und von ihm mißhandelt, endlich die Welt fliehend — so haben wir Franka kennen gelernt; wir haben sie von einem unglücklichen, aber edeln und würdigen Manne geliebt gesehen und sie in ihrem Verhältnisse zu ihm beobachtet; ohne leidenschaftliche Zuneigung, aber geehrt durch seine Liebe, voll Mitleid mit seinen Schmerzen und durch alle seine stillen, aber trefflichen Eigenschaften zu ihm hingezogen, hatte sie aus einem Unglücklichen einen Ueberseligen gemacht und diesem bis zu seinem Tode in unwandelbarer Treue zur Seite gestanden, so daß er in dem glücklichen Glauben lebte und starb, nicht weniger geliebt zu sein, als er selbst liebte.

Wie wir sie jetzt sehen, finden wir sie als prächtiges Weib, das durch Geist und Schönheit in der Gesellschaft einen noch höheren Rang erworben, als er ihr ohnedies schon gebührte; ihre Güte und Liebenswürdigkeit machte ihr Frauen und Mädchen zu Freundinnen; ein großer Kreis bewundernder Männer beeiferte sich ihr zu dienen und von ihr bemerkt zu werden. Sie ist, ohne daß sie es wollte, die gefeiertste Frau der Stadt geworden, aber

ferne von kindischer Eitelkeit oder hochmüthiger Verachtung nimmt sie die Huldigungen mit all der Anmuth ihres Wesens an, ohne dankbar dafür zu sein; sie wäre auch ohne dieseben mit sich allein zufrieden; da sie aber nichts Störendes oder Beunruhigendes für sie haben, flieht sie solche Huldigungen nicht. Ihre liebsten Stunden, die der Einsamkeit, läßt sie sich nicht rauben; sie giebt der Welt nur die Reste ihres Tages; stille Betrachtung, Fortsetzung früherer, mit Emanuel begonnener Studien, Musik und Poesie sind die von ihr selbst gehegten und gepflegten Blüthen ihres Lebens, alles Andere ist nur die Lücken ausfüllend — Blätter ohne Duft, aber auch ohne Dornen!

Eines Abends befand sie sich wieder in einer Gesellschaft und war besonders lebendig und heiter gestimmt. Da bat der Herr des Hauses, ihr einen Fremden vorstellen zu dürfen; sie hatte den Namen überhört, gab jedoch mit den hergebrachten Worten ihre Erlaubniß dazu; gleichgültig sah sie dem Fremden entgegen.

Als er vor ihr stand, und sein Name deutlich an ihr Ohr klang, durchzuckte sie ein unnennbares Gefühl wie ein Blitz, der alte Wunden sengend aufreißt; aber auch nur einen Moment lang; dann war sie so ruhig wie vorher und sprach ein paar gleichgültige Worte mit dem Vorgestellten, ihr großes, prächtiges Auge mit einer Kälte auf ihn richtend, als wolle sie den vor ihr stehenden

Gegenstand damit in Stein verwandeln. Der Klang ihrer Stimme und ihre schwarzen Augen schienen aber auch auf den schönen Fremden eine elektrische Wirkung zu üben; er starrte sie an mit der Miene der höchsten Ueberraschung, womit sich doch wieder ein Ausdruck von Zweifel mischte, und wechselte die Farbe; ihre Worte schien er überhört zu haben und strich sich über die Augen, als wolle er einen Schleier, der ihn am deutlichen Erkennen hinderte, beseitigen.

„Stehen Sie doch gefälligst dem Herrn bei," sagte Franka zu dem neben ihr stehenden Sohne des Hauses; „es scheint ihm unwohl zu werden."

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, das scheinbar Unschickliche meines Benehmens," sagte Albert von P., sich fassend; „bei Ihrem Anblick überfiel mich die Erinnerung an eine frühere Zeit so mächtig, daß ich dem gegenwärtigen Moment völlig entrückt wurde; mir war, als hätte ich früher schon einmal das Glück gehabt, Sie zu sehen. Ich habe mich aber doch wohl getäuscht."

„Es wird mir öfter gesagt, ich sehe dieser oder jener Person ähnlich, oder meine Augen, meine Nase, mein Gang sollen an Diese oder Jene erinnern," erwiederte Franka; „wenn mir meine äußere Erscheinung nicht so gänzlich unwichtig wäre, könnte ich vielleicht über diesen Mangel an Originalität traurig werden."

„Geben Sie meinem Irrthum eine solche Deutung?"

fragte Albert; „ich glaube, daß Sie sich und uns damit Unrecht thun; ich für meinen Theil wenigstens habe nur einmal in meinem Leben Augen gesehen, welche ich mit den Ihrigen vergleichen möchte; und indem ich sie jetzt wieder betrachte, erscheinen sie mir doch so ganz anders."

Während er sprach, blickte ihn Franka wieder so eisig kalt an, und mit einem so eigenthümlichen Lächeln bestand sie sein Forschen, daß er von Neuem seine frühere Vermuthung aufgab.

Eine Dame, welche in diesem Augenblick mit Franka eine Unterredung anknüpfte, machte dem halb bewußt, halb unbewußt geführten Kampfe ein Ende. Franka war viel in Anspruch genommen und schien den Fremden völlig vergessen zu haben; er hingegen suchte sich immer so zu stellen, daß er sie im Auge behielt, und beobachtete sie fortwährend mit gespanntester Aufmerksamkeit, als ob eine heimliche Macht ihn dazu dränge. Sein Bemühen, sich neben ihr einen Platz zu verschaffen und so ein längeres Gespräch mit ihr anzuknüpfen, scheiterte an der vom Hausherrn bereits getroffenen Anordnung der Sitze bei dem eben beginnenden Souper, und auch nach demselben gelang es Albert ebenso wenig, noch einmal in Franka's Nähe zu kommen. Lange bevor die übrigen Gäste auseinander gingen, entfernte sich Franka.

Der in den letzten Jahren gegen weibliche Erscheinungen mehr als gleichgültig gewordene Mann fühlte

sich durch Franka auffallend erregt; etwas Dunkles, Räthselhaftes schien ihm zwischen ihr und ihm zu liegen, und das reizte ihn nicht minder, als ihre außergewöhnliche Schönheit. Er nahm sich vor, jenes während seines Aufenthaltes in B. zu ergründen, und schrieb am andern Morgen als Postscriptum eines seit einigen Tagen schon zur Absendung bereit liegenden Briefes an seine Frau:

„Ich kann Dir jetzt um so dringender zureden, unser einsames Gut so bald wie möglich zu verlassen, als Du hier an einer Dame, welche ich gestern beim Grafen R. kennen lernte, und die sich auch für Dich zu interessiren scheint, den angenehmsten Umgang finden würdest. Ich bleibe einstweilen hier, indem ich hoffe, daß Du die Liebhaberei an dem öden genußlosen Landleben aufgeben, und eine gründliche Langeweile Dich dem kleinen, aber lebhaften und amusanten B. zuführen wird. Bis dahin führe ich wieder ein Junggesellenleben und werde mich in die Leiden und Freuden desselben nach Möglichkeit zu finden suchen. Lebe wohl!"

Albert war seit Jahresfrist mit der ihm völlig ebenbürtigen, einzigen Tochter sehr reicher und angesehener Eltern vermählt. Ohne Liebe zu geben oder zu fordern, hatte er sie auf den Rath seiner Verwandten und mit dem Wunsche der ihrigen aus hundert andern heirathsfähigen und passenden Mädchen gewählt. Jung und

unerfahren, die Liebe noch gar nicht kennend, in vielen Dingen äußerst verwöhnt und daher durch Albert hundertmal vernachlässigt oder verletzt, hatte sich ihm Helene niemals innig anschmiegen und hingeben können; dem Bunde fehlte jede edlere Grundlage, und von Tag zu Tag mußte die Kluft, welche von Anfang an zwischen Beiden gelegen, tiefer und unübersteigbarer werden. Albert seinerseits bemühte sich nicht, ihr Liebe einzuflößen; sie war ihm nicht schön und pikant genug, um ihm zu einer so schwierigen Aufgabe Lust zu machen, und er zog es vor, ihr in äußeren Dingen die nöthige Rücksicht zu erweisen, sich innerlich aber als ungebunden zu betrachten und für jedes Opfer, das er ihr zu bringen glaubte, wo es anging, schadlos zu halten.

Da sich Albert von dem Augenblick, wo er mit Franka zusammengetroffen, bemühte, ihr wieder zu begegnen, und Franka ganz so fortlebte wie sonst, sah er sie fast Tag für Tag in der einen oder andern Gesellschaft; seine Verbindungen, sein Stand, seine Persönlichkeit öffneten ihm natürlich alle Kreise, und es war ihm ein Leichtes, sich selbst in den kleinen Abendunterhaltungen, welche Franka häufig bei sich veranstaltete, einführen zu lassen.

Trotz aller seiner Bemühungen gelang es ihm aber nicht, Franka irgendwie näher zu kommen; sie hatte nur so lange ein Auge für ihn, als er vor ihr stand; außer-

dem legte sie nicht das geringste Interesse für ihn an den Tag und zeigte ihm deutlich, daß er ihr mindestens ebenso gleichgültig sei, wie alle übrigen Männer.

Ihm aber schien es doch, als wäre dies höfliche, aber consequente Ignoriren seiner auf alle übrigen Frauen so wirksamen Persönlichkeit nur ein Mantel für wärmeres Interesse, das die stolze Frau aus Laune oder Rache nicht zu erkennen geben wollte. Er hatte ja nach den flüchtigsten Erkundigungen über sie die gewisseste Bestätigung seiner ersten Ahnung erhalten; Jedermann kannte ihre äußeren Verhältnisse, und da er nun sicher wußte, daß sie und jene ihn früher so schwärmerisch liebende Franka ein' und dieselbe Person, fühlte er sich doppelt gereizt, ihr näher zu kommen, ja verschiedene Pläne, Wünsche und Hoffnungen stiegen in seinem leichtfertigen Herzen auf, die ihn anspornten, sich in jeder nur möglichen Weise um sie zu bemühen. Welche Befriedigung hätte der eitle, in sich so arme Mann darin gefunden, das schöne, stolze, von Allen so verehrte Wesen abermals für sich zu gewinnen, es mit seinen verführerischen Eigenschaften von Neuem zu umstricken und, den andern Männern zum Trotz, einen Roman anzuspinnen, wie er deren in seinem Leben so manche aufzuweisen hatte, nur viel pikanter, viel reizender, weil schwieriger, als die früheren. Er täuschte sich sebst nicht im mindesten über seine eigenen Gefühle;

er war sich der Motive seiner Handlungsweise vollkommen bewußt und verfolgte seine Idee anfangs nur aus reiner Leichtfertigkeit in einer Weise, die er schon oft geübt und fast spielend zu betreiben anfing.

„Thor!“ sprach er zu sich selbst, als seine auffallenden und darum unzarten Galanterien von ihr mit einer beleidigenden Kälte aufgenommen oder gar zurückgewiesen wurden; „Thor, daß ich sie nicht besser zu beurtheilen wußte; das macht, weil sie mir selbst zu viel gleicht. Um so besser, daß ich das noch rechtzeitig bemerkt habe; ich kenne jetzt die Waffen, die verwunden.“

Er bildete sich wirklich ein, Franka sei nicht mehr als ein weiblicher Albert, und demnach änderte er seinen Angriffsplan; ebenso auffallend, als er sonst ihre Nähe gesucht, mied er sie nun; sie mußte ihn vermissen — dann war er schon weit. Aber trotz seiner sorgfältigen Erkundigungen danach, konnte er nie erfahren, daß sie auch nur mit einer Silbe seiner erwähnt. Das überraschte und ärgerte ihn, „denn“, sagte er sich, „es war wirklich eine Einfältigkeit von mir, mich wieder mit ihr zu beschäftigen; ich habe noch kein Buch ein zweites Mal gelesen, selbst wenn es das erste Mal mich amusirt hatte — nun erst ein Frauenherz, das mich früher so oft ennuyirt, zehn Jahre später wieder aufnehmen zu wollen! Gott und seine Heiligen mögen mich beschützen! Ich war nahe daran alt zu werden.“

Albert würde den Ort gleich verlassen haben, wäre nicht gerade um diese Zeit seiner Frau die Lust gekommen, ein paar Wochen dort zuzubringen. Er verwünschte diese durch ihn selbst provocirte Laune und fügte sich darein mit dem festen Vorsatz, sich künftig klüger unterhalten zu wollen und Franka zum zweiten Mal zu vergessen.

Seine eigene Gattin war die Veranlassung zu neuen und häufigeren Berührungen mit der spröden Frau. Helene hatte nämlich von dem ersten Augenblick an, den sie mit Franka zusammen war, eine so lebhafte Zuneigung zu ihr gefaßt, daß sie gegen Albert sogleich den Wunsch äußerte, ihren Umgang so oft wie möglich aufsuchen und genießen zu wollen. Albert war nicht gewohnt, ihr in solchen Dingen hindernd in den Weg zu treten, und obwohl es ihm nichts weniger als angenehm war, so hoffte er doch von der gänzlichen Verschiedenheit der beiden Frauen, daß sie sich in kürzester Frist gegenseitig abstoßen würden.

Dem war aber nicht so; die kaum zwanzigjährige Helene, die nur durch ein äußerlich zu glückliches Leben und eine zu einseitige Erziehung ihre besseren Eigenschaften selbst nicht einmal kennen gelernt und ausgebildet hatte, kam durch Franka bald zum Bewußtsein derselben; diese aber war nicht kalt und unempfindlich gegen die unverhüllte Liebe und Verehrung der Gattin ihres früheren

Geliebten; sie kam ihr mit all der gewinnenden Anmuth, die ihr Wesen durchströmte und belebte, entgegen und suchte den Einfluß, den Helene ihr so willig gönnte, zu deren Besten anzuwenden; sie fühlte bald eine mütterliche Zärtlichkeit für sie und hing, da sie so gänzlich allein in der Welt stand, ihr ganzes Herz an das junge, nichts weniger als glückliche Wesen.

„Sind Sie denn immer glücklich gewesen?“ fragte Helene sie einmal, als Franka eine Verstimmung an ihr, deren Grund sie nicht kannte, mit freundlicher Ironie gerügt hatte.

„Warum die Frage?“ erwiederte Franka; „ich will sie Ihnen aber gerne beantworten: Nein, ich bin nie in meinem Leben so völlig glücklich gewesen, wie ich's ohne Unbescheidenheit von Gott hätte fordern und hoffen können. Einmal in meinem Leben glaubte ich glücklich zu sein, und das war mein armseligster Moment, denn er beruhte auf einer jämmerlichen Täuschung! Lassen Sie mich darüber schweigen; ruhig und in mir zufrieden bin ich aber seit langer Zeit, und das ist gewissermaßen mehr, als glücklich sein; bei letzterem ist gar zu viel Unbewußtes, Unverdientes, Rausch, Traum, Einbildung — ich ruhe dagegen wie im Schooße Gottes. Das verdanke ich meinem edeln Gatten.“

„Sie haben ihn wohl sehr geliebt?“ fragte Helene mit einem Seufzer.

„Ja, aber doch vielleicht anders, als Sie glauben; er war mir Vater und Freund, Lehrer und Berather; ich besaß die größte Verehrung vor seinem ausgezeichneten Charakter, seinem Geist und Wissen; zugleich empfand ich mit seinem Unglück, seinen körperlichen Leiden ein unsägliches Mitleid; dies Alles und die Dankbarkeit, welche mich an ihn fesselte, war zusammen mehr, als Liebe zu seiner Person. Ich habe ganz für ihn, in ihm gelebt, und so war ich mit ihm glücklich, wenn auch nicht in dem sonst gewohnten Sinne."

Helene schüttelte das Haupt, als könne sie sich das nicht denken; plötzlich brach sie in Thränen aus und verbarg das Gesicht in beiden Händen.

„Was haben Sie?" fragte Franka überrascht und theilnehmend.

„Ich will sterben!" rief Helene mit dem Tone tiefster Verzweiflung. „Ich bin gar nichts; mein Leben ist ein völlig unnützes; ich bin mir und Andern nur eine Last, nie werd' ich glücklich sein und nie beglücken!"

„Aber wie kommen Sie so plötzlich zu dieser Niedergeschlagenheit, zu diesen schwarzen Gedanken?" sagte Franka, sie an sich ziehend. „Sind Sie krank? Ist Ihnen ein Unglück begegnet?"

„Beruhigen Sie sich," erwiederte Helene mit bitterem Lächeln; „ich bin nicht kränker als alle Tage, und ebenso wenig ist mir ein neues Unglück begegnet; Sie

aber lehren mich, in mein Inneres steigen und mich selbst erkennen. Verdiene ich zu leben und glücklich zu sein? Und wiederum: Wodurch hab' ich es verschuldet, daß ich so sehr unglücklich bin?"

„Ich hab' es immer geahnt, arme Helene," sagte Franka mit Thränen im Auge.

„Ich will ihm nicht allein die Schuld aufbürden," fuhr Helene fort; „auch mir fehlt es am Rechten und Wahren: Ich liebe ihn nicht! Und wie sehr muß ich mich verachten, wenn ich mich mit Ihnen vergleiche! Von allen Seiten rühmt man Ihre Handlungsweise gegen Ihren verstorbenen Gemahl und bewundert Sie ebenso sehr darum, als Ihrer übrigen Eigenschaften wegen, und wie schwer muß es Ihnen geworden sein, sich freudig dem so viel älteren und kranken Manne zu widmen, ihn glücklich zu machen!"

„Sie täuschen sich, Helene," sagte Franka im ernstesten Tone; „ich sage Ihnen ja, daß ich eben darin mein Glück fand, und ich bin keineswegs darum zu bewundern. Emanuel war es, der mich dazu befähigte, ja begeisterte; ob ich mich jedem Manne so hätte aufopfern können, bezweifle ich; ich halt' es auch gar nicht für recht, unser Selbst, auf das zu achten und in edelm Sinne stolz zu sein erlaubt ist, dem Nächsten Besten zu Füßen zu legen; ich gehe auch nicht gegen Jedermann Verpflichtungen ein, solche, welche ich der Menschheit

im Allgemeinen schulde, abgerechnet; wo ich aber Pflichten höherer Art übernommen habe, da erfüll' ich sie, geschähe dies auch auf Kosten jeglicher Freude, jedes Genusses!"

„Franka, wie lieb' ich Sie!" rief Helene, die Hand ihrer Freundin mit ihren beiden umfassend; „aber — für Albert würden Sie dies ebenso wenig zu thun im Stande sein, wie ich; er ist nicht gut, nicht edel, wie Emanuel war. Was hätte er aus mir machen können! Ich war in seinen Händen ein biegsames Wachs, denn ob ich gleich nicht aus freier Herzenswahl sein Weib geworden, so war mein Herz doch frei von jeder anderen Neigung, offen und zugänglich für Liebe und Zärtlichkeit; seine Liebenswürdigkeit, welche ich ihn so oft gegen Andere, aber nur in seltenen Momenten gegen mich entfalten sah, würde mich ihm so leicht gewonnen haben; was gab er mir jedoch von der ersten Zeit unserer Verbindung an? Mit frostiger Höflichkeit glaubte er mich abfinden zu können, er hielt es nicht einmal der Mühe werth, sich um meine Liebe zu bemühen, er vernachlässigte mich mehr und mehr, oft in der gröbsten Weise. O Franka, an seiner Seite wäre noch vollends alles Edlere und Bessere in mir erstorben, wenn ich Sie nicht gefunden hätte. An Ihnen will ich mich halten, Ihnen will ich mich anvertrauen, Sie müssen mich vor ihm schützen, mir über ihn hinweghelfen!"

„Sie sind heute aufgeregt," erwiederte Franka mit Güte und strich ihr mit der feinen Hand über die brennende Stirne; sie that das gern bei lieben, kranken Menschen, weil Emanuel es ihr immer als eine Wohlthat gedankt und dieser einfachen Berührung eine magnetische Wirkung zugeschrieben hatte.

„Sie thun Albert doch vielleicht Unrecht," fuhr sie dann begütigend fort; „versuchen Sie es einmal ernstlich, ihn zu ändern, zu bessern, lassen Sie dies die Aufgabe Ihres Lebens sein, aber verzweifeln Sie nicht in stummer Unthätigkeit! Das ist es, was ich Ihnen nicht vergeben könnte; eher würde ich Ihnen noch zu einer kühnen, energischen That rathen — doch davon ein anderes Mal! — Lassen Sie uns einen Spaziergang machen, oder besser noch: Wir wollen nach G. reiten! Der Morgen ist herrlich, und in der schönen, stillen Natur vergessen wir armen Menschenkinder immer noch am leichtesten unser Weh und fühlen uns Dem näher, der helfen und trösten kann!"

Helene konnte der von ihr ebenso verehrten, als geliebten Frau nichts abschlagen. Der Rath derselben war auch wieder so gut und verständig, denn Franka wußte, daß es für Helene kein größeres Vergnügen gab, als längere Spazierritte, und daß sie sich auf dem Rücken eines edeln Pferdes in ein ganz anderes, schöneres und reizenderes Wesen umwandelte.

Kaum waren sie, von zwei Reitknechten begleitet, außer der Stadt, als Helene wie neu auflebte, ja wie ein Kind heiter und muthwillig wurde; sie besaß ein seltenes Talent zum Reiten und wußte das feine, gut geschulte Thier entzückend zu behandeln; während Franka mit dem ihr eigenen, zu ihrer hohen, schlanken Gestalt in harmonischem Einklang stehenden Anstand prächtig stolz zu Pferde saß, war die kleine, zarte, fast schwächliche Helene wie hingehaucht, wagte die kühnsten Capriolen und gaukelte um Franka herum, als suche sie gleich der emsigen Biene von dieser schönen Blume Honig zu naschen. Franka selbst wurde mehr als gewöhnlich heiter und sang mit glockenheller, voller Stimme:

O du herrliche Welt
In dem Morgenroth!
Alles Leid ist todt,
Alle Lust erhellt.

An dem Waldesort
Steigt der Vögel Schall,
Und der Wiederhall
Rauschet ihn fort;

Und der Reiter sprengt
In das dunkle Grün,
Wo die Hirsche flieh'n,
Wo das Wild sich drängt;

Und im bunten Gefild
Erklinget Gesang,
Unter Glockenklang,
Feierlich mild.

Da fiel eine prächtige Männerstimme ein, und als Franka sich überrascht umschaute, hörte sie die etwas veränderten Schlußstrophen des Liedes, ohne den Sänger, der hinter dem Gebüsche versteckt blieb, zu sehen:

Auf den Bergeshöh'n
Aber steht der Gesell,
Rafft auf sich schnell,
In die Weite zu geh'n,

Blickt noch einmal zurück
In die lichte Au:
„Grüß Gott, schöne Frau
Mit dem leuchtenden Blick!“ *)

Mit den letzten Worten trat Albert hervor. Franka's heiteres Antlitz umwölkte sich, und seinen freien poetischen Gruß höchst formell erwiedernd, wandte sie sich halb von ihm weg zu der zurückgebliebenen Helene.

„Sie scheinen mir zu zürnen, gnädige Frau, daß ich mir erlaube, etwas mit Ihnen in Gemeinschaft zu besitzen?“ sagte Albert mit einem Ton, dessen Färbung eine eigenthümliche, Aerger und Traurigkeit über den mehr als frostigen Empfang zu gleicher Zeit ausdrückende war.

*) Gedichte von Alexander Kaufmann S. 14. Im Original heißt es statt „Grüß Gott, schöne Frau“: „Leb wohl, schöne Frau.“

„Sie trauen mir noch viel jugendliche oder, um wahr zu sprechen, kindische Reizbarkeit zu, wenn Sie das im Ernste glauben," entgegnete Franka. „Ich freue mich vielmehr, das Lied auch von Jemand außer mir gekannt zu wissen und es von einer so trefflichen Stimme, wie die Ihrige ist, gehört zu haben."

Albert verneigte sich dankend und sagte dann: „Ich wußte nicht, daß auch Ihnen die Gabe des Gesanges eigen sei —"

„In der That, wußten Sie das nicht?" fiel Franka so rasch und ironisch ein, daß Albert sich plötzlich wieder an jene Abende erinnerte, an welchen er sie so oft im Salon ihrer Tante als Sängerin bewundert hatte; zum ersten Mal seit Jahren fühlte er wieder die peinliche Röthe der Scham und Verlegenheit seine Wange färben. Franka schien es nicht zu bemerken; den Hals ihres Pferdes streichelnd, änderte sie Ton und Inhalt des Gespräches und sagte ruhig und unbefangen:

„Dort kommt Ihre Frau; wollen Sie ihr nicht entgegengehen?"

Die Begrüßung der beiden Gatten war nichts weniger als eine herzliche; Franka suchte nachzuhelfen und sagte zu Helene:

„Der Herr Gemahl war so aufmerksam, Sie am Wege zu erwarten."

„Er wußte ja nicht, daß wir kommen würden," erwiederte Helene leicht hin.

„Sein Herz wird es ihm gesagt haben," bemerkte Franka.

„Da sieht man, daß Sie meinen Mann nicht kennen," versetzte Helene mit bitterem Lächeln; „Sie würden sonst nicht von seinem Herzen sprechen. Es ist ja sein Stolz zu behaupten, er besitze gar kein Herz!"

Albert, der neben den Damen ging, sagte boshaft: „Es ist nicht schön, Helene, daß Du die Geheimnisse unserer Ehe ausplauderst; ich bitte Sie, gnädige Frau, glauben Sie nicht Alles, was sie in der Verstimmung spricht."

„Warum nicht?" antwortete Franka. „Ich kenne hundert Männer, welche jene Behauptung im Munde führen, und hundert Frauen, die daran gewöhnt sind; man muß nur wissen, was man davon zu denken hat."

„Was würden Sie z. B. bei mir davon denken?" fragte Albert.

„Ich weiß es nicht," sagte Franka kalt.

Trotzdem, daß Albert von den beiden Frauen nicht gehalten wurde, schloß er sich ihnen doch an, ließ einen der Reitknechte absitzen und bestieg dessen Pferd, um die Damen zu begleiten. Er sah prächtig aus. Sie ritten mit einander nach G., und nach und nach wich

die Verstimmung, die sich, seit Albert gekommen, ihrer bemächtigt hatte; Scherz und Heiterkeit trat an die Stelle.

Niemand aber war dann frischer, lieblicher, reizender als Franka, und um so hinreißender, als gewöhnlich in ihrem Wesen etwas Kaltes, Hohes lag, das Scherz und Muthwillen von ihr entfernt hielt.

Man unterhielt sich besser, als es seit langer Zeit geschehen, und Helene, deren Erheiterung sich Franka, ohne es auffallend zu machen, besonders angelegen sein ließ, lebte ganz neu auf. Der so trüb begonnene Tag endete heiterer, als Einer von ihnen geahnt, für Albert aber um so beglückender, als er auf seine zart vorgebrachte, aber dringende Bitte von Franka die Zusage erhalten hatte, ihn öfter an solchen Ausflügen Theil nehmen zu lassen.

Franka suchte derartige Gelegenheiten zu benützen, um das Verhältniß der beiden Gatten möglicher Weise auf einen für beide Theile befriedigenden Standpunkt zu bringen, Mißverständnisse zu klären, Schroffheiten zu ebenen, Frieden zu stiften und nach und nach gegenseitige Liebe zu wecken.

„Ihre Bemühungen sind alle vergebens," sagte ihr Helene eines Tages mit düsterem Ernste; „uns ist nicht zu helfen! Ich weiß nur ein Mittel, uns Beide vor längerer Qual zu bewahren — das ist eine Scheidung!"

Franka erschrak und wollte von Neuem vermitteln.

„Mein Entschluß steht fest,“ sagte Helene, „und nach einer Unterredung, die wir gestern gehabt, sind wir schon für immer geschieden. Er hat mir in einem Anfall von Raserei erklärt, er habe mich nie geliebt und könne mich hassen, weil ich seine Freiheit hemme, seinem Glück im Wege sei. Ich meinerseits habe ihn während der ganzen Zeit unserer Verbindung nur verachten gelernt; wir sind antipathische Naturen — mögen es Diejenigen verantworten, die uns auf's Gerathewohl in die Ehe geschleudert!“

„Und ich“, sagte Franka erschüttert, „hatte so festen Glauben, so gewisse Hoffnungen, Sie würden sich noch verstehen, noch lieben lernen. Helene, noch einmal flehe ich Sie an, bedenken Sie, was Sie thun! Geben Sie nicht so bald das Ringen und Kämpfen um ein Menschenherz auf! Es ist nicht edel, nicht groß von Ihnen, so matt, so schwach zu sein; überwinden Sie sich selbst, und Sie werden noch Kraft genug haben, ihn an Ihr Herz zu ziehen. Ich glaube, ach, ich bin fest überzeugt, daß es Ihnen gelingen wird!“

Aber alles Zureden blieb umsonst; Helene hatte mit nur zu scharfem Blick ihr wirkliches Verhältniß zu Albert erkannt und schlug den letzten Vorwurf Franka's mit den Worten nieder:

„Eben Sie, Franka, haben mich gelehrt, muthig und standhaft zu sein, da wo es gilt, und nach den

Grundsätzen einer wahren Moral zu handeln; es wäre mir allerdings viel bequemer und leichter, als Alberts Frau neben ihm zu leben, seinen Namen zu tragen und ihn außerdem ebenso seine eigenen Wege gehen zu lassen, wie er mich ruhig auf den meinigen ließe. Da gäb' es vor der Welt kein Aufsehen, und der Krebsschaden könnte verheimlicht werden. Aber mir graut vor solchem Leben, und Ihnen, Franka, kann es nicht Ernst sein, mich zu einer unedeln, ja unsittlichen Handlungsweise bestimmen zu wollen."

Franka hatte vor dieser edlen, entschiedenen Gesinnung der unglücklichen jungen Frau alle die Achtung, welche sie verdiente; sie schlug Helenen vor, während der Ehescheidungsverhandlungen mit ihr nach Italien zu gehen, aber Helene hatte schon einen anderen Plan gefaßt.

„Sie sind ein Engel der Liebe und Güte," sagte sie, Franka mit Innigkeit umschlingend; „mein nächster Weg jedoch ist ein düsterer, harter, den ich allein wandeln muß, um durch ihn Frieden und Ruhe zu erlangen. Eine nahe Verwandte von mir ist zu A. im südlichen Frankreich Dame du sacré coeur; ich werde die nächste Zeit in ihrer Nähe zubringen und das Weitere einer gütig waltenden Vorsehung überlassen."

Es war für Franka ein sehr schwerer Tag, als Helene Abschied von ihr nahm; sie hatte sie nicht nur lieb gewonnen, sondern auch ihres in der letzten Zeit

erst zur Entwickelung gelangten Charakters wegen schätzen und verehren gelernt.

„Du warst die erste Rose am Baume meines Lebens,“ sagte sie, ihre Thränen nicht zurückhaltend.

„Und wenn ich geblüht und nicht ganz umsonst geblüht habe, wem dank' ich es, als Dir?“ erwiederte Helene. „Du gabst der armen, kranken Rose Kraft und wahres, inneres Leben; Du suchtest Alles zu beseitigen, was Schatten und Düsterheit auf sie warf, die welken Blätter und die dürren Stengel; Du wendetest mich der Sonne zu und richtetest mein Haupt zum Himmel empor, daß mich dessen Thau segensvoll erfrischen konnte. Ach, ich möchte Dir leben, um Dir mit meinem ganzen Sein und Wesen danken zu können — vielleicht sehen wir uns einst wieder!“

* * *

Franka begegnete Alberten nur noch selten; sie lebte eingezogener denn je; Helene war ihr lieber gewesen, als sie sich dessen vor ihrer Entfernung bewußt geworden, und sie vermißte dieselbe zu schmerzlich, als daß ihre früheren, gemeinschaftlich genossenen Zerstreuungen noch einen Reiz für sie besessen. Ihre lebhafte Theilnahme an dem traurigen Schicksal der Freundin erfüllte ihr die Seele zudem mit einer Schwermuth, die ihr das Leben noch reizloser und ernster als zuvor erscheinen ließ.

Was den Entschluß Helene's so rasch gereift und unabänderlich in ihr befestigt hatte, wußte Franka nicht; trotz ihres sonst unbeschränkten Vertrauens hatte jene in der letzten Zeit über das Detail ihres Verhältnisses zu Albert geschwiegen; Franka dachte sich das Schlimmste und begriff um so weniger ihre dringende Bitte, Albert nicht völlig sinken zu lassen, falls er sich ihr wieder nähern sollte.

Das schien aber auch nicht zu geschehen; einige Male begegnete sie ihm noch, er hielt sich aber in gemessener Entfernung, und da auch Franka jetzt weder Grund noch Neigung mehr besaß, ihn an sich zu ziehen, bildete sich ein Verhältniß völligen äußerlichen Ignorirens. Franka glaubte, Scham und Reue hielten ihn von ihr, der vertrautesten Freundin seiner geschiedenen Gattin, zurück, um so mehr, da er nicht mehr wie sonst Ton angebend auftrat, unterhaltend, lebhaft, sondern so oft sie ihn sah, immer ernst, still, ja häufig traurig und niedergeschlagen schien.

In der neuen Einsamkeit ihres Lebens, die sie sich wieder durch Kunst und wissenschaftliche Beschäftigungen verschönte, schien sie jedoch eine neue Erscheinung stören und beunruhigen zu wollen. Mehrere Male fand sie auf ihrem Schreibtisch oder in ihrem Arbeitskörbchen, oder auch zwischen ihren Blumen kleine, an sie adressirte Billete; sie eröffnend, war sie stets überrascht,

darin nur einige Zeilen zu finden, die eine so glühende, rasende und unglückliche Leidenschaft ausdrückten, daß sie davor erbebte und sich ängstlich fragte, woher sie wohl kommen möchten? Die Unterschrift fehlte, und auch die Schrift war ihr unbekannt. All ihr Prüfen und Suchen war vergeblich; sie wußte, daß sie Freunde und Verehrer habe; aber an keinem hatte sie bisher eine so jede Schranke überflügelnde Leidenschaft bemerkt, ja sie hielt auch nicht Einen der ihr zunächst im Sinne liegenden einer solchen Leidenschaft fähig.

„Ich war gestorben am Leben — warum haben Deine schwarzen Augen mich wieder lebendig gemacht? Warum tödten sie mich von Neuem durch unsägliche Liebesqual? Ihre Blitze morden mich trotz ihrer Kälte, und ich kann nicht sterben — o sei gnädig!"

So lautete das erste Billet; ein anderes enthielt Folgendes:

„Ich sehe Dich täglich, und Du weißt es nicht; ich sauge Gift aus Deiner Schönheit, und die Liebe zu Dir heilt mich immer wieder. Du bist der Abgrund, darin mein Wollen, mein Wünschen, darin ich selbst versank, und Du weißt es nicht! Du allein könntest mich retten durch ein Wort der Gnade, durch einen Blick der Liebe — und Du gehst kalt an mir vorüber und lässest mich sinken — versinken. Sei barmherzig!"

Und immer kamen glühendere, heftigere, unglück-lichere. Franka wurde im höchsten Grade dadurch beängstigt und gequält; sie wußte sich nicht zu rathen und hatte Niemand, den sie um seinen Beistand angehen konnte. Das Geheimnißvolle, womit jene Briefe ihr immer wieder in die Hand gespielt wurden, trotz des strengsten Verbotes an die Dienerschaft und eigener Wachsamkeit, erhöhte ihre Sorge; sie fühlte sich unheimlich in ihren eigenen Räumen; so allein wie sie stand, konnte sie das Schlimmste befürchten. Und wer konnte der Unglückliche sein? — Kein Umstand verrieth ihn, keine Ahnung sagte es ihr; er blieb in tiefstes Dunkel gehüllt, und trotz der Nähe, in der er doch offenbar sein mußte, war er nicht zu entdecken.

Franka beschloß, die Briefe künftig ungelesen zu verbrennen, aber eine ihr selbst unerklärliche Gewalt zwang sie immer wieder dieselben zu öffnen; sie interessirte sich für den geheimnißvollen Unbekannten mehr, als sie sich selbst gestand, und es durchzuckte sie ein seltsames Entzücken, wenn sich neue flammende Worte in ihr Herz senkten; sie hatte endlich Liebe gefunden, solche Liebe, wie sie in früheren Tagen sich eine Liebe erträumt, die zu finden sie jedoch nimmer zu hoffen gewagt hatte — sie sollte kalt und ungerührt dagegen bleiben? Sie, die so ganz allein in der Welt stand mit einem Herzen voll Liebesfähigkeit; sie, die dem Wurm zu ihren Füßen aus

dem Wege ging, um ihn nicht zu verletzen; sie, die keine Blume brach, weil sie das Leben in ihr achtete; sie, die Güte und Liebe selbst, sollte nur gegen Einen hart, kalt, unbarmherzig sein? Sie liebte ihn längst und doch nicht ihn — er war ihr ja nur ein Schatten, ein Traum — sie liebte seine Leidenschaft; sie litt mit ihm, dem Fremden, Unbekannten; sie weihte ihm Gedanken, Wünsche, Gebete, aber nie rief sie ihn zu sich; sie besaß kein anderes Verlangen, als seine Briefe zu erhalten; sie betete, daß sie nie ausbleiben möchten.

Es war einer jener klaren, milden Herbstabende, die an den geschiedenen Sommer Sehnsucht erweckend mahnen und das Herz weich und wehmüthig stimmen; da saß Franka allein in ihrem Zimmer, dessen auf den Balkon gehende Thüre weit offen stand. Ein Gedicht von jener unbekannten Hand, welches sie am Morgen auf dem Teppich vor ihrem gewöhnlichen Sitze gefunden, las sie immer und immer wieder:

Von Dir entfernt zu athmen,
Wie lange werd' ich es tragen?
Ich liege Dir wieder zu Füßen vielleicht
Schon in den nächsten Tagen.

Ach, daß mich an dem Orte
Mein armes Sein beschließen,
Vergessen meiner Seele Qual
Bärmherzige Götter ließen!

Es hält mich an Dich ein dunkler,
Dämonischer Zauber gekettet,
Aus welchem mich nichts im irdischen Land,
Mich nichts im Himmel errettet.

Wenn ich zum Dolche griffe,
Mein Leben und Leid zu kürzen,
Es würde zu Dir, zu Dir auch noch
Die fliehende Seele stürzen.

Franka's Blick schweifte über die sich vor ihr ausbreitende herrliche Landschaft, und ein tiefer Seufzer hob ihre Brust.

Die bunte Farbenpracht der Herbstnatur, der breite, glänzende Strom, der in die Ferne zog, der lichtblaue, wolkenlose Horizont, der sich an eine in duftige Schleier gehüllte Bergkette anlegte, der Purpursaum, der ihn im Westen färbte — die ganze, weite Natur so friedlich, so heilig, contrastirte grell mit Franka's Gemüthsstimmung, welche durch jenes letzte Gedicht des räthselhaften Mannes eine im höchsten Grade aufgeregte, unruhige, qualvolle war.

Sie faltete das Blatt sorgfältig zusammen und verbarg es an ihrem Herzen; wie voll war dies Herz für den Unglücklichen! Wie gern hätte sie es ihm jetzt gezeigt, es ihm mit aller seiner Liebe hingegeben für den Preis, ewig so geliebt zu werden! Ihr ganzes Wesen athmete Liebe, Sehnsucht, Trauer.

Es ward dunkel und dunkeler; sie trat vor die Thüre auf den Balkon.

Dort legte sie das schöne Haupt auf den Arm und weinte; all sein Weh und das ihrige strömte in diesen Thränen, und jede rief ihn an ihr Herz. —

Er kam. —

Keine Gefahr scheuend, die blutenden Hände und zerfetzten Kleider nicht achtend, kletterte er an einer Linde, welche ihre Zweige bis auf den Balkon neigte, empor, schwang sich kühn hinüber und stürzte auf Franka zu. Ihr Entsetzensschrei bannte ihn, wie der Laut des Magiers die Schlange.

Wer schildert es, wie sich in diesem Augenblick Franka und Albert gegenüber standen!

Bitterste Enttäuschung, Zorn, Scham stritten wie in ihrem Herzen so auf ihrem Antlitz; die Arme vorgestreckt, um ihn ferne zu halten, wandte sie das Haupt von ihm weg und suchte nach einem Ausweg, ihm zu entfliehen; sie fand keinen. Albert ermannte sich, war mit zwei Schritten bei ihr und umfaßte sie eisern mit beiden Armen:

„Ich habe Dich, ich lasse Dich nicht! Sieh mich an — Du hast mich zum Greise gemacht — Du hast mir das Leben gebrochen — Du hast mir das Blut in Flammen verwandelt! Ich liebe Dich nicht mehr mit Anbetung, mit Hingebung, mit Geduld — meine Anbe-

tung ist Raserei geworden, meine Hingebung Verlangen, meine Geduld Zorn. Ich habe Dich mir erworben — Du bist mein! So wahr ich Dich mit diesen Armen umschließe, so wahr ich diesen Kuß —"

Franka riß sich aus seiner Umarmung mit der Kraft des Entsetzens los, um dem Rasenden zu entfliehen; er umfaßte sie jedoch in demselben Moment von Neuem; sie umklammernd rief er schluchzend wie ein Kind:

„O habe Barmherzigkeit mit mir und mit Dir — schau' mich nicht so furchtbar, so gräßlich an! Schenke mir ein Wort der Gnade, des Erbarmens! — Ich habe so entsetzlich um Dich gelitten, ich habe Dich mit tausend, tausend Qualen erkämpft — Du mußt mich lieben — ich habe Dich so oft in Deinen Sehnsuchtsschmerzen belauscht — warum kannst Du jetzt so grausam sein?"

Da öffnete auch Franka die stolzen Lippen.

„Sie spielen gut Komödie," sagte sie mit dem bittersten Hohn; „Sie haben es noch nicht verlernt; ich aber bin zehn Jahre älter geworden — ich lasse mich nicht ein zweites Mal betrügen, um dann mit Füßen getreten zu werden. Suchen Sie sich einen anderen Spielball, Herr Baron!"

Er war niedergesunken und neigte, sie immer noch haltend, sein Haupt auf ihre Füße; sie konnte sich nicht

regen, und ihr Zorn steigerte sich, je mehr sie sich in seiner Gewalt fühlte.

„Verlassen Sie mich!" sagte sie mit gebieterischem Tone. Er regte sich nicht.

Sie glaubte im Zimmer Geräusch vernommen zu haben; eine Ueberraschung in dieser Situation war ihr das Furchtbarste, was sie sich denken konnte — ein Teufel gab ihr das Mittel ein, sich zu befreien.

„O ich begreife Sie jetzt," sagte sie hell auflachend; „eine reiche Frau ist bequemer zu lieben, als ein armes Mädchen — ich bin ja reich —"

Ein furchtbarer, herzzerreißender Schrei, der die Vögel aus ihrem Schlummer weckte und dem Hofhunde ein Geheul entlockte, erstickte ihre Rede — im nächsten Augenblick war sie allein; ein Geräusch wie der Fall eines schweren Körpers auf die Marmorstufen unter dem Balkon, ein dumpfes Röcheln und dann eine lautlose Stille —

Franka wußte nicht, wie ihr geschehen; das Gefühl einer tödtlichen Angst bemächtigte sich ihrer; sie blickte suchend umher, ihn irgendwo zu entdecken, aber nirgends war eine Spur von ihm zu sehen; sie lauschte, seinen forteilenden Tritt zu hören; nichts, nichts regte sich. Dunkle, schauerliche Nacht umgab sie.

Wenige, in einem unbeschreiblichen Zustande zugebrachte Minuten wurden ihr zu einer Ewigkeit an Furcht

und Qual; ihre Seele ahnte das Schreckliche, was geschehen, aber ihr Herz, ihr Verstand sträubte sich daran zu glauben. Ihr Wille war durch Sorge und heimlichen Gewissensvorwurf wie gelähmt; sie konnte den Fuß nicht bewegen, die Lippe nicht regen; sie schauerte, und doch konnte sie sich aus dem Dunkel, welches sie überall einhüllte, nicht herauswünschen; es waren unerhörte, nicht zu schildernde Qualen, welche sie vernichtend umstrickten.

Da fiel ein Streiflicht auf den Balkon; ein Diener ging, eine Laterne tragend, in ein Nebengebäude; da tönte wie der Ruf des ewigen Richters ein Schreckensschrei — der sorglose Mann hatte in dem Halbdunkel mit dem Fuß an Alberts Leichnam gestoßen.

Franka schleppte sich bis an das Geländer, von wo sie hinabschauen konnte; es war die furchtbare Strafe ihres halb unbewußt begangenen Verbrechens, daß sie mit vollen, klaren Sinnen den schauderhaften Anblick in sich aufnehmen mußte; keine wohlthätige Ohnmacht führte sie von dem Schreckensorte weg; sie hörte Alles, was die herzugelaufenen Leute sprachen und jammerten; sie sah, wie man sich um den Todten bemühte, wie jedoch Alles vergeblich blieb.

Als man endlich zu ihr kam, fand man sie zum Entsetzen entstellt, die Augen eingesunken, die Haare erbleicht. Kein Laut kam über ihre Lippen, und bei der

Untersuchung des Falles, die gleich nachher von Seiten des Gerichtes eingeleitet wurde, gab sie ihre Aussage nur schriftlich.

* * *

Als Helene eines Tages in Begleitung einer Dame du sacré-coeur das Klostergebäude verließ, um, wie sie öfter that, die Hütten der Armuth aufzusuchen und mit ihrem Ueberfluß die Qualen des Hungers und der Blöße zu lindern, warf sich ihr ein Weib im Büßergewande in den Weg, das Haupt tief auf die Brust gesenkt und die Hände flehend erhoben.

Helene suchte sie aufzurichten; sie blieb jedoch beharrlich in der eingenommenen demüthigen Stellung; auf alle Fragen antwortete sie nur mit einem kaum sichtbaren Neigen des Hauptes.

Von tiefstem Mitleiden ergriffen, bot ihr Helene ein Geldstück von beträchtlichem Werth; die arme Büßerin aber griff mit leidenschaftlicher Heftigkeit nach der mildthätigen Hand, preßte sie an die Lippen, drückte ihr alsdann einen Streifen Papier hinein und entfernte sich in hastiger Eile. Als letzten Gruß warf sie Helenen einen langen Blick zu: es lag eine Welt voll Trauer

in den dunkeln Augen, die einst herrlich gewesen sein mußten, jetzt aber düster und trüb, wie an freies Aufschauen nicht mehr gewöhnt, nur bitterstes Leid aussprachen.

Helene blickte der seltsamen Erscheinung mit höchster Theilnahme nach; es war etwas in ihr, was sie an Früheres, Bekanntes, ja Liebes mahnte; sie konnte sich's aber nicht enträthseln.

Da bemerkte sie den Papierstreifen wieder, den ihr die Unbekannte in die Hand gedrückt; mit einer an Angst grenzenden Heftigkeit entfaltete sie ihn und las:

„Mein Name ist ausgelöscht aus den Reihen der Lebendigen; ich selbst wandle nur noch scheinbar unter ihnen als ein schweigender Schatten; ich bin erdrückt unter der Last meiner Schuld, für welche mir nicht Richter oder Beichtvater, für die ich selbst mir die Buße aufgelegt. Ein Wort hat mein Herz gebrochen im Lenze des Lebens, mit einem Wort hab' ich den Schuldigen in den Tod getrieben. Helene, bete für eine Unglückliche, welche Dir sonst den Frieden, der Dir fehlte, so oft gegeben! Als die Aermste der Armen, als die Friedloseste der Friedlosen sucht sie nach der Ruhe im Grabe; ist meine Bußzeit vorüber, ohne daß ich sie gefunden, vereinigt uns vielleicht dieselbe Stelle; vielleicht löst dann auch ein Priesterwort den Bann des

Schweigens, worin jetzt meine Rede noch ruhet, denn womit ich gesündigt, daran hab' ich mich auch gestraft. Helene, bete, bete — und verzeihe der Mörderin Deines Gatten!"

Reflectirendes und Spruchartiges.

1.

Nachtstimmung.

Wie schickt ihr, o ihr Sterne,
So ruhig euren Strahl
Aus eurer stolzen Ferne
Herab auf meine Qual!

Sonst hat dies hehre Blinken
Das Herz mir weit gemacht;
Jetzt will es mich bedünken,
Als haff' ich eure Pracht.

Es ist allein dem Glücke
Auch eure goldne Gluth,
Doch nicht dem Mißgeschicke
Des Unterdrückten gut.

Wie sprecht ihr, o ihr Kalten,
Dem Weh der Erde Hohn!
Gleicht ihr den Hochgewalten
Auf ewigem Himmelsthron?

2.

Die Glücklichen.

Ach, sie begreifen nicht, wie ich mich sehne,
Zu rasten in des Grabes stillem Frieden;
Weil ihnen ein so reines Glück beschieden,
So glauben sie an keine Schmerzensthräne.

Ihr Sein ist eine heit're Morgenscene,
Da sind sie leicht mit Gott und Welt zufrieden;
Indessen ich, so arm an Trost hienieden,
Mit Nacht bedeckt die ganze Schöpfung wähne.

Man sei nur ohne tieferes Empfinden,
Frei von Gedanken nur, von allzu hellen,
Um es auf Erden allerliebst zu finden.

Was hätte die Philisterin zu leiden,
So lang sie sich in Prachtgewande kleiden
Und göttlich amüsiren kann auf Bällen!

3.

Mein Lied.

Das Lied, das ich im Folterschmerz
Zerreißender Gefühle sang,
Ein Seufzer war's, ein Jammerlaut,
Der sich von selbst der Brust entrang.

Und was da tönte, wenn die Lust
Der Liebe mich zum Himmel trug,
Es glich dem hellen Jubelton
Der Lerch' in ihrem Aetherflug.

Der Wille war so ferne mir,
So ferne jeder Vorbedacht;
Es hat zu meiner Dichterglut
Mich ein geneigter Gott entfacht.

Ich beuge mich der hohen Macht,
Die mich, so arm, so klein ich bin,
Zu ihrem Werkzeug auserseh'n,
Geweiht zu ihrer Priesterin;

Die Gram und Leiden, so die Welt,
Die feindliche, mir auferlegt,
So lind beschwört, indem sie mir
Das Saitenspiel der Brust erregt.

Ertöne, gottgebornes Lied,
Nimm zum Azure Deinen Lauf,
Kling' an des Himmels Pforten an!
Sowie Du klingst, sie springen auf.

4.

An A.

Hülfe suchend kommt der Freund gegangen,
Der gewohnt war, Hülfe mir zu bringen. —
Ach, ich ahne Deine Qual, umfangen
Haben Dich der Knechtschaft herbe Schlingen.

Aehnlich einem Vogel in den Lüften
Warst Du von gemeiner Bahn so ferne;
Nur berauscht vou holder Rose Düften,
Nur entzückt vom Gruße gold'ner Sterne.

Und so lebtest Du ein Dichterleben,
Neidenswerth, wenn nicht zu schön zum Neide.
Wie vergänglich, was die Götter geben,
Neu gewahr' ich's, da Du sagst: „ich leide."

Daß Du klagest — soll ich d'rum Dir grollen,
Selber oft so nahe dem Verzagen?
Doch errette Dich ein festes Wollen!
Und so laß ein ernstes Wort Dir sagen:

Nicht ein Heer von Feinden zu bezwingen,
Prangend in des Imperator's Weise —
Jene kleinen Leiden zu durchringen,
Ist, was ich als ächte Stärke preise.

Denn wie schwer, nicht matt dahinzukranken,
Schleppet unser Fuß so schnöde Ketten!
Selbst jedoch aus diesen dumpfen Schranken
Wird ein Geist sich, wie der Deine, retten.

Und noch Eines laß Dir leise sagen:
Denke mein, umgarnet Dich der Kummer!
Besser noch, Du kommst! Ich will es wagen,
Ihn zu singen in gelinden Schlummer.

5.

Wo ist die Wahrheit?

Die Wahrheit ist in's Meer hineingefallen;
Wer mag sie finden in den feuchten Hallen?
Vernimm jedoch, wie hehr
Rauscht Dir das Meer!
Zu Deinem Ohr
Aus seiner Wogen ungeheurem Wallen
Ringt sich — laß ihn nur nicht umsonst verhallen! —
Dir ein gewaltiger Wahrheitslaut empor.

Die Wahrheit ist geworfen in die Winde;
Wie ist zu glauben, daß sie Jemand finde?
Doch athme nur! Die Luft,
Wie voll von Duft;
Wie frisch ihr Hauch
Durch Wald und Feld und liebliche Wiesengründe!
Da weht Natur zu Dir so lieb und linde
Das Wort der Wahrheit in den Winden auch.

Die Wahrheit ist versunken in die Erden;
Wie mag sie da herausgegraben werden? —

Doch aus der Erde Nacht
Steigt welche Pracht!
Da will Natur,
Die blühende, dich machen zum gelehrten,
Doch mit gelehrtem Wuste nicht beschwerten
Ergründer ihrer holden Wahrheitsspur.

Die Wahrheit ist in alles Sein verloren,
Und darum auch so selig eingeboren
In Alles ohne Geiz.
Was voll von Reiz,
Was groß und gut
Im Reich des Sein's — Dir sonnenhell entfloren,
Mit jedem Deiner Sinne hold verschworen,
Wird es lebendiger Wahrheit Strahlengluth.

Spruchartiges.

1.

Ob sich die Menschen lassen,
Ob sich die Menschen hassen —
Ein Trost bereitet ist
Dem edleren Betrachter,
Der dieses Harmes Bürde trägt:
Ein Wesen ist, ein großes,
Das nimmer läßt und nimmer haßt,
Deß Herze nichts als Liebe
Und himmlisches Erbarmen,
Das in den heilig treuen Gottesarmen
All was da lebt ohn' Ende hält und hegt.

2.

Es will so leicht kein Mensch
Dem anderen behagen;
Gott muß sie allesammt,
Die Widrigen, ertragen.

3.

Dich mit Dir selber zu vertragen,
Mußt Du Dich nicht zu hart verklagen!
Gut sein und edel, laß Dir sagen,
Ist eben keine Kleinigkeit.
Der Meister selbst ist da noch weit
Vom Ziele, das er soll erjagen.

4.

Dem Edlen ist nur selten Glück bescheert.
Klagt nicht darob! Es soll nicht anders sein.
Denn kaufte man sich Glück durch Tugend ein —
Was wäre dann die Tugend werth?

5.

Ob Dir auch Gründe von Gewicht
Zu Zorn und Haß und Groll gegeben —
Beflecke Du Dein schönes Leben,
Die eigene, göttliche Seele nicht!

6.

Jedwedes höhere Glück,
Das gute Götter geben,
Wodurch sie uns die sonst so leere Brust
Mit einem himmlischen Gehalt erfüllen,
Uns das so öde sonst, so dumpfe Leben
Verschönen, heiligen, beseligen —
Wir sollten es mit treuster Sorge hüten,
Mit reinster Frömmigkeit
Uns seiner würdig zu erhalten streben.
Sie strafen uns, so wie wir allzu sicher
Und unbedachtsam unserer Laune fröhnen,
Mit einem unersetzlichen Verlust.

7.

Es siegt so oft auf dieser Erde Kreis
Das Falsche, das Verächtliche, das Schlechte;
Was aber siegt, das sagt: „Ich bin das Rechte;
Mein Sieg ist der Beweis."

8.

Die Eitelkeit, die sich in uns versteckt,
Ist kolossal. Ist Einer nur nicht rein
Unedel und gemein,
Gleich wähnet er auch schon ein Gott zu sein.

9.

Mitleid, ein edles, löbliches Gefühl,
Doch kostet es dem Besseren nicht viel.
Weit schwerer ist, weit seltener Mitfreude,
Die rein und wahr und frei von allem Neide.

10.

„Es ist nicht Alles Gold, was gleißt;“
Doch wird auch wohl das Gold entstellt,
Wenn d'rauf ein schwarzer Schatten fällt.
Auch das bedenkt ein edler Geist,
Bevor er fest sein Urtheil stellt.

11.

Stolze Gepränge liebt er,
Schwelgende Feste giebt er;
Es überfließt der Keller.
Am Kettenhund, dem armen,
Erspart er ohn' Erbarmen
Den rothen Kupferheller.

12.

Wenn Liebe für die Ewigkeit
Sich bindet, und so bald verweht,
So ist gleichwohl ein Sinn darin,
Der nicht in eitel Trug besteht.
In jeglicher Berührungsgluth,
In jeglichem Verschmelzungsheil
Unsterblich edler Wesen ist
Was Ewiges, das nicht verloren geht.

13.

Aus Marmor ist ein Monument,
Aus Erz gemacht, und es vergeht.
Ein anderes, aus Hauch und Laut —
Giebt es ein flüchtiger Element? —
Ist es geformt, und es besteht.

14.

Wenn zu dem Unglück sich die Schuld gesellt,
Da soll es aus mit Mitleid und Geduld sein?
Wie aber sollte das Zertretene
Frei von Verdorbenheit und rein von Schuld sein?

15.

Sei nur nichts einzeln und allein!
Ein Narr zu sein in Compagnie
Gereicht zu keinerlei Beschwer,
Es kann dem Menschen au contraire
Nur von dem größten Nutzen sein.
Doch mitten in der närrischen Gemeinde
Mit der Vernunft erhab'nem Licht
Allein zu steh'n — dem schlimmsten meiner Feinde
Wünsch' ich dies Schicksal nicht.

Ada.

Eine Herzensgeschichte.

Das alte prächtige Nürnberg lag im vollsten Glanze der purpurumsäumten Abendsonne und schien selbst in seinen Straßen und Gassen, in seinen Häusern und Kirchen das neuerwachende Leben der Natur mit raschen Pulsen zu fühlen, und sich mit behaglichem Stolze vom blauen Himmel und von der goldenen Sonne für die schöne Jahreszeit schmücken zu lassen. Denn der Wonnemonat war schon zur Hälfte verflossen, den alten Räumen war schon seit einigen Wochen das herrliche Ostergeläute verklungen, und die warmen Lüfte, die längst den gar nicht recht zu Kräften gekommenen Winter mit schelmischen Neckereien verjagt hatten, lockten aus der treuen, immergrünen Epheudecke, welche die grauen Mauern und Thürme dicht umzogen hielt, tausend junge Blätter und Ranken hervor.

An diesem schönen Maiabend aber war in den Hauptstraßen, die zu den Thoren führen, ein gar reges Leben und Treiben; besonders in und um das Spittlerthor wogte eine heiter schwatzende und lachende Menschen=

menge aus allen Volks- und Standesclassen; schöngeputzte Damen und einfach gekleidete Bürgerfrauen, Offiziere und Rekruten, Arbeiter in der Blouse und vornehme Herren, Kinder und Mägde, Alle strebten ins Freie, da die Hitze des Tags sich in der Abendluft abzukühlen begann und es eine alte Sitte der Nürnberger ist, die ersten Tage der Sommermonate am Abend für die Arbeit etwas abzukürzen, und sich für den kommenden Tag in einem der vielen um die Stadt liegenden Gartenlocale mit einem Trunk guten Biers zu stärken.

Daß aber heute das Spittlerthor das besondere Ziel aller Vergnügungslustigen war, während sich sonst keins der acht andern Thore in diesem Punkte über Vernachlässigung beklagen durfte, hatte seinen Grund darin, daß in der stattlichen Vorstadt Gostenhof vor dem Spittlerthor eine Menge von Buden mit Seiltänzern, Kunstreitern, Wachsfiguren, Panoramen, Affen- und Hundetheatern, Menagerieen und dergleichen Seltsamkeiten aufgeschlagen waren, die zur Zeit der Messen von einem hochlöblichen Magistrat die hohe Erlaubniß haben, die Leute zu unterhalten und wieder von ihnen unterhalten zu werden. Jetzt eben waren noch die letzten Tage der Ostermesse, und den armen vagabundirenden Künstlern oder Kunstwerkbesitzern klopfte das Herz rascher, wenn es auf die sechste Stunde zuging; denn von nun an begann immer erst ihre eigentliche Existenz, das heißt

von da an wurden ihre Buden und Cabinete von Schaulustigen, die den mäßigen Eintrittspreis gern bezahlten, am meisten besucht. Daß diese größtentheils aus den mittlern und sogar aus den niedrigsten Ständen waren, hatte nichts zu sagen; ihr Groschen galt doch auch drei Kreuzer, und dem Hanswurst gelangen seine immer wiederkehrenden Witze vor diesem immer wieder von neuem darüber lachenden Publicum vielleicht besser, als hätte er sie vor gezwungen lächelnden vornehmen Leuten zum Besten geben müssen. Solche aber benutzten in dem nicht eben ganz großstädtischen Nürnberg doch gern die Gelegenheit, Seiltänzer- und Reiterkunststücke durch die Lorgnette zu besehen, oder dem längst gelesenen Cursus dieser oder jener Naturgeschichte nun die Anschauung der Natur selbst in einer Menagerie folgen zu lassen, so daß der Platz vor dem Spittlerthor mit den vielen Buden stundenlang ein Sammelplatz für die verschiedenartigsten Menschen war.

Heute nun drängte Alles hin nach der Kunstreiterbude des Herrn Julius Stark, der durch mannshohe, an allen Straßenecken, öffentlichen Gebäuden und Stadtthoren angeklebte Placate „einem hochverehrlichen Publicum zum dritten Mal die unwiderruflich letzte, nur auf den allgemeinen Wunsch mit vieler Anstrengung noch möglich gemachte Vorstellung“ angezeigt hatte. Die artige, bescheidene und vielversprechende Annonce, die hüb-

sche Reiterin Fräulein Fanny Rosa, die schwarzen Augen des ersten Voltigeurs und dazu der reizende, ins Freie lockende Abend — alles Dies zusammen bewirkte das überaus lebhafte Drängen und Wogen in der heitern Vorstadt.

Unter den Vielen, die sich mit der Freude begnügten, welche ihnen das bunte Gewimmel bereitete, die aus irgend einem Grund — und meist war es ein unfreiwilliger — die in den Buden gut verhüllten Schätze und Schönheiten nur mit ahnendem Geiste genießen konnten, deren Gesichtsausdruck aber doch stets den Stempel der Heiterkeit trug, fiel die ernste, fast strenge Erscheinung eines vornehm gekleideten, edel aussehenden Mannes von vielleicht dreißig Jahren auf, dessen große Augen mit zerstreuten Blicken über das hübsche Schauspiel schweiften, indeß die Gleichgültigkeit, die seine Miene für seine ganze Umgebung an den Tag legte, durch einen bitterschmerzlichen Zug um die geschlossenen Lippen und die in Falten gelegte Stirn wie um Entschuldigung dafür bat. Es achtete jedoch Niemand weiter auf ihn, der, ohne ein bestimmtes Ziel seiner Wanderung zu verfolgen, sich unwillkürlich von der Menschenmenge nach allen Richtungen hinschieben ließ. Endlich schien ihm das Gedränge zu stark zu werden; er musterte seine Umgebung mit einem raschen Blick und strebte dann nach der Seite des Circus hin, die für diesen Augen-

blick die einsamste war, indem die Vorstellung darin bereits seit einer halben Stunde begonnen hatte.

Er beschleunigte nun, freier geworden, seine Schritte, um einen stillen, auf die Felder führenden Fußpfad einzuschlagen, als er mit einem Male stehen blieb, indem ein plötzlicher Schmerz über sein Gesicht hinzuckte. Aus dem Circus ertönte stürmischer Applaus, und wenn diese Töne schwiegen, klang von schlechten Instrumenten eine äußerst liebliche, bald weiche und träumerische, bald muntere und kecke Tanzmelodie.

Als die Musik endigte und neues Beifallsgeklatsch losbrach, fuhr sich der ernste Mann mit einer heftigen Bewegung über Augen und Antlitz, konnte sich aber, wie es schien, noch nicht zum Weitergehen entschließen. Er schaute um sich, ob ihn Niemand beobachtet habe; an der Kasse standen zwei Herren, offenbar Mitglieder der Kunstreitergesellschaft, mit Geldzählen und Billetbesichtigung beschäftigt; diese achteten nicht auf ihn; einzelne ehrbare Philister mit Frau und Kind zogen vorüber, einzelne Liebespaare standen plaudernd umher; Keiner aber hatte Zeit oder Lust, sich um den Einsamen zu kümmern; nur ihm ganz nahe lehnten dicht an die Bretterwand des Circus gedrückt zwei Kinder von auffallender Schönheit, von denen das ältere, ein Mädchen, oft in großer Verlegenheit zu dem Herrn hinblickte, indeß sich der kleinere Knabe äußerst ungeberdig anließ,

weinte, mit den Füßen stampfte, das Mädchen am Kleid zerrte und mit Heftigkeit etwas zu begehren schien. Die Schönheit der beiden hübsch gekleideten Kinder fesselte den Blick des vorher so gleichgültigen Mannes, und wie er sie so anschaute, konnte er hören, um was es sich zwischen den beiden handelte.

„Ada, zu den Kunstreitern will ich, hörst Du? Bring' mich hinein, sonst schrei' ich so laut ich kann."

„Aber Karlchen, ich kann Dich nicht zu ihnen führen, weil wir kein Geld mehr dazu haben. Sei doch klug!"

„O, die Tante hat uns Geld gegeben!"

„Ja, hättest Du mir vorhin nur gefolgt und Dir nicht immer Kartoffelnudeln und Lebkuchen dafür gekauft, dann könnten wir jetzt mit einander hineingehen."

„Du hast Dir aber nichts gekauft; Du hast Dein Geld noch; gib mir's!"

„Wie kannst Du nur das verlangen! Du bist ja viel zu klein, um allein unter diese vielen Menschen gehen zu können. Ich darf Dir das Geld nicht geben, und was fing' ich unterdessen an?"

„O, Du bist ein garstiges, abscheuliches Ding! Ich kann Dich gar nicht mehr leiden, Du geiziges Geschöpf! Und ich will doch zu den Kunstreitern, und ich laufe jetzt hin und sag' es dem Mann an der Kasse, daß Du so garstig bist; dann läßt er mich umsonst hinein."

Der kleine Tyrann wollte eben fortspringen und schlug rücksichtslos nach seiner Schwester, die ihn zurückzuhalten suchte; es wäre ihr sicher der Widerstand gegen den wilden Jungen nicht lange gelungen, und indem nun auch ihr Thränen in die Augen traten und sie dunkelroth im Gesichtlein wurde, rief sie dem fremden Herrn zu: „Ach bitte, bitte, helfen Sie mir Karl'n halten!"

Mit zwei Schritten war der Gebetene bei den Kindern, und indem er dem beschämten Knaben ein ernstes Gesicht zeigte, so daß er sich ganz verschüchtert und still hinter die Schwester verkroch, strich er dieser über die dichten, schwarzen Locken und sagte zu ihr mit der freundlichsten Miene und weichsten Stimme: „Wie der kleine Schelm Dich gequält hat! Warum ließest Du ihm aber nicht seinen Willen, liebes Kind?"

„Weil er dann bei dem Kunstreiter gebettelt hätte, er solle ihn umsonst zuschauen lassen, und weil das eine Schande wäre," entgegnete ihm das Mädchen mit Stolz. „Wäre er folgsam gewesen, so säßen wir jetzt mit einander da drinnen und hätten das herrliche Vergnügen; statt dessen hat er sich und mich darum gebracht, wenn ich auch gleich das Geld dazu für mich in der Tasche habe. Ich hätte die schönen Damen und Herren auf den prächtigen Pferden auch gar zu gern noch einmal geschaut!"

Die Kleine warf einen sehnsüchtigen Blick nach dem Eingang, und ihr Bruder blieb ihr darin nicht nach.

Der Fremde besann sich nicht einen Augenblick, ihnen das nöthige Geld anzubieten, was den Knaben mit Entzücken erfüllte, so daß er ausgelassen umhersprang und in die Händchen schlug. Dem Mädchen aber traten große Thränen in die Augen, und ihre Stimme bebte, als sie sagte: „Lieber Herr, behalten Sie Ihr Geld! Wenn von dieser Schande mein Vater etwas wüßte!“

Sie wischte sich mit einem kleinen Taschentuch die Thränen aus den Augen und drehte dem Fremden den Rücken. Karl aber, der in seiner Freude schon an die Kasse gesprungen war, rief den Beiden zu: „Ei, so kommt doch! Die Reiterei fängt ja schon wieder an. Was steht Ihr denn noch so lange da draußen? Wenn Ihr nicht gleich kommt, geh' ich einstweilen schon allein hinein.“

Der Fremde konnte über die schmerzliche Verlegenheit des Mädchens und das Ungestüm des Knaben ein Lächeln der Befriedigung nicht verbergen. Er strich wieder weich über die Locken Ada's und suchte sie mit freundlichen Worten zu beruhigen; wirklich gelang ihm das rasch, so daß sie die schwarzen Augen groß zu ihm aufschlug und halb lächelnd zu ihm sagte: „Sie müssen wohl sehr gut sein, daß Sie über Karl's Unart nicht böse werden und uns fremden Kindern eine Freude be-

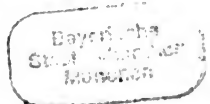
reiten wollen, aber ich schäme mich doch vor Ihnen und ich nehme das Geld nur an, wenn Sie mir sagen, wer Sie sind und wo Sie wohnen, damit ich es Ihnen zurückgebe, sobald ich es mir wieder erworben habe."

„Du bist ja eine sehr stolze Dame," entgegnete ihr der Fremde wahrhaft erstaunt, „wenn Du es nicht anders thust, muß ich wohl Deinem Befehl nachkommen. Sieh', da steht es sogar geschrieben! Kannst Du lesen?"

Er hatte aus seiner Westentasche eine Visitenkarte hervorgezogen und reichte sie dem Kinde hin, das mit einer reizenden Bewegung bei seiner letzten Frage das Köpfchen in den Nacken zurückwarf, daß die Locken es umflogen, und mit dem ihm eigenen Stolze entgegnete: „Ob ich lesen kann? Ernst Felix. Dr. der Philosophie. Nürnberg. Garten Nr. 62." Dann steckte sie die Karte in die Tasche ihrer Schürze und ging rasch voran.

„Sie gehen doch auch mit hinein?" fragte sie über die Schulter zurück.

Der Gefragte hatte schon ein „Nein" auf den Lippen; im Aussprechen aber änderte er es zu einem „Ja" um, denn das Wesen des schönen Kindes sprach ihn an, eine alte Erinnerung schmerzlich-süßer Art hatte ihn schon vorhin in den Circus gezogen, und außerdem wollte er die Kinder auch nicht ohne Aufsicht an diesen Ort gehen lassen, wo ihre Zartheit doch leicht einer Gefahr ausgesetzt sein konnte.



Während Ada den etwas in Unordnung gerathenen Anzug ihres Brüderchens wieder zurechtmachte, ihm das Halstuch frisch knüpfte, den Gürtel fester schnallte und ihm die krausen Locken glatt strich, verlor sie dabei doch ihren neuen Freund nicht aus den Augen, der drei Billete I. Klasse forderte. Als sie dies hörte, zeigte sich auf ihrem holden Antlitze wieder einige Verlegenheit; doch suchte sie dieselbe zu verbergen und folgte dem voranschreitenden Herrn, indem sie den Bruder an der Hand führte. Sie fanden noch drei gute Plätze und setzten sich so neben einander, daß Ada neben den Herrn kam, der mit einer gewissen väterlichen Güte sein Hauptaugenmerk auf die beiden Kinder richtete und sich um alle die feinen Herren und Damen, die zu den so spät Angekommenen neugierig aufgeschaut hatten, gar nicht zu kümmern schien.

Aber der König selbst hätte sich mit den beiden Kindern an der Hand nicht zu schämen brauchen, so prächtig sahen sie aus, und so artig und fein betrugen sie sich. Der wilde Karl war seit dem Eintritt in den Circus ganz ruhig geworden, und seinem niedlichen Mündchen entschlüpfte nur zuweilen ein staunendes Ach! oder seine Mienen drückten Besorgniß aus bei zu schwierigen Experimenten; sein Köpfchen machte oft im Eifer des Zuschauens unwillkürlich die Bewegungen der Kunstreiter nach, und hatte Einer seine Aufgabe gut gelöst, so klatsch-

ten ihm seine kleinen Hände Beifall zu; außerdem aber blieb er artig und still auf seinem Platze sitzen.

Ada hatte sich so gesetzt, daß sie von den Reitern wegblickend das Profil ihres neuen Freundes im Auge hatte, und es schien sie dies mehr zu beschäftigen als die Kunststücke, denn allmälig schaute sie nur noch dies an und verwandte keinen Blick mehr davon.

Während eine Dame, eine große, üppige Brünette, ihre Kunstfertigkeit producirte und das Publicum nicht aus dem Beifallsklatschen herauskam, traf der Blick des Fremden die auf ihn gerichteten Augen Ada's; er beugte sich zu ihr herab und fragte sie: „Ada, warum schaust du jetzt mich und nicht die Reiterin und das schöne Pferd an?“

„O, ich habe sie nun schon genug gesehen,“ entgegnete sie rasch und unbefangen. „Ihnen geht es vielleicht auch wie mir, da Sie auch nicht lange zuschauen.“

„Wie geht es Dir denn?“

„Ich mag eigentlich nur Männer und Kinder so auf den Pferden und mit so prächtigen Kleidern von Seide und Spitzen und Gold und Silber angethan. So große Frauen wie diese sollten nur in langen und dunkeln Kleidern und nur ruhig auf den Pferden sitzen: anders machen sie mir keine Freude, und wenn ich einmal in meinem Leben könnte, so möchte ich nicht anders reiten.“

Ihr Freund nickte ihr beifällig zu.

„Hättest Du Lust, reiten zu lernen?“ fragte er sie.

„Ach und welche!“ antwortete sie begeistert, und ihre schwarzen Augen strahlten. „Reiten, Reiten! Wenn ich reich wäre und Unterricht nehmen und mir ein Pferd und einen Reitknecht und ein Tuchkleid anschaffen könnte! Ich wollte mir sonst auf der Welt nichts wünschen, und mein Pferd sollte es besser haben als ich selbst. Ich müßte natürlich einen Schimmel haben, denn das sind doch die schönsten Pferde, und der müßte recht wild sein. Dazu hätte ich dann ein schwarzes Kleid mit einer langen Schleppe und einen ganz kleinen Hut und drauf einen Schleier und eine Feder. Ach, ich träume so oft, ich säße so auf meinem Schimmel, und wenn ich erwache und neben dem Bette meines Brüderchens nur sein altes Pferd von Holz stehen sehe, das Einen so dumm anschaut, dann hab' ich schon oft geweint!“

„Du bist jetzt aber noch zu jung, um schon reiten zu lernen,“ meinte der Doctor, als sie betrübt schwieg.

„Zu jung? O, nein, ich war schon 11 Jahre und der Stallmeister, Herr von St., sagte schon vor einem Jahre zu meinem Vater, daß ich sehr viel Talent dazu hätte. Man muß ja recht jung damit anfangen!“

„Nun, vielleicht wird Dir dein Herzenswunsch doch noch einmal erfüllt,“ tröstete ihr Freund.

Ada machte eine ungläubige Miene und schwieg.

Ihre Aufmerksamkeit richtete sich wieder der Reitbahn zu, in der zwei reizende Kinder von acht und zehn Jahren erschienen, dem Publicum drei allerliebste Verbeugungen machten und sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit auf die beiden bereitstehenden Ponies schwangen. Ada war so entzückt von ihnen, daß sie kein Auge davon abwendete; nur als der Doctor von dem eine große Platte voll Süßigkeiten präsentirenden Conditor zwei Stücke Obstkuchen und zwei zierliche Düten voll Zuckersachen kaufte und ihr leise sagte, den Kuchen möge sie und Karl essen, die Düten aber vielleicht nach Beendigung ihrer Production den beiden Kindern zuwerfen, da sah sie wieder mit einem leuchtenden Blick zu ihm auf und dankte ihm unter tiefem Erröthen nur mit diesem.

„Warum issest Du den Kuchen nicht?“ fragte sie nach einiger Zeit der Doctor, als sie denselben sorgfältig in ihrer Schürze verwahrte, während ihn Karl längst mit großem Appetit verzehrt hatte.

„Ich bringe ihn meinem kranken Schwesterchen mit,“ antwortete sie.

Als die Vorstellung beendigt war, wollte Ada dem Herrn noch einmal danken und ihm gute Nacht sagen; dieser aber fragte, wo sie wohnten, und schlug den Weg nach der bezeichneten Richtung in die Stadt ein.

„Ich begleite euch nach Hause, damit euch kein Unfall begegnet,“ sagte er gütig, wie er immer war; „unterdessen erzählst Du mir von Deinem kranken Schwesterchen und von Vater und Mutter!“

„Ach,“ sagte Ada mit einem tiefen Seufzer, indem sie um den nun müde gewordenen Karl den Arm schlang, um ihn besser führen zu können; „da hätte ich Ihnen viel zu erzählen! Aber vor allem müssen Sie wissen, daß ich keine Mutter mehr habe; sie ist schon seit vier Jahren todt; Karl und Eduard, mein kleinstes Brüderchen, wissen gar nicht mehr, wie sie ausgesehen hat. Ich aber sehe sie noch recht oft vor mir, wenn ich allein bin oder auf ihrem Grabe sitze. Ach, sie war so gut und mein Vater ist ganz alt geworden, seit sie todt ist. Er muß aber wieder jung werden; denn wenn auch er uns verließe, mich und meine sieben Geschwister, dann wäre der Jammer gar zu groß. Und er ist so gut, wie der liebe Gott selbst.“

Sie schwieg, und erst als der Doctor nach einer Pause fragte, welchem Stande ihr Vater denn angehöre, wurde sie wieder gesprächig und erzählte mit der ihr eigenen Lebendigkeit, daß er Künstler sei, in Oel male und einen großen Theil des Jahres auf Reisen zubringe, um die Porträts von vornehmen und reichen Leuten aufzunehmen, die sich eigentlich um ihn stritten. Sie erzählte mit Begeisterung von den herrlichen Bil-

dern, die er schon gemalt, und schilderte mit besonderer Vorliebe ein Zimmer in ihrer Wohnung.

„In diesem Zimmer mit den dunkelrothen Tapeten und Goldleisten hielt sich sonst meine selige Mama den größten Theil des Tages auf. Sie malte auch, aber nur zum Vergnügen, und was sie gemalt hat, besitzt noch Alles mein Papa. Die kleinen Bilder hängen in seinem Schlafzimmer, und es darf sie kein Mensch anfassen; ja selbst den Staub wischt er von ihnen ab. In dem großen Zimmer aber, wir nennen es das heilige, hängt das lebensgroße Porträt meiner Mama, das der Papa selbst gemalt hat, wie er sich mit ihr verlobte. Ach, wenn Sie wüßten, wie wunderschön dies Bild ist! Aber man kann es gar nicht schildern, und doch sagt der Papa, sie sei noch schöner gewesen im Leben. Er hat sie als Königin gemalt, denn sie war so stolz und prächtig wie eine Königin. Sie trägt ein weißes Kleid mit einem goldenen Gürtel, und darüber hat sie einen weiten Mantel von rothem Sammet an. Mit der linken Hand hält sie ihn, daß er nicht fällt, und in der rechten hat sie einen Kranz von blauen Kornblumen, den sie Jemand zeigt; auf dem Haupte aber trägt sie eine kleine Krone. Stundenlang steh' ich vor dem Bilde und kann es nie genug sehen, mit seinen langen, schwarzen Haaren, die so schön von dem weißen Hals abstechen, und mit dem wunderherrlichen Gesicht,

das Einen wie lebendig aus den großen, schwarzen Augen anschaut!“

Sie machte eine kleine Pause, die ihr Zuhörer, der mit Aufmerksamkeit jedem ihrer Worte lauschte, nicht unterbrach; dann kehrte sie mit einem leisen Seufzer wieder zur Schilderung des „heiligen“ Zimmers zurück.

„Das also ist das Bild meiner seligen Mama, das in einem Goldrahmen an der schönsten und besten Stelle hängt; davor steht ein Altar von Ebenholz mit sehr werthvoller und seltener Schnitzerei, wie der Papa sagt. Auf dem Altar aber steht der Malkasten meiner seligen Mama noch ganz wie sie ihn zurückgelassen hat, ehe sie uns von Gott genommen worden ist, mit allen Pinseln und Farben, und auch die Palette noch mit den verschiedenen Mischungen: daneben steht ihr Nähkörbchen mit einer angefangenen Stickerei, und außerdem liegen noch einige Bücher dort, in denen Geschriebenes von ihr steht. Alle Tage stellt mein Vater Vasen mit frischen Blumen dazwischen und wischt den Staub von den verschiedenen Dingen, und wenn er nicht hier ist, so übergiebt er dieses fromme Amt — denn so nennt er es — meiner ältesten Schwester. Aber ich habe Ihnen noch gar nichts von den andern Bildern, die dies Zimmer schmücken, gesagt, und nun sind wir schon an unserer Wohnung! Wenn ich von Mama und Papa erzähle, kann ich nie aufhören. Doch ich sehe Sie ja wieder,

wenn —" sie machte eine bedeutungsvolle Miene, indem sie diese letzten Worte sagte.

Der Doctor nahm von den beiden Kindern einen herzlichen Abschied und wollte von dem Dank, den Ada noch einmal wiederholte, nichts mehr hören; er küßte den fast schlafenden Karl auf die Stirn, reichte Ada die Hand und entfernte sich erst, als Beide in das nur wenig erleuchtete, auf den Zug an der Klingel aber sogleich geöffnete Haus eingetreten waren und sich die Thür wieder hinter ihnen geschlossen hatte.

Ehe er aber das Haus aus den Augen ließ, besah er sich im Scheine des längst aufgegangenen Mondes die Straße, in der es lag, konnte an der Ecke sogar ihren mit großen Buchstaben angeschriebenen Namen entziffern und begab sich dann still nach Hause, Kopf und Herz mit den lieblichen, wie er sah, sich fast selbst überlassenen Kindern und den Erzählungen Ada's erfüllt.

* * *

Drei Tage später saß der Doctor über seinen Büchern und Studien, mit denen er, kurze, einsame Spaziergänge abgerechnet, ausschließlich sein Leben zubrachte. Eben jetzt war er wieder so darin vertieft, daß er ein leises Klopfen an der Thür zu wiederholten Malen über-

hörte, bis ihn endlich eine geräuschvollere Berührung des Schlosses aufmerksam machte. Da er selten oder nie Besuche bekam, sprang er überrascht von seinem Sitze auf, strich, während er zur Thüre ging, die zerwühlten Haare glatt, nicht ohne mit einiger Verlegenheit das eben nicht sehr aufgeräumte Zimmer zu überblicken; diese wich aber sogleich dem Ausdrucke wahrer Herzensfreude, als er seine kleine Freundin Ada vor sich erblickte.

„Grüß' Dich Gott, Du liebes Kind," rief er ihr entgegen und führte sie in das Zimmer; „Du hältst also wirklich Wort und besuchst mich armen Einsiedler; das freut mich recht herzlich!"

Ada war im Anfang ein wenig schüchtern und suchte umsonst die aufgestiegene Röthe zu verbergen, als sie aber so freundlich empfangen wurde, da thaute sie bald auf, und sie theilte ihm vor allem mit, daß sie ihre Schuld noch nicht abtragen könne, und daß sie eigentlich nur gekommen sei, sich deshalb bei ihm zu entschuldigen.

„Wie Kind, du denkst allen Ernstes daran?" fragte Felix heiter; „das sollte mich ja fast ärgern, und wenn ich es im voraus gewußt hätte, so würde ich meine Thür vor Dir zugeschlossen haben. Doch — da bist Du nun und bleibst recht lange bei mir, nicht wahr?"

Das Kind konnte fühlen, daß es dem Einsamen eben recht gekommen war; deshalb entgegnete sie auch mit holdestem Lächeln um das liebe Mündchen: „O, ich

bleibe bei Ihnen, so lange Sie mich behalten, und es ist vielleicht auch gut für Sie, wenn Sie mit der Arbeit für heute aufhören; Ihr rechtes Auge ist ganz roth. Was thun Sie denn den ganzen Tag?"

„Ich bringe fast den ganzen Tag nur mit Lesen und Schreiben zu und habe heute vielleicht schon zu angestrengt darüber gesessen; wie Du sehr richtig meinst. Deshalb lege Dein Hütchen ab und bleibe bei mir! Wir wollen mit einander plaudern, Bilder und Alterthümer besehen, können auch, wenn Du Lust hast, in den Garten am Hause gehen. Ganz wie Du willst."

„O, dann bitte ich, daß wir hier in Ihrem Zimmer bleiben, und daß Sie mir zeigen, was Sie heute gelesen und geschrieben haben! Ich kann mir gar nicht denken, wie ein Mensch den ganzen Tag damit verbringen kann. Schreiben Sie denn nur Briefe?"

„Briefe?" rief der Doctor überrascht; „Gott behüte! Ich schreibe kaum alle Vierteljahr einen."

„Ei, was schreiben Sie denn dann?"

„Das sollst Du gleich sehen, Du gestrenge Examinatorin; hier ist meine Mappe, hier sind meine Papiere; da sind die Bogen, die ich heute voll geschrieben, und da sind auch die Bücher, aus denen ich heute, wie seit Monaten, Weisheit gezogen."

„Ei du mein Himmel, das ist ja Alles lateinisch oder griechisch!" unterbrach ihn Ada staunend.

„Freilich," antwortete Felix und lächelte. „Das wird Dir aber langweilig sein, nicht wahr?"

„Ich verstehe wenigstens nichts davon, als etwa aqua, das Wasser, und stella, der Stern, was mein Bruder Ferdinand so oft declinirte, bis wir es Alle mit gelernt hatten. Sie sind also ein Gelehrter?" fragte sie wie schmerzlich enttäuscht.

„Die Leute nennen uns allerdings so; warum machst Du aber plötzlich ein so trübes Gesichtlein, Kind?"

„Ach, wenn Sie ein Gelehrter sind, dann darf ich nicht öfter zu Ihnen kommen, dann will ich lieber gleich wieder gehen."

„Was fällt Dir denn ein, meine liebe Ada? Ich habe Dir ja schon gesagt, wie angenehm Du mir bist!"

„Ja, das haben Sie wohl gesagt; Tante Lina aber sagt immer, die Gelehrten seien alle närrisch und — und —"

„Nun — und?"

„Man müsse sich in Acht vor ihnen nehmen, denn — denn —"

„Nun — denn?"

„Sie wollten alle die andern Menschen auch närrisch machen," schloß Ada rasch ihre Rede, die dem Doctor ein herzliches Lachen entlockte.

„Deine Tante hat eben keine sehr günstige Meinung von uns; doch will ich Dir einen guten Rath geben;

weißt Du was? Probire es einmal mit mir, und wenn Du merkst, daß sie Recht hat, kannst Du ja davonlaufen; außerdem aber mußt Du sie belehren und unsern armen Stand vertheidigen. Willst Du?"

„Topp," sagte Ada mit wiedergewonnener Freudigkeit und schlug in die dargebotene Hand; „Sie sehen mir auch gar nicht närrisch aus. Ach, wie schön schlingt sich der Epheu durch das Zimmer! Und welche prächtigen Kupferstiche! Wir haben diese fast alle auch; das freut mich, nun werde ich nie mehr daran vorbeigehen oder sie anschauen, ohne daß ich dabei an Sie denke. Sie wohnen hier wunderschön, so mitten im Grünen und bei den Rosen und Vögelein. Ich wollte, wir wären auch hier außen; da gefiele es mir viel besser als in der Stadt; sie ist wohl auch schön, und ich laufe recht mit Herzenslust durch die langen und kurzen Straßen und Gassen und über die herrlichen Brücken. Papa sagt uns auch immer, wir dürften stolz sein, daß wir in Nürnberg geboren wären, denn Nürnberg sei eine der schönsten Perlen Deutschlands, und wenn wir von der äußersten Stadtmauer anfingen, so könnten wir in jeder Straße bis zur entgegengesetzten Seite der Stadt eine seltene Schönheit oder eine merkwürdige Erinnerung auffinden, und dann sagt er auch, daß man nirgends eine Lorenzer- und eine Sebaldskirche, einen schönen Brunnen und eine Burg wie bei uns fände, und daß

es auch nicht leicht wieder einen Kirchhof wie unsern von St.-Johannis mit Namen wie Albrecht Dürer, Veit Stoß, Adam Kraft, Peter Vischer und sonst noch so viele andere gäbe. Aber Sie sprechen so ganz anders als alle meine Bekannten; nicht wahr, Sie sind kein Nürnberger?"

„Nein," antwortete Felix, „ich stamme aber auch aus einer schönen Stadt, von der Du gewiß schon gehört hast. Meine Vaterstadt ist das alte heilige Köln am herrlichen Rhein."

„O, so weit kommen Sie her? Freilich habe ich schon von Köln erzählen hören, und mehr noch vom Rhein, den ich gar zu gern einmal sehen möchte. Papa war in seiner Jugend auch lange Zeit dort gewesen in — in —"

„In Düsseldorf vielleicht?"

„Ja, in Düsseldorf, und spricht immer mit Begeisterung von seinem damaligen Aufenthalt; er hat noch viel liebe Freunde dort und möchte sie schon längst wieder einmal aufsuchen; wird es ihm einmal möglich, so hat er mir versprochen, mich mitzunehmen. Das wäre ein Glück! Aber wenn es dort so schön ist, warum gingen Sie denn fort, Herr Doctor, und warum sind Sie denn hier?"

Der Gefragte antwortete mit einem halbunterdrückten Seufzer, die erste Frage ignorirend: „Ich will Nürn-

berg mit seinen Kunstschätzen und Alterthümern kennen lernen, und wie ich merke, kannst Du mir dabei sehr an die Hand gehen. Willst Du mir versprechen, mir Alles davon zu erzählen, was Du weißt und mich auf Alles aufmerksam zu machen, was Dir schön und bedeutend scheint?"

„Gewiß und mit tausend Freuden," antwortete Ada lebhaft und freudig; „aber damit werden wir heute nicht fertig!"

„Nein, Kind das kann ich mir denken; deshalb mußt Du mich recht oft und auf lange Zeit besuchen; wirst Du das?"

„Warum denn nicht, Herr Doctor?" entgegnete Ada rasch; „die Schule dauert nur von 8—11 Uhr Morgens und von 1—3 Uhr Nachmittags, Mittwochs und Samstags fallen sogar diese beiden Stunden weg; die Schularbeiten fertige ich in einer halben Stunde, und dann hab' ich nichts mehr zu thun, als unsern alten Onkel oder die beiden Tanten zu besuchen, und kann treiben was ich will. Papa will nicht haben, daß ich schon häusliche Arbeiten verrichte; das kann Schwester Luise und die alte Bärbel thun, und nähen und stricken, sagt der Papa, kann ich auch noch genug in meinem Leben, jetzt soll ich noch mein Leben genießen. Darum lauf' ich viel spazieren und kann künftighin zu Ihnen kommen, so oft es Ihnen recht ist."

„Dann darfst Du zu jeder Tageszeit kommen, mein liebes Kind," sagte Felix. „Ich will dieser Tage auch einmal zu deinem Vater gehen, damit ich auch zu Dir kommen kann."

„O ja, thun Sie das! Wie wird sich mein Vater freuen, einen so schönen und guten Herrn zu sehen! Er wird Sie gewiß gleich malen wollen! Aber er kommt erst in zwei, vielleicht auch erst in drei Monaten von seiner Reise zurück; das ist Schade!"

„Nun, so besuche ich ihn dann," tröstete Felix. „Du wirst mich aber für einen geizigen und unfreundlichen Wirth ansehen, da ich Dir nichts zum Genießen anbiete."

„O, ich danke schön für Alles! Ich kann mir denken, daß Sie nichts zu Hause haben; aber ich habe für Sie und für mich genug Vesperbrot bekommen; sehen Sie?"

Ada nahm aus ihrer kleinen Tasche ein Stückchen Schwarzbrot und zehn bis zwölf getrocknete Pflaumen und Birnen.

„Wenn es Ihnen recht ist, so theilen wir uns darein; dies sind Hutzeln, die wir selbst gedörrt haben; sie schmecken ganz trefflich, und das Brot ist diesmal auch ganz besonders gut; wir haben gestern einen Laib von unserer Milchbäuerin geschenkt bekommen; kennen Sie das Bauernbrot schon?"

„Nein, es sieht aber delicat aus; unter der Bedingung, daß Du das nächste Mal mein Gast bist, esse ich nun mit Dir."

Beide griffen zu, und Felix pries lächelnd das leckere Mahl.

„O, ich hatte mich so auf den Besuch bei Ihnen gefreut," sagte Ada, indem sie ihrem Freunde die größte „Hutzel" hinschob, „daß ich mein Vesperbrot ganz vergaß; jetzt schmeckt es dafür um so besser, obwohl mir die Hutzeln schon lange ein bischen fatal werden, weil wir sie den ganzen Winter bekamen. Aber nun giebt es bald Kirschen und Erdbeeren!"

Das kleine Mäulchen schwatzte immer so zu und war nur still, wenn sich die Zähne in das Brot oder in das trockene Obst vergruben. Felix, der sonst um diese Zeit nie etwas zu genießen pflegte, zeigte diesmal aber guten Appetit, und so war der kleine Schmaus bald beendet.

„Darf ich Ihnen nun aber etwas sagen?" fragte Ada, nachdem sie einmal rund im Zimmer herumgegangen war, mit feinem Lächeln.

„Alles was Du willst," antwortete Felix.

„Wissen Sie auch, daß es gar nicht ordentlich bei Ihnen aussieht, daß die Bücher, die Bilder, die Meubles dick voll Staub liegen, und daß nichts einen schönen

saubern Platz hat? Es könnte viel netter bei Ihnen sein!“

„Ja, meine liebe und gestrenge Freundin, das weiß ich recht wohl; ich kann es aber wahrhaftig nicht ändern,“ entgegnete ihr Felix mit komischer Trauer und Betrübniß in Miene und Ton.

„O bitte, bitte,“ rief Ada und sprang lebhaft auf ihn zu, „erlauben Sie mir, daß ich Ihnen künftig Ordnung mache, den Staub abwische und Alles nett erhalte. Ich kann dazu alle Tage kommen; Sie brauchen sich gar nicht um mich zu bekümmern und auch nicht zu fürchten, daß ich Ihre Papiere in Unordnung bringen werde; die lass' ich ganz ruhig liegen. Ach, bitte, sagen Sie ja!“ drängte sie, als Felix einen Augenblick überrascht schwieg; sie sah ihn dabei so innig und lieblich an, daß er sie bei der Hand nahm, ihre weichen Locken strich und sagte: „Weißt Du was? Komme alle Tage zu mir und so oft Du kannst; wenn Du dann Lust hast, kannst Du hier Ordnung machen, außerdem können wir auch Besseres mit einander treiben, ein gutes Werk wirst Du aber allerdings damit vollbringen.“

„Danke, danke,“ rief Ada und drückte seine Hand mit ihren beiden kleinen Händchen; „und nun kann ich ganz heiter und ruhig von Ihnen weggehen, ich sehe Sie ja morgen schon wieder.“

„Wärst Du noch ein wenig bei mir geblieben," bat Felix; „es ist ja noch lange heller Tag!"

„O gewiß möcht' ich noch bleiben; ich muß aber noch ein bischen zu meinem alten Onkel gehen; ich besuche ihn alle Tage, und gewiß wartet er jetzt schon auf mich. Morgen — morgen komm' ich wieder!"

Mit diesen mehr sich als ihrem Freunde gesagten Worten setzte sie sich den Strohhut auf das Köpfchen, schlang die Mantille um und reichte dann mit der holdesten Innigkeit dem jungen Manne das Händchen, ihm rasch Adieu sagend und flüchtig und leicht die Treppe hinabspringend.

Felix trat an das Fenster und sah ihr mit heitern Blicken nach.

„Ein liebliches, reizendes Intermezzo mitten in die Leere und Eintönigkeit meines jetzigen Lebens," sagte er zu sich, „und wie von einer gütigen Vorsehung mir eben in diesem Augenblick gesendet, wo ich das Studiren und Wühlen in alten, todten Dingen recht herzlich satt habe! Das Kind bringt mir in der That einen Hauch frischer, gesunder Jugend in die öde Brust und läßt mich den ewigen Gram etwas vergessen — vergessen? Wenn ich das könnte!"

Düsterer Ernst lagerte sich wieder auf sein edles Antlitz; mit melancholischem Blick sah er in die schöne

Natur hinaus, die ihm auf der einen Seite entgegen-lachte, während ihm die andere die alte ehrwürdige Stadt im vollen Glanze der Abendsonne zeigte. Ein schwerer Seufzer hob seine Brust, und wie unwillkürlich nahm er eine zierliche Mandoline von der Wand, lehnte sich träumerisch an das Fenster und sang mit weichem, wohlgebildetem Tenor:

Ich schaue hinaus in die grüne Flur,
In die keimende, duftende Lenznatur;
So golden leuchtet die Sonne schon,
Es grüßen in so hellem Ton
Die freien, fröhlichen Vögelein;
Die Bäume rauschen so sanft darein,
Es ist so schön da draußen,
Im großen, herrlichen Weltrevier,
So voll harmonischer Lieb' und Lust,
Und in der armen Menschenbrust,
Da muß allein —
Wer deutet dieses Räthsel mir?
Ein ewig unbezwung'nes Chaos sein!

Nur den Anfang begleitete er seinem lyrischen Charakter gemäß; bei den letzten Versen, die er als Recitativ mehr sprach als sang, schlug er volle langgehaltene Accorde an, die sich bei dem Schlusse nach einer kurzen, wie Antwort erwartenden Pause in sanften, gebrochenen Tönen auflösten. Die schlanken, spielgeübten Finger entlockten dem lieblichen Instrumente die reizendsten Phantasieen, in denen sich immer wieder dieselbe weh-

müthige Melodie begegnete. Doch heiterten sich seine Züge allmälig wieder auf, und daß ihm auf den Schwingen der Musik das holde Bild seiner kindlichen Freundin versöhnend entgegenschwebte, ging daraus hervor, daß er, indem er sich erhob und die Mandoline von der Schulter nahm, mit leisem Lächeln zu sich sagte: „Das Kind will mein Zimmer in Ordnung bringen? Ich glaube immer, daß ich ihm bald die schwere Aufgabe zertheile, mir Kopf und Herz wieder zu ordnen, und sollte es nicht der reinen Unschuld gelingen, den Einfluß der Verdorbenheit und Bösartigkeit zu paralysiren? Ist dies Kind nicht der äußern Erscheinung, wie gewiß auch den Eigenschaften des Herzens und der Seele nach ein Engel des Lichts, vor dem die bösen Dämonen sich scheu verbergen müssen?"

Der junge Mann hatte für den Abend keine Lust mehr, sich in abstracte Studien zu vergraben; das schöne Wetter lockte in's Freie, und er suchte es diesmal auf mit dem Vorsatz, der nicht eben malerisch schönen, aber fruchtbaren und gut bebauten Gegend allen den Reiz abzugewinnen, den ihr Anblick bot, und für den er sonst ein so tiefes Gefühl in sich getragen hatte, bis ein furchtbarer innerer Schmerz ihm die ganze Seele mit dem düstern Schleier der Melancholie, des Mistrauens, der Unzufriedenheit umhüllt und ihn all der frischen und frohen Unbefangenheit beraubt hatte, die so noth-

wendig zur Jugend gehört, wenn ihr nicht eben die reinsten und lautersten Genüsse verloren sein sollen.

Daß es zunächst unglückliche Liebe war, die zerstörend in das Leben des jungen Mannes eingegriffen hatte, ist leicht zu errathen.

Mit all der Schwärmerei eines reinen, poetischen Gemüths, das lange innerlich glüht, bevor es dem seiner Anbetung würdigen Gegenstand begegnet, dann aber auch Alles aufgiebt, Alles vergißt, was nicht er ist, und sich ganz und völlig dem Feuer der Leidenschaft hingiebt, war er erst der stille Verehrer eines schönen, geistreichen und feingebildeten Mädchens gewesen, das aus der Ferne bewundern zu können ihn schon beglückte, ohne daß er das Bedürfniß gefühlt hätte, dies an den Tag zu legen oder auf süße Erwiederung zu hoffen. Der schöne Jüngling aber, ausgezeichnet vor den meisten seines Alters durch Anstand und ritterliches Wesen, geliebt von Allen, die ihn kannten, in den äußern Verhältnissen vom Glück begünstigt und mit der Angebeteten auf ganz gleicher Rangstufe stehend, blieb der jungen, koketten Dame nicht lange verborgen, und da sich seine Gefühle für sie doch oft verrathen haben mochten, wurde seiner Schüchternheit von ihrer Seite bald abgeholfen. Die junge Dame sah es gern, die Schaar ihrer Verehrer durch einen Mann wie Felix vergrößert zu sehen; sie war nicht besser, aber auch nicht schlimmer

als tausend Andere; die Koketterie war ihr zur zweiten Natur geworden, so daß sie sich ihrer kaum mit besondern Bedacht in allen Fällen bediente. Jung genug, um für die Zukunft noch nicht besorgt sein zu müssen, freute sie sich einstweilen nur noch der Triumphe, die ihre Schönheit und Anmuth über die leicht eroberten Männerherzen feierte, dachte bisher noch nicht daran, eins davon für längere Zeit oder gar für's Leben zu fesseln, spielte mit ihnen nach Laune und Gefallen, forderte aber auch nicht, daß es mit der von ihr erweckten Leidenschaft bei irgend einem Ernst werde. Daß dies bei Felix der Fall, daß sie selbst vierzehn Tage lang glaubte, ihn für länger als die Dauer einer Saison als ausschließliches Eigenthum besitzen zu wollen, daß sie darum den sich immer leidenschaftlicher äußernden Jüngling mit Hoffnungen der höchsten, wünschenswerthesten Art erfüllte, war ihrer Ueberzeugung nach schon das Höchste, was sie einem Manne erweisen, und in jedem Falle mehr, als er beanspruchen konnte.

Felix aber forderte freilich mehr, und als er im vollen Glauben an die Existenz und die Ewigkeit ihrer Liebe, von der sie ihm so manchen Beweis gegeben, bei den Eltern förmlich um die Geliebte warb, als darauf mit ihrer freudigen Einwilligung die feierliche Verlobung stattfand und Felix einige Tage lang der glücklichste der Sterblichen war und auf der höchsten Höhe der

Seligkeit stand, war der Augenblick schon nicht mehr fern, wo seiner die bitterste Enttäuschung harrte. Kaum waren zwei Monate nicht völlig ungetrübten Glücks in solcher Vereinigung vergangen, als sich die schöne Braut plötzlich veranlaßt sah, ihren Eltern wie ihrem Bräutigam sehr entschieden zu erklären, sie hätte sich in ihren Gefühlen für denselben getäuscht und müßte zu ihrem wie zu seinem Glücke diese Verbindung lösen. Zugleich gab sie die überraschende Erklärung, daß ein Anderer ihr erst wahre Liebe eingeflößt.

Dies war nicht so außergewöhnlicher Art, daß ein modern gebildeter Mann darüber in Verzweiflung hätte gerathen sollen. Unter hundert Menschen sind vielleicht kaum fünf, die nicht ein gleiches oder ähnliches Schicksal getroffen, und die meisten von ihnen wissen sich auch in der Regel schnell darüber zu trösten. Aber Felix litt furchtbar darunter, besonders da er einen ganz Unwürdigen sich vorgezogen sah und für das künftige Glück der früher so heiß von ihm Geliebten in solcher Verbindung zittern mußte. Mit seinem Leben hätte er sie retten, sie sich erhalten mögen; um so mehr fühlte er sich gezwungen, seinen Stolz zu besiegen und mit allen Betheurungen und Beschwörungen, welche der Liebe und der Sorge zu Gebote stehen, das für ihn erkaltete Herz wieder zu sich zurückzuführen.

Seine Bemühungen hatten keinen Erfolg; mit eisiger

Kälte, mit bitterm Hohn wurde er von ihr zurückgewiesen, und das Mitleid der Eltern, deren Schwäche für das verwöhnte Kind sie jeder Autorität beraubte, äußerte sich in übel angebrachten Trostgründen, die den tiefsten Stachel in das schwer verwundete Herz bohrten. An Glück und fernerer Hoffnung verzweifelnd, suchte er sich mit Verachtung und Gleichgültigkeit zu panzern und keiner Seele zu zeigen, wie er zum Tode getroffen. Es wollte ihm aber nicht gelingen, so lange er in der Nähe der Treulosen weilte; deshalb zog er fort aus derselben. Daß ihm auch die Ferne keinen Trost bringen wollte, wiewohl Jahre schon über die Wunde gestreift waren, davon konnte sich Jeder leicht überzeugen, der nur einmal in das ernste, blasse Antlitz des jungen Mannes sah oder sein in sich gekehrtes Wesen beobachtete.

Zu dem Mistrauen, das er seit diesem traurigen Ereigniß seines jungen Lebens gegen sich und Andere im Busen trug, und das bei geringerer Seelenstärke und moralischer Bildung leicht seinem Charakter für immer hätte schädlich werden können, gesellte sich eine Art bitterer Verzichtung auf Glück und Lebensfreudigkeit, als ihm der Tod mit rasch auf einander folgenden Schlägen beide Eltern und eine geliebte einzige Schwester raubte. Nur die ernstesten, angestrengtesten Studien, die seinen Geist völlig vom Leben und von der Gegenwart abzogen,

konnten ihm jetzt Hülfe bieten, und da er geistig wie leiblich trefflich organisirt war, griff er instinctmäßig zu diesem Heilmittel, das für das Herz freilich nur zu leicht zum völligen Abtödtungsmittel werden kann.

Nach Nürnberg gezogen durch Alles, was er von dieser merkwürdigen Stadt gelesen und gehört hatte, lebte er daselbst in tiefster Abgeschiedenheit; selbst die Empfehlungsbriefe, die ihm an die bedeutendsten und angesehensten Familien daselbst mitgegeben worden, versäumte er abzugeben; er fürchtete das weibliche Geschlecht und mied mit wahrer Aengstlichkeit jede Gelegenheit, mit demselben in irgend eine Berührung zu kommen. Außerdem finden echt zarte Gemüther nach schweren Leiden in der Stille der Einsamkeit leichter Heilung und Genesung als im Gewühle der Gesellschaft, wo eben der Schmerz oft berufen scheint, zum Gegenstand falsch angebrachter Aufmerksamkeit zu dienen, statt daß er in der ihm aufgeprägten Heiligkeit mit leisester Schonung behandelt und als unantastbar geachtet werden sollte.

Halber Misanthrop, halber Fremdling in der ihn umgebenden Welt, ohne Befriedigung, ohne Hoffnung, noch nicht fähig, die Vergangenheit als todt in das Grab zu senken und dann leichten Schrittes der Zukunft entgegenzueilen, lechzte Felix nach Glück, nach Leben, ohne daß er es sich selbst bewußt war, als ihm das kleine Mädchen mit dem unartigen Knaben begegnete und er

ihr Beschützer und Wohlthäter wurde. Es war gar nichts Merkwürdiges und Auffallendes an dieser ganzen Begebenheit, die so leicht spurlos hätte vorübergehen können; Felix aber freute sich doch darüber, als er am Abend nach der ersten Begegnung einsam nach Hause zurückkehrte, als wäre ihm etwas Großes geschehen; die frischen, gesunden, reinen Kindergemüther hatten ihm wohlgethan, und er neigte sich ihnen mit demselben Vertrauen zu, wie es ihnen eigen war.

Als er aber nach dem Besuche Ada's allein in den Fluren und Feldern spazieren ging, ohne gebahnte Wege zu suchen und sich ganz dem Zufalle überlassend, wie er es zu thun liebte, wenn er sich in der Natur allein wußte, da dachte er des holden Kindes mit der Zärtlichkeit eines Vaters und vertiefte sich in Pläne für ihre Zukunft. Er wollte diese schaffen, leiten, stützen; von ihm sollte der Same des Guten, Edlen und Großen in ihre empfängliche Seele gestreut, von ihm sollte ihr reger Geist gebildet werden; er wollte dies noch so ganz reine und tadellose Wesen behüten vor den Einflüssen des Bösen und Gemeinen; er wollte ihr Lehrer, ihr Freund, ihr Vater sein, ihr möglichen Falls die Mutter ersetzen.

Diese Vorstellungen erfüllten ihn mit hoher Freudigkeit, und er konnte kaum den völligen Einbruch der Nacht erwarten, so freute er sich auf den folgenden Tag,

wo er seiner kleinen Freundin seine Pläne mittheilen, ihr Vorschläge machen und mit Unterricht und Belehrung gleich beginnen wollte.

Felix war noch jung, durch Reinheit des Herzens jünger, als er seinen Jahren nach betrachtet werden konnte; mit aller ihm sonst eigenen, durch den Schmerz der letzten Jahre nur gedrückten, aber nicht zerstörten Lebhaftigkeit gab er sich nun diesem ihm plötzlich aufgegangenen Gedanken hin und vergaß darüber zum ersten Mal seit langer Zeit, daß er unglücklich gewesen, und daß es das Leben liebt, dem Süßen Bitteres zu gesellen.

Die völlige Kindlichkeit Ada's flößte ihm Vertrauen, Sicherheit, Ruhe ein, und daß sein Dasein plötzlich durch eine lebendige Ursache einen Zweck, ein Ziel bekommen sollte, beseligte ihn um so mehr, als er, mit einer Fülle wirklicher Poesie ausgestattet, am Entziffern todter Buchstaben, am Wühlen und Forschen in alten Pergamenten doch nur Nahrung für seinen Geist und Verstand fand, indeß sein Herz dabei oft den bittersten Mangel litt.

Obgleich in seinen Träumen der Gedanke an sich und sein Glück gar keinen Raum fand, sondern Alles nur auf das von jedem selbstischen Interesse freie Bestreben hinausging, ein zweites Wesen durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel zu beglücken und einem schönen Leben entgegenzuführen, so lag in diesem Bestreben

für den edeln Mann doch allein schon der höchste Genuß. Daß er überhaupt nur wieder einmal aus den Schranken des Schmerzes herauskam, daß seine Seele wieder auf den Schwingen eines innigen Wunsches sich über die einsame, leere Gegenwart erhob, fühlte er als Wohlthat, und er war geneigt, dafür allein schon der Gottheit zu danken.

* * *

Ada kam am folgenden Tag, wie sie es versprochen hatte, und machte sich mit der holdesten Geschäftigkeit, gleich nachdem sie Hut und Mantille abgelegt hatte, an das Ordnen im Zimmer; Felix aber, dem daran bei weitem weniger gelegen war, als mit der Ausführung seiner Pläne sogleich zu beginnen, zog sie bald von den Schubfächern und Tischen ab, indem er sie auf ein in einer Ecke des Zimmers stehendes Tischchen aufmerksam machte. Es war dem Auge des Kindes bis jetzt entgangen, da ihm der finsterste und entfernteste Winkel angewiesen war; als sie nun aber hintrat und es genauer besichtigte, gerieth sie in wahres Entzücken darüber.

Es war auch ein seltsam schöner Anblick: auf dem zierlichen mit Ephen umzogenen Tischchen von Weidengeflecht war aus einer Menge verschiedenartiger und viel=

farbiger Steinchen ein kleiner Berg aufgebaut, aus dessen Mitte sich ein Topf von antiker Form erhob, dem eine schöne, fremde Pflanze entsproßte, die ihre langen Stengel und saftigen, dunkelgrünen Blätter hoch erhob und damit mehre längliche, noch fest geschlossene Knospen von zartem gelblichen Grün verbarg. Felix machte aber Ada, als sie die schöne Anordnung des Ganzen bewunderte, auf die eigentliche Schönheit daran aufmerksam. Diese war allerdings so unscheinbarer Art, daß sie dem Beschauer auf den ersten Blick kaum auffiel; bei näherer Betrachtung aber erregte sie Bewunderung und Freude.

Ueber die vielfachen kleinen, den Berg bildenden Steine, aus den Ritzen, die durch ihre Zusammenfügung entstanden, zog sich, keimte und lugte Moos der mannichfaltigsten Art, von den verschiedensten Farben und Gestaltungen, und eine wundersam schöne, oft dicht und üppig verschlungene, oft sich leicht und fein ausbreitende Decke bildend, so daß die Steinchen theilweise versteckt waren, theilweise aber hell hervorglitzerten; am Fuße des Baues lag ein mehr als handbreiter Reif von Holz flach auf dem Tisch, der, am Rand etwas umgebogen, einige Zoll hoch mit Erde belegt und wieder mit bunt unter einander gemischten Moosen bepflanzt war.

„Ach," rief Ada entzückt in die Händchen schlagend, „welch allerliebste Spielerei! In meinem Leben hab'

ich Aehnliches noch nicht gesehen. Wo haben Sie dies gekauft? Wer macht so seltsame Dinge?"

„Den Tisch kaufte ich gelegentlich, um Blumen darauf zu stellen," antwortete Felix, erfreut über ihre Freude; „das Andere aber ist meine Erfindung und gewissermaßen mein Werk; ich habe niemals den Gedanken dazu irgendwo ausgesprochen oder ausgeführt gesehen. Ich hatte als Knabe schon große Liebe zur Natur und sie äußerte sich schon sehr früh bei mir, indem ich mich mit dem Sammeln von Mineralien und mit Botanik beschäftigte; ich legte mir eine Sammlung aller mir vorkommenden Steine an; in gereiftern Jahren betrieb ich diese Liebhaberei mit mehr Ernst, und als ich ein eigentliches System dabei befolgte und mich genöthigt sah, Manches aus der Sammlung zu lassen, konnte ich mich nicht entschließen, das Ausgeschiedene wegzuwerfen, da sich an jedes Steinchen für mich eine frohe Erinnerung, eine schöne Geschichte knüpfte; ich that daher das Ueberflüssige einstweilen nur bei Seite und es lieferte mir nun das Material zu diesem Bau. Auch mit der Botanik hatte ich mich viel beschäftigt; die ernstern, anstrengenden und Zeit bedürfenden Studien der spätern Jahre hinderten mich an der Fortsetzung dieser meiner Liebhabereien, bis ich sie wieder viel später in einer für mich äußerst unglücklichen Periode von neuem aufnahm. Ich suchte damals am liebsten die Einsamkeit der Wäl-

der auf, und dort erst wurde ich aufmerksam auf die bescheidene, aber überaus reiche, herrliche, üppige Mooswelt, die mir vorher immer sehr fern gelegen hatte, die mich aber bald wahrhaft zauberisch anzog. Ich studirte jetzt im eigentlichen Sinne ihre Eigenthümlichkeiten, und wenn diese Moospflanzung hier auch nur eine Spielerei ist, so könnte sie Dir doch bei näherer Betrachtung schon im Kleinen einen Begriff von der Fülle und Mannichfaltigkeit dieser einen Pflanzengattung geben. Betrachte nur einmal die hunderterlei Aestchen, Kölbchen, Bäumchen," fuhr er fort, als Ada ihn freudig bittend ansah, „die feine Gliederung der einzelnen Blättchen, die Weiche der seidenhaarigen Arten! Und die Verschiedenheit der Farbe, die Schattirungen, welche vom zartesten Weißgrün bis fast ins Schwarze, vom hellsten Gelb ins dunkelste Roth und Braun steigen. Wenn es Dir Freude macht und Du Dir einzelne Moose näher zu besichtigen wünschest, so hole ich die Lupe her, vermittelst deren Dir die Schönheit der Formen erst recht auffallend werden wird."

Ada, die mit gespannter Aufmerksamkeit dieser Auseinandersetzung, in der sich Felix von seinem Interesse an dem Gegenstand fast zu sehr hatte hinreißen lassen, zuhörte und von der ihr völlig neuen Erscheinung aufs angenehmste überrascht war, bat darum, und Felix war im höchsten Grade erfreut, in dem Kinde so viel Sinn

für natürliche Reize und so viel Aufmerksamkeit auf seine belehrenden Worte zu finden. Daß sie an dieser seiner Liebhaberei Geschmack fand, daß sie vielleicht mit einem dem seinigen gleichen Eifer sich später einmal damit beschäftigen werde, daß er dem kleinen Mädchen von etwas sprechen konnte und die aufmerksamste Zuhörerin an ihr fand, wo die Meisten nur Gleichgültigkeit oder Langeweile äußerten, das entzückte ihn und brachte ihn in die heiterste Laune.

Ada wurde nicht müde, ihrem Freunde zuzuhören, ihn mit neuen Fragen zu fortgesetzter Belehrung zu veranlassen; er mußte endlich selbst abbrechen, da er fürchtete, sie zu sehr anzustrengen.

„Du liebes Kind,“ sagte er, ihre Locken streichelnd; „ich möchte Dein Vater sein, um Dich fortwährend um mich zu haben und Deine Fähigkeiten zu entwickeln; Du würdest das Glück meines Lebens sein!“

„Mir ist es lieber,“ entgegnete Ada lächelnd und mit dem Engelsblick der Unschuld an ihm hinaufschauend, „daß ich außer Ihnen noch einen Menschen habe, der mein Vater ist, und von dem ich zuweilen getadelt, gescholten, gestraft werde; von meinem Vater darf ich es schon werden; von Ihnen aber könnte ich mich um keinen Preis zanken oder strafen lassen. Ich glaube, daß ich mich zu Tode weinen müßte, wenn Sie mit mir einmal unzufrieden wären.“

„Ei, da müßtest Du eben stets artig und freundlich sein, wie ich Dich gar noch nicht anders gesehen habe und wie Du gewiß auch immer bist, dann hätte ich keine Ursache, Dich zu strafen oder Dich auch nur zu tadeln.“

„O, das geht nicht so leicht,“ sagte Ada kopfschüttelnd und mit schelmischem Lächeln. „Sie kennen mich noch gar nicht so lange, als daß Sie wissen könnten, ob ich stets artig bin. Ich weiß gar wohl, daß ich oft die wildeste von allen meinen Geschwistern bin; aber dafür kann ich dann nichts; ich sage Ihnen, da kommt oft eine Art Wuth über mich, die ich selber nicht verstehe, die mich aber so ausgelassen lustig und wild macht, daß meine älteste Schwester schon einige Male geweint hat. Da möcht' ich Alles zum Fenster hinauswerfen oder das Haus umstürzen und auf die höchsten Bäume klettern oder ins Wasser springen. O, ich glaube selbst, daß ich dann sehr unartig bin — aber,“ fügte sie rasch und erröthend hinzu, als Felix ungläubig lächelnd den Kopf schüttelte, „oft kommt das nicht vor; jetzt vielleicht, nein ganz gewiß, gar nicht mehr.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Felix; „komme nur recht oft zu mir, und wenn Du dann auch einmal Lust bekommst, wild zu werden und es nicht gar zu arg treibst, dann leiste ich Dir Gesellschaft. Ich denke aber, daß wir gar keine Zeit dazu bekommen werden, denn

ich muß Dir doch nach und nach alle meine Schätze zeigen; mein Reichthum geht ja lange nicht in dieses eine Zimmer!“

„Sie haben noch mehr Zimmer?“ rief Ada; „o bitte, zeigen Sie sie mir! Wahrscheinlich ist daneben schon eins davon?“

Sie ging auf eine an der Seite befindliche Thür zu, und als Felix ihre Frage bejahte, öffnete sie dieselbe; sie führte in einen kleinen, äußerst geschmackvoll und fein meublirten Salon, an dessen Wänden schöne Oelgemälde und treffliche Kupferstiche in reichen Goldrahmen hingen. Blumenétagèren mit feinen Elfenbeinschnitzereien, antiken Gefäßen, japanesischem Porzellan und hundert andern Merkwürdigkeiten oder Kostbarkeiten, ein schöner Glasschrank mit der Mineraliensammlung, zierliche Tische mit Mappen und Papierrollen und in der Mitte des Raums ein prächtiger wiener Flügel. Die Eleganz der ganzen Einrichtung, das schöne Licht, das durch die dunkelrothen Damastvorhänge mit zartem rosafarbigen Schimmer über den Gegenständen lag, der feine Wohlgeruch, der ihr entgegenwehte, entlockten Ada ein lautes, bewunderndes „Ach!“ Sie blieb zögernd auf der Schwelle stehen und schaute nur mit dem Ausdruck der höchsten Ueberraschung in dem schönen Raum herum. Felix aber ergriff sie bei der Hand und führte sie vor den Flügel.

„So, meine kleine Prinzeß," sagte er heiter, „laß mich hören, was Du kannst!" Sie schüttelte das Köpfchen und zog ihn stumm auf das vor dem Flügel stehende Tabouret nieder; er gab ihrer schweigenden Bitte nach und begann zu spielen. Seine an Virtuosität grenzende Fertigkeit fiel dem kindlichen, unentwickelten Sinne Ada's sicher nicht besonders auf; als er aber von raschen einleitenden Läufen und Phantasien auf eine einfache Melodie überging und, nachdem er aufgehört, sich nach dem Kinde umsah, erblickte er sie in einem Lehnstuhl am Fenster und das Köpfchen auf die beiden gekreuzten Arme gelegt.

Er dachte, sie sei eingeschlafen, und rief deshalb mit ganz leiser Stimme ihren Namen; eine kleine Bewegung von ihr überzeugte ihn aber, daß sie wache und seinen Ruf gehört habe; als er noch einmal und etwas lauter „Ada" rief und sie sich nicht erhob, eilte er, mit einem Male seltsam beängstigt, auf sie zu und hob mit beiden Händen ihr Köpfchen in die Höhe. Ihr Antlitz war von Thränen überfluthet, und zwei große Tropfen drangen noch aus den geschlossenen Augen.

„Ada, mein Kind, was ist Dir?" rief Felix im höchsten Schrecken. „Warum weinst Du? Was hat Dir wehe gethan? Sprich, Ada, was ist Dir?"

Sie antwortete ihm aber nicht, sondern machte mit dem Haupte nur eine beruhigende Bewegung.

„Ach, das Spiel hat Dich betrübt gemacht, die melancholische Melodie des traurigen Liedes, nicht wahr?“ fragte er zärtlich, und da sie wieder von neuem begann zu weinen, nahm er ihre leichte zierliche Gestalt in seine beiden Arme, hob sie vom Boden auf und trug sie auf das Sopha. Sie schlang ihre kleinen, feinen Arme um seinen Nacken, und als er sie auf das weiche Kissen legen wollte, fügte es sich, daß sie ihn mit darauf niederzog, indem sie die Arme nicht löste. So, halb auf seinem Schooße liegend, halb von seinen Armen gehalten und ihn mit den ihrigen fest umschlingend, das Köpfchen an seine Schulter gelehnt, blieb sie längere Zeit ohne sich zu regen. Ihre Thränen versiegten, und nach und nach stahl sich wieder das ihr sonst stets eigene holde Lächeln auf die Lippen, und das ganze Gesichtlein nahm wieder den Ausdruck der Heiterkeit an. Sie sprang rasch auf, legte ihre Hände auf das Haupt ihres Freundes und darauf einen Moment lang das ihrige und sah ihm dann tief in die Augen.

Felix ließ dies Alles ruhig mit sich geschehen und dachte über das sonderbare Wesen des Kindes nach. Als sie ihm aber lächelnd sagte: „Nun ist Alles wieder gut; aber spielen Sie nicht das traurige Lied, wenn ich nicht weinen soll,“ da athmete er auf, als wäre ihm eine Last vom Herzen genommen, und mit einer Lebhaftigkeit und mit einem Eifer, über den er selbst

fast lächelte, leistete er seiner Freundin dies Versprechen.

Er wusch ihr darauf mit Rosenwasser die Thränenspuren vom Antlitz, zeigte ihr verschiedene hübsche Sachen, die sie entzückten, schwatzte hunderterlei Dinge mit ihr, die sie lachen machten, und als sie seine Hand, die sie noch immer in der ihrigen festhielt, losließ und vor den Spiegel trat, um sich die krausen, wirr gewordenen Locken zurecht zu streichen, machte er ihr den Vorschlag, noch etwas mit einander in den Garten zu gehen. Sie willigte mit Freuden ein. Felix zog an der Klingelschnur, gab im Nebenzimmer der eintretenden Person einen Befehl und ging dann mit Ada in den großen und schön angelegten Garten.

Alle die zarten, farbenprächtigen und süßen Duft ausathmenden Blumen und Blüthen der ersten warmen Jahreszeit waren hier mit Sorgfalt gezogen und prangten im schönsten Flor. Die Anlage des Gartens trug noch den Stempel der Zopfzeit; lange, regelmäßige, knapp beschnittene Hecken von Taxus mit gleichen Bogenthüren, steife Alleen von kreisrunden Akazien, zierliche Boskets und hübsch bemalte Pavillons, halb hinter Büschen und Hecken versteckte Sitze und freundliche Lauben, springende Fontainen mit phantastischen Wasserspeiern und bausbackige, seltsam costümirte Liebesgötter, Nymphen, Pane und Schäfer auf barocken Piedestalen

mahnten wie letzte Winke an eine ganz abgethane Zeit. Es gibt nicht mehr viele so erhaltene Gärten um Nürnberg; einzelne reiche Leute finden der Seltsamkeit wegen ein Vergnügen daran, sie nicht ganz von englischen Anlagen oder gar von Nutz- und Nießgärten verdrängen zu lassen, und lassen alljährlich wieder die große Scheere an Baum und Hecke arbeiten; Manche finden auch einen eigenthümlichen Reiz in dieser von den letzten Jahrzehnten so sehr geschmähten Art des Gartenbaues, an deren Stelle freilich eine dem Streben und Treiben der Natur angemessenere getreten ist, die aber doch, als zur Geschichte der vergangenen Zeit keine unbedeutende Charakteristik liefernd, so lange als möglich lebendig erhalten zu werden verdient.

Auf Ada, die einen so echt erhaltenen Zopfgarten noch nie betreten hatte, machte nun dieser Anblick einen überraschenden und komischen Eindruck, so daß sie in lebhafte Ausrufungen darüber ausbrach; als sie aber mit Felix eine Zeit lang durch die sonnenbeschienenen Gänge gewandelt war, wendete sich ihre Aufmerksamkeit allmälig nur ihrem Freunde zu. Während dieser neben ihr herging und mit ihr sprach, bückte er sich von Zeit zu Zeit und pflückte ein liebliches Blümchen um das andere; er band ein zierliches Sträußchen daraus und reichte es Ada schweigend hin. Sie zögerte einen Augenblick, es anzunehmen, als er es ihr aber fortwährend

hinhielt, sah sie ihn strahlenden Auges an, nahm es, athmete seinen Duft ein und heftete es am obern Rande ihres tief ausgeschnittenen Kleidchens an die Brust, ohne ein Wort zu sprechen. Felix sah ihr lächelnd zu; inzwischen führte er sie zu einer Laube, in der ein gedeckter Tisch stand und sagte: „Heute bist Du mein Gast bei einem sehr frugalen Mahl, das Dir aber vielleicht doch mundet, wie mir unser gestriges. Schau, wie Dich die Erdbeeren anlachen und wie freudig die Butter glänzt, daß sie für Dein Mündchen bestimmt ist! Wir sind hier eben wie auf dem Lande, und Du mußt mit diesen einfachen, aber leckern Dingen vorlieb nehmen. Iß, mein Kind, und laß es Dir schmecken!"

Aber Ada folgte nicht mit der gewohnten Lebhaftigkeit dieser Aufforderung; sie war, seit sie das Sträußchen von ihrem Freunde erhalten, wieder still und ernst geworden; jetzt nippte sie nur von der Milch, die Erdbeeren aß sie einzeln, und Butter und Brot blieb fast ganz unberührt von ihr. Dagegen nahm sie öfter das kleine Bouquet in die Hand, hauchte darüber hin und zog den Duft in sich und lächelte es zärtlich an.

Um so heiterer und gesprächiger aber war Felix, der nicht müde wurde, ihr von allem Erdenklichen vorzuplaudern, seinem Gaste mit gutem Beispiel im Essen voranging und Scherz um Scherz mit seiner kleinen Freundin trieb.

Plötzlich sprang Ada auf, schlang ihre Arme um seinen Hals, preßte zahllose Küsse der leidenschaftlichsten Heftigkeit auf seine Locken und auf seine Hände, und noch ehe er von dem Ueberfall zu sich kam, war sie davongeeilt, so daß er in der Ferne nur noch ihr weißes Kleidchen durch das Gesträuch verschwinden sah.

Seine erste Bewegung war ihr nachzueilen; er war aber verwirrt und blieb lange Zeit still an der Stelle stehen, von der sie eben so räthselhaft verschwand. Dann strich er sich die Haare aus der Stirn, lächelte leise in sich hinein und ging langsam durch die vielverschlungenen Pfade des Gartens, bis der Abend hereinbrach und die goldenen Sterne am Himmel erglänzten.

* * *

Tag für Tag erschien Ada bei ihrem Freunde; selten vermochte sie irgend etwas Unabänderliches ganz von ihm entfernt zu halten; wenigstens auf Minuten trat sie in sein Zimmer, sagte ihm ein freundliches Wort und ging mit Schmerz für den verlorenen Tag, aber mit Hoffnung für den kommenden wieder fort. Konnte sie aber, wie es gewöhnlich der Fall war, ihre Anwesenheit auf Stunden ausdehnen, so verbrachten sie diese mit den mannichfaltigsten Dingen; es gestaltete sich bald zwischen ihnen ein Verhältniß ähnlich dem eines Lehrers zur Schülerin; denn sie war im höchsten Grade eifrig

und wißbegierig, und Felix wiederum mit den verschiedenartigsten Kenntnissen ausgestattet, zu welchen sich eine ebenso treffliche als reizende Art der Belehrung gesellte; keine der Unterhaltungen mit ihm blieb für sie ohne Lehre, und doch war er nie pedantisch, trocken, langweilig. Er nahm bald eigentliche Unterrichtsgegenstände mit ihr vor, und sie ging mit Feuer darauf ein, ihm bei der nächsten Gelegenheit zeigend, welchen Vortheil sie daraus gezogen; er trieb mit ihr Geographie, aber nicht ihr Köpfchen mit todten Namen und Zahlen ausfüllend, sondern ihr ein lebendiges, mit den klarsten Farben gemaltes Bild des Landes und der Leute, wovon sie sprachen, gebend; er verband damit das innere Wesen der Völker, ihre Sitten- und Entwickelungsgeschichte; er nahm einzelne bevorzugte Persönlichkeiten aus der allgemeinen Menge heraus und entwickelte ihren Charakter, ihre Thätigkeit und daraus wieder den Nutzen oder Schaden, den sie brachten, so daß sich ihr in der Welt- und Völkergeschichte wieder die des Einzelnen darstellte; er öffnete ihren Blick für die Wunder der Natur, die längst das begabte Kind im Innersten beschäftigt hatten, ohne daß ihm je eine befriedigende Erklärung gegeben worden; er führte sie ein in das Reich der Musik und gab dem todten Spiel der Finger, der qualvollen Langeweile stummer Noten, mit der sie ein bezahlter Lehrer peinigte, Seele und Leben, indem er ihr

zeigte, wie sie den Zauber lösen, selber Harmonien erfinden und mit Bewußtsein und eigener schöpferischer Thätigkeit daraus Genuß ziehen könne, was ihr bisher so unbefriedigend gewesen und nie ihrem innern Drange genügt hatte. Er suchte ihr Auge künstlerisch zu bilden und zeigte ihr aus seinen mit großer Strenge und vieler Mühe gesammelten Kunstschätzen nach und nach von den Anfängen der Kunst bis auf die letzte Zeit in guten Abdrücken oder Handzeichnungen das Bedeutendste, was nach der Seite hin je geschaffen worden; er traf die angemessenste Auswahl aus den Dichtern und Schriftstellern ältester und neuester Zeit und las ihr deren begeisterte Verse oder geist- und gemüthvolle Prosastellen vor; auch liebte er es, ihr Bücher mit nach Hause zu geben und sie selbst solche Stellen, die sie fesselten, vorlesen zu lassen; ihr musikalisches Ohr, durch ihn täglich in solcher Weise gebildet, verfehlte im Vortrag selten den richtigen Ton, und den geeigneten Ausdruck fand sie von selbst durch das Verständniß, mit welchem sie das Meiste gleich instinctmäßig auffaßte. Fiel ihr etwas als unklar und unverständlich auf, so besprachen sie sich mit einander darüber, und in der Regel kam ihr nach geringer Nachhülfe von Seiten ihres Lehrers durch eigenes Nachdenken die Aufklärung.

Das Kind entwickelte sich unter dieser geistigen Pflege ungemein rasch, ohne daß ihre naive Unschuld, ihr fri-

sches, holdes Wesen irgendwie darunter litt. Der ihr eigenthümliche Reiz, ihre Lebhaftigkeit, die sich oft zu einem sprühenden Uebermuth steigerte, der ihr bei der damit vereinigten Grazie und Herzensgüte nichts von ihrer Anmuth raubte, waren für Felix ein Born der Freude, den er um keinen Preis durch Ernst und Pedanterie hätte versiegen machen mögen. Er hemmte sie in keiner ihrer Eigenthümlichkeiten, er raubte ihr durch keine Miene, durch kein Wort die Unbefangenheit, durch die allein sie das holde Kind mit den kleinen Fehlern, aber auch mit den tausend Liebenswürdigkeiten war. Sie schien ihm ein Meisterstück der Natur, an dem der Mensch nichts zu bessern und zu ändern habe, dessen freier Entfaltung nur nichts Störendes in den Weg zu legen, ihm dasselbe vielmehr so viel als möglich entfernt zu halten, seine einzige Pflicht sei. Diese Ansicht leitete seine Erziehungsmethode, wenn man seine Art, sich mit dem Kinde zu beschäftigen, überhaupt so nennen kann, während dieses wiederum den bedeutendsten, Felix selbst wohl bewußten Einfluß auf sein ganzes Wesen übte.

Schon kurze Zeit nachdem sich ein regelmäßiger Umgang zwischen ihnen gebildet, verschwand aus der Seele wie von der Stirn des jungen Mannes jene durch früheres unwürdiges Leid ihm aufgeprägte Schwermuth, verwehte wie ein Nichts vor einem Lächeln des Kindes,

vor ihren harmlosen Liebkosungen, vor den tausend unschuldigen Neckereien und Scherzen, mit denen sie ihn unterhielt und beschäftigte. Wollte jemals in ihrer Gegenwart der alte, durch irgend eine flüchtige Erinnerung wieder hervorgerufene Schmerzenszug sich auf seinem Antlitz zeigen, wollte ihm noch wie aus Gewohnheit ein schwerer Seufzer die Brust heben, so vermochte ein gewisses Stirnrunzeln, ein Beben ihrer Lippen Beides für längere Zeit in weiteste Ferne zu bannen. Einmal war es ihm begegnet, daß er in Selbstvergessenheit und krankhafter Gereiztheit in ihrer Gegenwart eine unglückliche, schmerzerfüllte Aeußerung über sich, seine Hoffnungen und sein ganzes Leben that, was auf Ada einen so heftigen, furchtbaren Eindruck machte, daß Felix, ebenso überrascht als erschreckt und betrübt dadurch, sich schwur, ein- für allemal die Erinnerung an die Vergangenheit in tiefste Vergessenheit zu begraben, nur um seinem Liebling keinen ähnlichen Schmerz mehr zu bereiten.

Ob es ihm entging, daß sich aus den anfangs nur kindlichen Gefühlen der Anhänglichkeit in Ada allmälig eine an Leidenschaft grenzende Liebe entwickelte; welche, die Schranken gewöhnlicher Empfindungen ebenso gewaltsam durchbrechend, als ihr ganzes Wesen überhaupt weit über dem Gewöhnlichen stand, ihr kindliches Alter übereilen, ihre Entwickelung bedrohen konnte und von ihm vielleicht noch im ersten Entstehen und Auflodern,

durch Aufhebung des vertraulichen Umgangs, gemäßigt, bezwungen werden mußte?

Das Eine nur ist gewiß, daß er bald kein Bedürfniß mehr kannte, welches ihm süßer und unentbehrlicher gewesen als ihre Anwesenheit, ihr Geplauder, ihr Anblick; daß alle seine Gedanken in geheimer Beziehung zu ihr standen, daß sie ihm Jugend und Glück wiedergab, daß er ihr darum mit unbegrenzter Dankbarkeit zugethan und bereit gewesen wäre, ihr jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Er hatte so lange gelitten, entbehrt, gedarbt, das Gefühl der Armuth und des Todes jeder Freude mit sich herumgetragen, daß er mit froher Begierde das sich ihm nun darbietende Glück in sich aufnahm, ohne es zu analysiren, ohne darüber zu grübeln, nur froh, daß es da, daß es für ihn da war.

* * *

So verging der Sommer und ein Theil des Herbstes, dessen oft rauhere und unfreundlichere Witterung das Kind nicht abhielt, täglich zu ihrem Freunde zu wandern, ohne daß sich, so ganz gegen die Gewohnheit, irgend Jemand weiter darum bekümmert hätte als die beiden Betheiligten selbst. Die Abgelegenheit des von Felix bewohnten Gartenhauses, welches im Erdgeschoß nur von den Gärtnersleuten bewohnt wurde, außerdem

leer stand und selbst ohne nahe Nachbarschaft war, die Zurückgezogenheit, in der er außerdem lebte und die Freigebigkeit, mit der er seine Hausleute bezahlte, ließen ihn von dieser Seite ganz unbehindert; störende Freunde oder Bekannte besaß er nicht; es wußte kaum Jemand von seiner Existenz in Nürnberg. Ada war sich ebenfalls, wie sie ihrem Freunde gleich zu Anfang ihrer Bekanntschaft erzählt hatte, durch die Mutterlosigkeit, durch die häufige Abwesenheit ihres Vaters und dessen außerdem durch angestrengte Beschäftigung fortwährend in Anspruch genommene Zeit und Kraft, wie durch die ihren vielfachen Verpflichtungen in großer Jugend noch nicht gewachsene Schwester, sehr viel selbst überlassen; ein alter Onkel und zwei alte Tanten, die, alle besonders für sich lebend, täglich den Kindern zu Ausgängen Veranlassung gaben, und bei denen sie halb zu Hause waren, verschafften ihr Tag für Tag Gelegenheit, sich von der Schwester zu beurlauben, ohne eigentlich angeben zu müssen, wo sie ihre Zeit verbringe, und sie war klug genug, um ihr Geheimniß, das eben als solches für sie einen noch gesteigerten Reiz erhielt, nicht zu verrathen, täglich vor oder nach dem Besuche bei Felix noch eine Viertelstunde die Eine oder die Andere zu besuchen.

Ein für Ada schmerzliches, für Felix halb ärgerliches, halb lächerliches Ereigniß rief zu jener Zeit eine

Unterbrechung ihrer täglichen Besuche, an deren Stelle aber einen Briefwechsel hervor, der in seiner Art wohl einzig war.

Felix sah mit jedem neuen Tage dem Besuche seiner Freundin, die gewöhnlich um die fünfte Nachmittagsstunde zu ihm kam, mit Ungeduld entgegen; er legte meistens schon eine halbe Stunde vor der festgesetzten Frist Buch oder Feder weg und suchte diese durch verschiedene Beschäftigungen in den Zimmern, durch Auf- und Abgehen und sonstige seiner Unruhe entsprechende Bewegung rascher hinzubringen. Eines Tages aber wollte ihm die Zeit gar nicht vergehen; es schien ihm eine Ewigkeit, seit er mit der Arbeit aufgehört, und als er auf die Uhr blickte, überzeugte er sich, daß es mehr als eine Stunde später wie gewöhnlich, und daß er Ada nun kaum mehr erwarten dürfe.

Er war recht ärgerlich und verstimmt über ihr Ausbleiben; eben heute wollte er ihr wieder eine kleine Ueberraschung bereiten; er hatte sich kindisch auf ihr Erscheinen gefreut, und nun mußte sie verhindert werden, zu kommen. Er wußte nun gar nicht, wie er die Zeit ausfüllen, wie er den Abend verbringen solle; das Arbeiten hatte er satt, seine Verstimmung ließ ihm keinen Gefallen an der Musik finden, und auszugehen wagte er nicht, aus Furcht, sie am Ende zu verfehlen, wenn sie doch noch käme. Da glaubte er mit einem Mal

Tritte auf dem Kieswege vor dem Hause zu hören, und da sich selten Jemand um diese Stunde mehr in den Garten verirrte, da er mit solcher Sehnsucht auf Ada's Besuch wartete und die Hoffnung davon noch nicht aufgegeben hatte, so eilte er hastig an die Treppe, wo ihm aber nach kurzem Lauschen ein derber Fußtritt und eine kräftige Mannesstimme entgegenscholl, und ihm gleich darauf die Hausfrau einen Brief überbrachte. Durch die Enttäuschung noch mehr verstimmt, wollte er den Brief, den er von einem seiner Geschäftsträger wähnte, schon ungelesen auf den Tisch werfen, als er ihm bei einem zufälligen Blick darauf, trotz der einbrechenden Dämmerung, die Schrift seiner kleinen, ersehnten Freundin zu zeigen schien. Im Nu stand er am Fenster, überzeugte sich von der Wirklichkeit und erbrach den ersten von ihr kommenden Brief nicht ohne heftiges Herzklopfen. Mit einem Blick überflog er die noch ächt kindlich großen, halbgemalten, deutlichen Worte; sie lauteten:

„Süßer, lieblicher Herzensfreund, daß ich heute nicht zu Dir kommen kann, thut Dir gewiß ebenso leid, wie mir; Du wirst es aber begreifen, wenn Du erfährst, daß mein kleiner armer Piccinino das linke Vorderbein gebrochen hat und nun mit argen Schmerzen zu Bett liegt. Da das arme Kätzchen keinen Vater und keine Mutter hat, und da ich es in gesunden Tagen so lieb

hatte und so oft mit ihm gespielt habe, so darf ich es jetzt nicht verlassen; es muß alle Augenblicke kalte Wasserumschläge bekommen; auch hat es viel Durst; kein Mensch erbarmt sich um das arme Thier; deshalb muß ich es thun; noch besonders, da es Dir neulich so sehr gefiel und Du so herzlich über seine Sprünge lachtest, als ich es zu Dir brachte. Der sehr gute, menschenfreundliche Herr Doktor Schmidt hat ihm das Bein gebunden und kommt morgen wieder. Sobald es meinem Piccinino besser geht, komme ich wieder zu Dir, denn ich sehne mich jetzt schon nach Dir, als wenn ich Dich ein Jahr nicht gesehen hätte. Vergiß doch nicht die Blumen zu begießen und spiele kein trauriges Lied. Schone Deine Augen mit dem Lesen bei Licht und denke überhaupt viel an Piccinino und mich; vielleicht macht ihn das gesund. Verzeihe die schlechte Schrift; aber Du weißt, daß eine Krankenwärterin nicht viel Zeit hat. Mit treuer herzlicher Liebe in Ewigkeit Deine Ada."

Nachschrift. „Ich sehne mich so sehr nach Dir, daß ich eben statt des Briefes doch selbst zu Dir kommen wollte; Piccinino machte aber ein so trauriges Gesicht, und sah mich mit so bittenden Augen an, daß ich meinen Herzenswunsch doch bezwang. Wie könnte aber Ada noch leben, wenn sie Dich nicht hätte, da sie schon weint, weil sie Dich einen oder zwei Tage nicht sehen kann? Ach, hätten doch die Thiere Knochen von Stahl

oder Eisen, damit sie sie nicht brechen könnten. Bleibe gesund und denke an Deine Ada! Ade, lieber, lieber Felix!“ —

Felix konnte, nachdem er diesen Brief gelesen, nicht mehr verstimmt oder ärgerlich sein; er zeigte ihm deutlicher als alles Andere die himmlische Herzensgüte des Kindes, die selbst für ein kleines unvernünftiges Thier Opfer zu bringen im Stande war; und außerdem machte es einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn, daß sie in dem Briefe Du zu ihm sagte, wozu sie trotz der dringendsten Bitten von seiner Seite bei persönlichem Zusammensein nicht zu bewegen gewesen war. Felix war seltsam bewegt; es war ihm, als habe diese kleine Entfernung seines Lieblings ihm denselben näher gebracht, als Monate weiterer ungestörter Vereinigung es vermocht hätten; der kleine Bote schien ihm eine heilige Offenbarung, deren ewigen unermeßlichen Werth er mit ahnender Seele fühlte, die er sich aber nur allmälig und ohne gewaltsames Dazuthun klar und deutlich machen wollte. Er stand an der rosenbekränzten, glanzumschienenen Schwelle eines wonnevollen Glückes; aber er fühlte noch nicht den Augenblick gekommen, sie zu überschreiten, es war ihm in ihrem Anblick so wohl, so selig, daß er die Momente dieses Genusses nicht abzukürzen eilte.

Der andere Abend brachte ihm ein zweites Briefchen.

„Herztrauter, lieber Freund, ich bin sehr traurig, daß es Piccinino noch nicht besser geht, und daß ich wieder nicht zu Dir kommen kann; mein einziger Trost ist, daß ich den ganzen Tag an Dich denke und hoffe, Du denkst auch viel an mich; daß ich jetzt an Dich schreibe und außerdem in dem schönen Buch lese, das Du mir geliehen hast, und welches mich immer wünschen läßt: wären wir doch Paul und Virginie! Wenn ich bei Dir bin, ist mir Alles recht und lieb, so wie es ist; wenn ich aber allein bei dem armen Piccinino sitze und mir denke, daß Du jetzt auch allein bist, und wenn dann der Regen an die Fenster schlägt und der Wind mich an den kalten Winter erinnert, dann möcht' ich gar zu gern mit Dir nach so einer schönen stillen Insel ziehen und dort selig Tag für Tag mit Dir unter freiem Himmel verbringen, der dort so schön sein soll. Ich habe heute vor Sehnsucht nach Dir geweint; denn Du bist mir gar zu lieb, Du süßer Felix! Könnte ich nur wieder auf dem kleinen Schemel zu Deinen Füßen sitzen und Dir zuhören und in Deine schönen, schönen Augen schauen! Stelle doch den Schemel vor Deinen Stuhl und setze Dich auf diesen und sieh herab, als wenn ich unten säße, damit Du an mich recht lebhaft denkst und nicht vergißt, wie schön wir so beisammen sitzen. Ich sehne mich Tag und Nacht nach Dir. Wie es nur kommen mag, daß ich bei Dir alle andern

Menschen vergesse, während sie alle zusammen mich nur sehnsüchtig nach Dir machen, wenn ich nicht bei Dir bin. Ich habe Dir heute viel geschrieben, ich möchte aber am liebsten gar nicht aufhören; ich habe Dir auch sehr viel zu erzählen, wenn ich wieder bei Dir bin. Nicht wahr, Du denkst immerfort an mich und freust Dich, wenn ich wieder zu Dir komme? Könnte ich Dich nur einmal aus der Ferne sehen! Ich bin mit heißer Sehnsucht ewig Deine Ada."

Felix konnte sich von den lieben Zügen und den so viel in kindlicher Weise ausdrückenden Worten gar nicht trennen; er las den sehr sorgfältig und bewunderungswürdig orthographisch geschriebenen Brief, der ganze vier Seiten einnahm, langsam vom Anfang bis zum Ende durch, zündete die Lichter früher an, als er sonst zu thun pflegte, und setzte sich mit einem Eifer an den Tisch, um nun den lieben Boten erst mit rechter Aufmerksamkeit zu lesen, als gälte es der Entzifferung irgend eines Documentes von höchster Wichtigkeit.

Wie er so den Kopf auf die Hand gestützt, sich darein vertiefte, öffnete sich hinter ihm die Thür, und ehe er sich noch umdrehen konnte, lag ihm das schöne, holde Kind in den Armen und überhäufte ihn mit heftigen, unaufhörlichen Liebkosungen, während sie nur abgebrochen dazwischen flüsterte: „da hast Du mich — ich habe

es nicht mehr aushalten können — ich bin wie toll herausgelaufen —"

Felix war mit Entzücken erfüllt, und von der Freude zu überrascht und verwirrt, nahm er das theure Wesen in seine Arme, preßte es selig an sich, zog es auf seinen Schooß und erwiederte seine Liebkosungen mit nicht geringerer Zärtlichkeit.

„Lieb Herz, meine Ada," sagte er endlich, als er bemerkte, wie sie ganz außer Athem war, und wie sie von dem raschen Lauf wie von der Heftigkeit ihrer Gemüthsbewegung mehr als gut aufgeregt war, „beruhige Dich nur, ruhe aus und erhole Dich, mein Liebling! Komm, setz Dich hier auf das Sopha und lege Hut und Tuch ab, mein Kind!" —

Sie wollte aber gar nicht von ihm lassen.

„Ach, bleibe sitzen und laß mich so bei Dir bleiben," bat sie ihn haltend; „so ruht es sich am besten; ich bin Dir so am nächsten und weiß, daß ich nicht träume. Ich habe mich so nach Dir gesehnt, daß ich krank geworden wäre, hätte ich Dich nicht noch einen Augenblick gesehen; ich muß aber auch gleich wieder fort. Laß mich deshalb ganz still so bei Dir sitzen, Dich so halten. O, ich hab' Dich gar zu lieb."

Felix hielt die leichte, zarte Gestalt in seinen Armen, an seinem Herzen, und sie blieben so einige Zeit lautlos vereinigt; sein Athem streifte kühlend ihre glühende

Stirne, und ihr laut pochendes Herz beruhigte sich, als er leicht seine Hand darauf legte; ihre großen, dunkeln Augen aber hingen unverwandt an den schönen Zügen des geliebten Freundes.

Endlich erhob sie sich langsam, nahm seine beiden Hände in die ihrigen und sagte: „Schicke mich nun fort, mein Freund, sonst kann ich nicht gehen, und doch muß es sein!“

„Magst Du mir erst noch einen Gefallen thun?“ fragte Felix, und als sie bejahte, bat er sie, noch vor ihrem Gehen ein Brausepulver zu nehmen. Es war bald bereitet und unter Scherzen von ihr genommen.

„So, und nun begleite ich Dich,“ sagte Felix, Hut und Licht nehmend; denn der Abend ist schon eingebrochen;“ er hielt aber noch einmal an, ehe sie das Zimmer verließen, und sagte: „das Eine mußt Du mir versprechen: nie mehr Dich durch irgend Etwas, was nicht ganz unüberwindlich ist, von dem Besuche bei mir abhalten zu lassen, und dann bei so rauhem Wetter nie mehr wie heute zu laufen.“

Darauf ging sie aber nicht ein; sie sagte kurz:

„Das Erste versteht sich von selbst, und das Zweite hängt nicht von mir ab; deshalb wäre es Unrecht, wollte ich darüber ein Versprechen geben.“

Piccinino erholte sich so rasch, daß seine Pflege Ada nicht mehr von den Besuchen bei ihrem Freunde abhielt;

sie kam bei jedem Wind und Wetter, ohne daß je nur eine leise Klage ihren Lippen entschlüpft wäre; sie wußte im Gegentheil alle Besorgnisse, die Felix ihretwegen hegte und oft gegen sie aussprach, auf's Beste zu widerlegen. Besonders bat sie ihn dringend noch um Aufschub, als er ihr den Vorsatz und Wunsch ausdrückte, sich nun unter dem Vorwande, sich malen lassen zu wollen, ihrem Vater zu nähern, wodurch er Gelegenheit haben würde, sie im elterlichen Hause zu sehen und zu besuchen, was ihr die anstrengenden Besuche bei ihm abgenommen hätte.

„Nein, nein,“ sagte sie einmal mit großer Lebhaftigkeit; „laß uns noch eine Weile so still und einsam bei Dir bleiben; es ist hier so schön, und nichts stört uns; wenn Du aber zu uns kommst, so können wir kein Wort mehr mit einander sprechen, die Zimmer sind immer voll Lärm und Geräusch, das meine kleinen Geschwister machen, und bist Du im Atelier meines Vaters, so sehe ich Dich auch nicht; denn er liebt es nicht, daß ihn irgend Etwas störe. Es ist später immer noch Zeit; jetzt sind wir so glücklich. Was wir verändern, kann uns nur unser Glück schmälern.“

Felix fürchtete dasselbe, und es blieb einstweilen beim Alten. Fast jeder Tag aber brachte irgend einen neuen Zug, irgend etwas Ueberraschendes an dem holden Kinde; es fehlte auch nicht an den drolligsten Einfällen und

Abenteuern, die Felix öfter in Verlegenheit setzten, ihm aber meist Gelegenheit gaben, die engelgleiche Unschuld und Naivität Ada's wieder auf's Neue zu erkennen. Bei aller Heiterkeit ihres Zusammenseins jedoch setzte Felix seine belehrenden Bemühungen mit um so mehr Eifer fort, als er sah, wie sehr sie zur Entwicklung und Bildung Ada's beitrugen; sie selbst hatte so viel Wissensdurst, daß es eigentlich nichts Gleichgültiges und Uninteressantes für sie gab; Alles erweckte das Verlangen in ihr, es näher kennen zu lernen, keine Wirkung gefiel ihr, ohne daß sie nach der Ursache fragte, keine nur einigermaßen bemerkenswerthe Erscheinung entging ihr; und in Allem wendete sie sich an ihren Freund; er mußte Alles wissen, ihr jede Frage beantworten können; so daß er oft, um dem Kinde Genüge thun zu können, sich selbst erst in manchen Dingen, die ihm bisher fremd gewesen, unterrichtete.

Es war ein reizender Anblick, die Beiden dann bei einander zu sehen. Ada liebte es, auf einem niedrigen Schemel zu den Füßen ihres Freundes zu sitzen, ihren Arm auf sein Knie zu legen und ihr Köpfchen darauf zu stützen; wenn dann ihre dunklen, prächtigen Augen so groß zu ihm aufsahen, wenn die schwarzen Locken sich über die zarte Hand ringelten, wenn die etwas geöffneten Lippen die kleinen Zähne sehen ließen, und sie sich stundenlang nicht aus dieser zuhörenden Situation

erhob, sondern Alles an ihr die lebhafteste, gespannteste Aufmerksamkeit verrieth, so sagte sich Felix immer wieder, daß er niemals einen Anblick von ähnlicher Schönheit, gleichem Liebreiz, fesselnderer Anmuth gehabt, und vertiefte sich oft für Minuten in die Anschauung, so daß ihn Ada mit einer Ungeduld, die ihr reizend stand, zum Weitersprechen drängte.

Daß aber auch die männliche, ganz gereifte und entschiedene Schönheit ihres Freundes einen Eindruck auf das tief empfindende Kind machte, und daß ihr dieselbe keine Kleinigkeit war, zeigte sich täglich; nur sprach sie offen und leidenschaftlich darüber, während Felix sich selbst kaum gestand, daß ihn auch ihre äußere Erscheinung so wunderbar an sie fessele.

Für einen dritten Beobachter würden Beide gleich anziehend gewesen sein, besonders in der eben bezeichneten Situation; man konnte vergessen, daß Ada erst zwölf Jahre alt, also noch ein völliges Kind, weil sie für ihre Jugend hoch und kräftig, wenn auch schlank gewachsen war, und weil bei ihr weder Launenhaftigkeit, noch ungraziöse, eckige Bewegung oder verlegenes, unbeholfenes Wesen, meist Eigenthümlichkeiten der Mädchen dieses Alters, daran erinnerte, daß sie wirklich ein solches war.

Felix hingegen wurde wieder ganz der blühende Mann in schönster, ungeschwächtester Kraft und Jugendfülle;

seine Augen leuchteten wieder im früheren Glanze, seine Lippen zierte schöner als der krause Bart ein inniges, stilles Lächeln, die Stirne wurde glatt, und die ganze Gestalt richtete sich allmälig wieder aus ihrer nachläßsigen, gebückten Haltung stramm und fest in die Höhe. Jeder Dritte würde die Beiden als das betrachtet haben, woran sie Beide nicht dachten, und was sie im Grunde, wenn auch ohne jede wirkliche sichtbare Aeußerung doch waren: Liebende; er nannte sie aber nur: „Mein lieb Geheimniß" und sie sprach kaum anders zu ihm als: „Liebling."

Das „liebe Geheimniß," auf das er so stolz war, versetzte ihn aber durch einen übermüthigen Streich, der sie leicht einem Unberufenen verrathen hätte, eines Tages in einen nicht geringen Schrecken. Felix war Nachmittags in die Stadt gegangen, um sich nöthige Bücher zu verschaffen; er hielt sich in der Buchhandlung länger auf, als er anfangs wollte, dachte jedoch immer noch früher nach Hause zu kommen, als Ada gewöhnlich bei ihm zu erscheinen pflegte. Als er eben die Gartenpforte passiren wollte, bemerkte er, daß sich ihm eine Frauensperson mit raschen Schritten näherte; es war ein junges Mädchen, dem er auf Empfehlung seiner Hausleute die Besorgung neuer Hemden übergeben hatte, und die nun kam, um ihm die fertigen abzuliefern und dafür den verdienten, wahrscheinlich sehnlich

erwarteten Lohn zu empfangen. Sie ging ihm schüchtern nach in sein Zimmer, und während er die Schatulle öffnete und das Geld auf den Tisch hinzählte, begann das Mädchen in artiger, gebildeter Weise ihn auf die Nähterei aufmerksam zu machen und ihn zugleich um fernere Beschäftigung zu bitten. Felix, von Natur gütig und besonders gegen Arme und Niedriggestellte human, hörte ihr mit Theilnahme zu, als sie ihm eine ergreifende Schilderung ihrer traurigen Lage machte; plötzlich aber horchte er auf; aus der einen Ecke des Zimmers, die ein alter großer Schrank ausfüllte, hörte er ein ganz vernehmliches, wenn auch leises Pochen, das mit jeder Minute an Stärke und Heftigkeit zunahm; er wollte schon hinspringen und nachsehen, was die Ursache davon sei, als ihn ein neues Geräusch im eigentlichen Sinn erschreckte; aus derselben Gegend her erschollen Töne, wie vom Stampfen mit den Füßen, und ein eigenthümlich scharfer und doch zugleich heller Laut, wie ihn die Kinder unter einander ausstoßen, um sich fürchten zu machen, begleitete sie, indeß dazwischen immer wieder das mannichfaltigste Klopfen an Wand und Thür des Schrankes hörbar wurde.

Felix kam in peinliche, qualvolle Verlegenheit; denn es war ihm im Augenblick klar, daß dies Geräusch von Niemand herrührte als von Ada, und er fühlte dem fremden Mädchen gegenüber, der dieser auffallende Lärm

im Zimmer nicht entgehen konnte, eine sehr erklärliche Scheu, die Ursache davon verrathen zu sehen; überdies fürchtete er, daß durch das Klopfen und Stampfen der alte und gebrechliche Schrank zusammenfallen und Ada dadurch empfindlich verletzt werden könnte.

Seine Lage war eine unsäglich komische und peinliche zugleich; er wußte sich gar nicht zu rathen, zählte fast ohne Bewußtsein das Geld hin, schenkte dem Mädchen noch ein Bedeutendes darüber, hörte weder auf ihre Danksagungen, noch entgegnete er ihr ein Wort darauf, nahm in größter Aufregung das Licht und schob sie fast zur Thür hinaus.

Das Mädchen mochte sich heimlich wohl Gedanken gemacht haben, sowohl über den auffallenden Lärm aus dem Schrank heraus, wie über sein sonderbares Benehmen während der letzten Minuten; sie ging aber doch frohen Herzens von dannen, denn sein Geschenk war nicht klein.

Felix mußte, sobald er sich von dem lästigen Zeugen der komischen Scene befreit sah, über den Einfall Ada's lächeln, wollte aber doch ein ernstes Gesicht machen und ihr sagen, in welche Verlegenheit sie ihn gesetzt und wie leicht sie dadurch ihr Geheimniß hätte verrathen können. Es war ihm aber unmöglich ernst zu sein, als er in's Zimmer trat und ihm aus dem gefährlichen Schrank das reizende Antlitz des Kindes entgegenlachte,

das bald mit der ihm eigenen Grazie und Leichtigkeit heraus und auf ihn zusprang. Noch ehe er den Mund aufthun konnte, ergoß sie sich in einem unaufhaltsamen Redestrom, aus dem aber trotz des Scherzes und der Heiterkeit eine gewisse Aufregung nicht zu verkennen war.

„Es soll Dich außer mir kein Frauenzimmer besuchen, und besonders kein schönes und junges, wie Diese war," sagte sie am Schlusse, und als Felix den Kopf schüttelte und sie zweifelhaft lächelnd anblickte, hing sie sich an seinen Hals und flüsterte ihm in's Ohr:

„Sag' mir, bin ich eifersüchtig?"

Sogleich aber sprang sie von ihm weg zum Bücherrepositorium und sagte lächelnd, indem sie ein mäßig großes Buch wegnahm:

„Komm, Liebling, laß uns im Merian blättern! Ich bin zu nichts Anderem aufgelegt."

„Du bist ein kleiner, süßer Narr," entgegnete Felix, der selbst zu glauben begann, daß Eifersucht an der begangenen Thorheit Schuld gewesen. „Ja, laß uns zusammensitzen und erzähle mir, was Dir Alles beim Anschauen der schönen Landschaften durch den Sinn geht, so wie Du es neulich gethan."

Merian's reizende „Amoenitates regionum" mit den stattlichen Burgen und den niedlichen Schlössern,

mit den großartigen Baumgruppen und den erst im Anfange begriffenen französischen Gärten, mit den kleinen Bauernhäusern und den kunstlosen Brücken, mit den Wäldern, Wiesen, Bächen und Seen, Thälern, Schluchten und Bergen, stets sinnig oder naturgetreu belebt durch Menschen oder Thiere, waren dem Kinde immer ein Quell der Freude; für jeden Strich, für jede Schattirung hatte sie Sinn und Verständniß, und ihrer Phantasie bot sich während des Anschauens tausendfache Gelegenheit, die mehr als zweihundert Jahre alten Bilder in Zusammenhang mit sich und ihren Träumen und Wünschen zu bringen. Sie konnte zu jedem Blatt eine kleine romantische Erzählung liefern, bei der sie und Felix natürlich die Rolle des Helden und der Heldin spielte, und die sie mit Zügen aus Leben und Wirklichkeit so reizend auszustatten wußte, daß Felix oft in Entzücken darüber gerieth. Als Burgfräulein oder als Hirtenmädchen, zu Pferde oder mit Landarbeit beschäftigt, am einsamen Wasserfall oder in Begleitung zahlreicher Gesellschaft durfte doch nie ihr „Liebling" fehlen, dem sie entweder als holde Herrin liebreich begegnete oder als arme Magd, von seiner Gnade gehoben, in bescheidener Demuth diente, bis die Liebe auch sein Herz erfüllte und sie zu seliger Vereinigung leitete. Alles wußte sie in Zusammenhang mit sich und ihrem Freunde zu bringen, und niemals hat sich wohl heimliche, sich selbst un-

bewußte Liebe lieblicher verrathen, als es bei diesem unschuldsvollen Geplauder des Kindes geschah.

Unzählige Male hatte Merian schon Gelegenheit zu so reinem und vollständigem Genuß geboten; an diesem Abend schenkte er ihnen ein kleines Schloß mit Thürmchen und Mauern, mitten auf einer waldigen Anhöhe gelegen, von wo aus man den Blick in ein weites Thal hatte; sie war ein reiches und stolzes Burgfräulein und lebte, mit Reiten und Jagen beschäftigt, nur in Begleitung zahlreicher Dienerschaft und einer alten Amme hier ein fürstliches, unbeschränktes Leben; ihre Eltern waren gestorben, und alle Freier, die sich schon um sie beworben, hatte sie abgewiesen, weil ihr im Traum ein Einziger erschienen war, dem sie ihre Liebe hätte schenken können, und weil sie immer hoffte, daß er eines Tages in Wirklichkeit vor sie treten und sie zum Weibe begehren müßte. Und ihre Einbildung erfüllt sich; sie macht einen Spaziergang in den weiten, dichten Forst, verirrt sich, findet sich nicht mehr zurecht, leidet Hunger und Durst und ist halb verzweifelt, als plötzlich das Rauschen einer Quelle, und lieblicher noch als dieses Gesang und Saitenspiel an ihr Ohr dringt. Sie geht dem Laut nach und stößt einen Schrei aus, denn Er, der Geträumte, der Ersehnte, steht vor ihr. Er begleitet sie nach Hause, giebt sich ihr als vertriebener Fürstensohn zu erkennen, der in ihrem Walde auf seine Getreuen wartet, um

mit ihnen seine Rechte wieder zu erobern, gesteht ihr seine Liebe, wirbt um die ihrige, empfängt Kuß und Ring, zieht fort zum Kampf, kehrt als Sieger triumphirend zurück und holt sie ab in seine Burg, die noch viel schöner und reicher ist, als die ihrige. Dort leben sie ein herrliches Leben, dessen Schilderung nur mit Ada's Phantasie würdig genug wiederzugeben wäre.

Diese Träumereien aber ließen sie alle eifersüchtigen Grillen vergessen, so daß sie wieder in die heiterste Stimmung gerieth; Felix, dem jeder Zug an dem Kinde gefiel, hätte jedoch die Verlegenheit, die ihm durch jene bereitet worden, nicht missen mögen aus der Geschichte seiner — Liebe.

* * *

So verging der Herbst, und die kurzen, kalten Tage des Winters machten die Besuche des Kindes bei ihrem Liebling immer beschwerlicher; sie kam aber doch regelmäßig und stets glücklich und beglückend; Felix hegte jedoch zuweilen die lebhafteste Sorge um sie, die sich in dem zarten Alter durch die gänzliche Nichtbeachtung des winterlichen Unwetters oft der Gefahr einer so schädlichen Erkältung aussetzte.

Ada's kindlicher Sinn hätte dagegen wohl ein Mittel gefunden, das sie bei schlechtestem Wetter vor Erkran=

kung bewahrt, wie eine schmerzliche Trennung von ihrem Liebling überflüssig gemacht hätte. Da aber Felix bei aller Reinheit des Herzens doch in seinem um beinahe zwanzig Jahre älteren Leben die Einrichtungen der Welt kennen gelernt und durch manche schmerzliche Erfahrung den Grad von Unbefangenheit verloren hatte, der Ada noch eigen war, konnte es ihn nur in namenlose Verlegenheit setzen, als ihn Ada einmal sehr überraschend damit bekannt machte.

Eines Abends, als der Wind grausig durch die hohen entlaubten Bäume heulte und große, mit Schneeflocken untermischte Regentropfen an die Scheiben schlug, war es ihm eigentlich schmerzlich, das geliebte, vom Lernen und von der Unterhaltung ganz besonders aufgeregte und erhitzte Kind in die kalte, stürmische Nacht hinauslassen zu müssen.

„Armes Herz,“ sagte er, ihre heißen Wangen streichelnd, „begehe ich nicht eine Sünde, Deine Gesundheit solchen Gefahren und den daraus so leicht entspringenden Uebeln auszusetzen? Müßte ich Dich nicht zwingen, an solchen Abenden zu Hause zu bleiben? Mir ist heute eigentlich bange um Dich.“

„Weißt Du was?“ entgegnete sie, ihn mit leuchtenden Augen anschauend; „ich bleibe heute bei Dir und gehe morgen, wie gewöhnlich, wenn ich bei Tante Lina schlafe, von hier aus gleich in die Schule. — Wie, Du

sagst nicht „ja" zu meinem Vorschlag? Meinst Du, ich genire Dich? O ich bin ganz still, und Du wirst kaum wissen, daß Jemand in Deinem Zimmer ist; das fürchtest Du aber auch gar nicht. Was hast Du aber sonst?" fragte sie dringend und mit einem Mal wie beängstigt von einer ungewissen Ahnung des Richtigen. Felix konnte ihr jedoch nicht gleich eine gefaßte Antwort geben; die Unschuld des Kindes rührte ihn, und da er wußte, wie völlig rein und unbefleckt diese kindliche Seele war, und wie fern ihr jeder Gedanke an Unrecht oder Unschicklichkeit bei diesem Vorschlag lag, trug er Bedenken, ihr eine wahre belehrende Antwort zu geben. Er mußte fürchten, mit dieser einen Belehrung, die überhaupt einen zwischen jungen Leuten beiderlei Geschlechts so besonders zarten Punkt berührte, plötzlich den ersten Hauch wahrster, eigentlichster Unschuld zu verwischen, ihr die glückliche Unwissenheit, die das beste Zeichen heiligster Reinheit ist, zu nehmen und ihr dafür nichts geben zu können, was ihr diese zu ersetzen fähig wäre. Was sollte er in diesem kritischen Moment beginnen? — Das Kind selber half ihm aus diesem Dilemma, aber nicht in einer von Felix erwünschten Weise. Als sie die Verlegenheit in seinen Zügen sah, als er auf ihre ungeduldige Frage nicht gleich antwortete, da ging ihr ganz plötzlich die Wahrheit durch die Seele; es war, als erleuchtete sie für eine Secunde ein Blitzstrahl, und mit

flammender Röthe im Gesicht barg sie das Köpfchen an der Brust ihres Freundes und blieb lange Zeit bewegungslos so liegen. Felix begriff sie und ließ sie gewähren; auf freundliches, kosendes Zureden erhob sie sich endlich, und wie er ihr Köpfchen aufrichtete und ihr in die Augen sah, schimmerten sie von großen Thränenperlen. Sie versuchte zwar zu lächeln und auf die nun von Felix mit Absicht gemachten Scherze wie sonst einzugehen; sie blieb aber doch ernster, und selbst eine gewisse Befangenheit ließ sich nicht verkennen. Als sie sich bald entfernte, wollte ihr Felix wie gewöhnlich auf die frischen, schwellenden Lippen einen innigen Kuß geben; sie wich aber seinen Lippen mit einer raschen Bewegung aus, so daß sie nur ganz leicht und flüchtig ihre Stirne berührten. Das Stück Weges, das er sie noch begleitete, war sie schweigsam.

Felix hatte eine peinliche Empfindung, als er allein nach Hause zurückkehrte, und nur die Ueberzeugung, daß ihn sein Alter, wie seine Weltkenntniß verpflichtet habe, auf den kindlichen Vorschlag Ada's ihret- wie seinetwegen nicht einzugehen, konnte ihn beruhigen. Er erbebte aber im Innersten, als ihm der Gedanke kam, wie schutzlos die Unschuld eines Engels den Angriffen der Verderbtheit oft ausgesetzt sei, und schon dieser Fall hätte ihn vielleicht bestimmt, seinen Besuch bei Ada's Vater nicht mehr länger zu verschieben, um durch die

Verbindung mit ihm dem Kinde in tadelloser, unbefangener Weise öfter nahe sein zu können, als ihn ein Ereigniß trauriger Art bald im eigentlichen Sinne dazu zwang.

Ada kam am andern Tag um die gewohnte Zeit, war wieder heiter und gesprächig, zeigte aber dem aufmerksamen Auge ihres Freundes eine ungewöhnliche Aufregung; Wangen und Stirn glühten ihr, die Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz, und es lag etwas Forcirtes in Allem, was sie sagte und that; es entging ihm auch nicht, daß sie öfter an die Stirn griff, und auf seine zärtlich besorgten Fragen gestand sie endlich, daß sie den ganzen Tag schon heftigen Kopfschmerz gehabt und daß es ihr sei, als steigere er sich mit jeder Minute. Felix wandte ein oft erprobtes Mittel gegen dieses Leiden auch bei ihr an und hoffte, sie werde ihm noch während ihrer Anwesenheit bei ihm sagen können, daß sie sich besser fühle; aber trotzdem, daß sie sich bezwang, um seine Besorgniß, über die sie lächelte, zu zerstreuen, wollte es ihr doch nicht gelingen, seinen belehrenden Reden wie sonst Aufmerksamkeit zu schenken. Was er vornahm, mußte er bald wieder aufgeben; sie war unruhig, wechselnd in der Laune und mußte endlich gestehen, daß sie es für nothwendig finde, nach Hause zu gehen und sich zu Bett zu legen. Felix war über dieses plötzliche Unwohlsein des sonst so gesunden und

kräftigen Kindes erschreckt, hoffte aber von der Ruhe der Nacht, von einem erquicklichen Schlaf und der Anwendung noch einiger Dosen Brausepulver für den nächsten Tag schon wieder Genesung und verließ sie, nicht ohne Sorge, aber doch nicht eigentlich Schlimmeres fürchtend, unweit ihrer Wohnung, nachdem sie den Besuch wie gewöhnlich für morgen verabredet hatten.

Aber Ada kam einen, zwei, drei Tage nicht, und Felix, von Sorge um sie gepeinigt und von Sehnsucht nach ihr erfüllt, besann sich nach Verlauf dieser drei angstvollen Tage nicht länger, wie er Gewißheit über ihren Zustand erhalten könne. Daß sie krank sein müsse, war ihm kein Zweifel; aber woran mochte sie leiden? welcher Art war ihre Krankheit? Er ging den andern Morgen, sobald es nur möglich war, nach ihrer Wohnung, fragte nach ihrem Vater, mußte längere Zeit in einem Zimmer, durch das zuweilen eines der hübschen Kinder rasch, aber leicht huschte, warten, ohne daß er, wie er sonst wohl sogleich gethan hätte, den schönen an den Wänden hängenden Bildern nur die geringste Aufmerksamkeit schenkte, und vermochte kaum mehr seine ängstliche Ungeduld zu zügeln, als an der halboffenen Thüre auch der ihm noch gut in der Erinnerung lebende, wenn unterdessen auch größer gewordene Karl erschien. Er erkannte ihn sogleich und rief ihn an; der muntere, kecke Knabe hatte den gütigen Herrn auch noch nicht ganz

vergessen, kam rasch auf ihn zu, gab ihm die Hand, sagte aber gleich nach der ersten Begrüßung:

„Sie müssen recht still sein und leise auftreten, denn Ada, unsere einzige, gute Ada ist sehr, sehr krank; sie hat ein Nervenfieber, und seit drei Tagen schon kommt der Doktor und macht immer ein sehr finsteres Gesicht, und Papa und Schwester Louise gehen nicht vom Bett weg, und Louise weint oft. Darum ist es so still hier im Haus."

Felix erschrak zum Tode bei dieser Nachricht, auf die er trotz aller Befürchtungen doch nicht gefaßt war; er konnte dem Kinde kaum Antwort geben, und mit Mühe gelang es ihm, den eintretenden Vater zu begrüßen und ihm seinen Wunsch, von ihm gemalt zu werden, zu äußern.

Herr F., ein Mann, dessen äußere Erscheinung sogleich den Künstler verrieth, und dessen feines Antlitz mit den offenen hellblauen, etwas angegriffenen Augen beim ersten Anblick schon Vertrauen einflößte, kam dem ganz Fremden mit der Artigkeit eines gebildeten, in der Welt bekannten Mannes entgegen, verbarg aber nicht, daß ihn das schwere Erkranken eines geliebten Kindes für diesen Augenblick verhindere, sich irgend einem Unternehmen mit Eifer und Liebe hinzugeben, und daß er wenigstens für die nächste Zeit um Entschuldigung bitten müsse.

Kaum hatte er den ihnen Beiden so schmerzlichen Punkt berührt, so zögerte Felix nicht, dem würdigen Manne in kurzen Worten mitzutheilen, daß er den anwesenden Karl, der ihn freundlich anlächelte, wie die kranke Ada von früherer Zeit her kenne, und nun hatte er Gelegenheit, sich über den eigentlichen Stand der Krankheit seines „lieben Geheimnisses“ zu unterrichten. Was er aus dem Munde des besorgten, zärtlichen Vaters vernahm, beruhigte ihn nicht, sondern versetzte ihn in so heftige Angst um das theure Kind, daß es ihm nicht möglich war, sie gänzlich zu verbergen. Herrn F. that die Theilnahme des Fremden an seinem Schmerze und den Leiden seines Kindes sichtlich wohl, und diese traurige Veranlassung war bestimmt, die beiden Männer von der ersten Stunde ihrer gegenseitigen Begegnung an mit den Banden der innigsten Freundschaft an einander zu fesseln.

Felix blieb länger, als er nöthig gehabt hätte, und als er endlich mit einem von der Sorge um Ada schwer belasteten Herzen aus dem Hause schied, nahm er mit der Ueberzeugung, an Ada's Vater einen edlen, durchaus gebildeten, trefflichen Mann gefunden zu haben, die Erlaubniß fort, ihn am nächstfolgenden Tage wieder zu besuchen.

Felix versäumte nicht, dieselbe zu benutzen; konnte er doch dadurch allein von Ada's Befinden Nachricht erhalten, und das war ihm in dieser schlimmen Zeit noch

das einzig Tröstliche. Seit sie ihn verlassen, seit er die Abendstunden allein zubringen mußte, fehlte jedem Tag sein Sonnenaufgang, fehlte seinem Leben Kraft, Licht, Glanz; er wurde sich während der Trennungszeit bewußter als je, daß sie mit ihrem ersten Erscheinen wie ein Engel des Lichts und der Liebe Rosen in sein freudenloses Dasein gestreut, daß ihre Hand alle Falten seines Herzens, wie seiner Stirne, durch süße, reine Liebkosungen glatt gestrichen, daß ihr Blick, ihre Worte, in die sonst so schmerzlichen Wunden den Balsam des Heils geträufelt; mit der ihrigen würde auch seine Existenz, wenigstens in geistiger Beziehung vernichtet worden sein, das fühlte er, da sie mit der ihrigen schon schwer bedroht war.

Die Krankheit steigerte sich mit jedem Tag, es konnte sich Niemand über ihren gefährlichen Charakter täuschen, und der Schmerz, der die ganze Familie um das theure Kind erfüllte, tobte in der Brust ihres zärtlichen Freundes am glühendsten. Er hätte um jeden Preis eine Stelle an ihrem Lager eingenommen, um von diesem heiligen Orte aus die Gebete seiner Seele zu dem ihm nie näher gestandenen höchsten Wesen zu senden; er konnte aber um diese Gunst nicht einmal bitten und mußte sich begnügen, ihr Tag und Nacht mit den Gedanken der Liebe und Sorge nahe zu sein und während einiger Tagesstunden sogar leiblich so nahe, daß nur dünne Wände ihn von ihr trennten.

Ada's Vater, der durch das edle Wesen des jungen Mannes, wie durch seine mitten durch die Sorge und den Schmerz hervorleuchtende Liebe und sein Verständniß der Kunst zu ihm hingezogen wurde, fand während dieser schweren Zeit in dem Umgange mit ihm einigen Trost; von Tag zu Tag mußte zwar die erste Sitzung hinausgeschoben werden; sie beschäftigten sich aber viel mit der Besichtigung der reichen Kunstschätze aller Arten, die Herr F. in großer Menge aufgespeichert hatte, und die bewundert zu sehen ihm nicht geringere Freude machte, als den Beschauenden der Genuß des Anschauens selbst.

Eines Tages, als Ada's Fieber den höchsten Grad erreicht und ihr Vater kaum mehr die bisher bewahrte Fassung behaupten konnte, führte er seinen jungen, ernsten Freund in ein Zimmer, das sie vorher noch nie mit einander betreten hatten, und bat ihn, seine Entfernung zu entschuldigen, da ihn die Sorge um das todkranke Kind an deren Lager rufe.

Mit feuchtem Auge deutete er auf ein großes, im besten Lichte hängendes Portrait einer herrlichen Frau und flüsterte kaum hörbar: „Das ist das Bild meines verstorbenen Weibes — Ada ist das einzige meiner Kinder, das ihr gleicht; ich würde mit ihrem Tod jenen furchtbaren Verlust noch einmal tragen müssen — das wäre zu viel."

Thränen erstickten seine Stimme; er eilte hastig fort.

Felix hatte bei seinem Eintritt gleich das heilige Zimmer erkannt, von dem ihm Ada am ersten Abend ihrer Bekanntschaft gesprochen; seine Blicke waren von Thränen verschleiert, durch die er die herrliche Gestalt, das wunderbar schöne Antlitz der Dahingeschiedenen in glänzenden Strahlen erblickte, es war ihm sonderbar zu Muthe; er konnte sich nicht klar werden, ob er wache oder träume; Mutter und Kind lösten sich für ihn in Eins auf; das Antlitz gehörte ebenso gut seiner Ada; es war ihr holdseliges Lächeln, die Reinheit ihrer Stirne, es waren ihre dunklen leuchtenden Augensterne und ihre reichen schwarzen Locken, nur die Gestalt war eine fremde und ihm doch wieder eine bekannte: es ging ihm die Ahnung auf, daß auch Ada dereinst diese majestätische Haltung, diese schöne Fülle zieren würde, und von namenlosen Gefühlen bewältigt, sank er zu Füßen des herrlichen Bildes nieder, und seine Augen wie verzückt darauf geheftet, entrangen sich glühende Gebete seiner tiefbewegten Seele.

So verbrachte er den ganzen Tag, ohne daß er oder die Andern es bemerkten; spät am Abend trieb ihn das Verlangen, von Ada zu hören, aus der tiefen Stille dieses Zimmers; alle andern Räume waren ebenfalls ohne Laut und Regung; er suchte im Finstern nach einer Thür, und als seinem vorsichtigen Drücken endlich ein Schloß nachgab, trat er in ein matt erleuchtetes einsames

Zimmer, von dem aus eine halboffene Thür in ein noch dunkleres führte. Die Wärme, das gedämpfte Licht und die lautlose Stille, wie die Ahnung seines Herzens sagte ihm, daß er dem Krankenlager des geliebten Kindes jetzt ganz nahe sei, und zugleich erbebte er freudig, als tiefes gleichmäßiges Athemholen an sein Ohr drang. Er schlich auf den Fußspitzen bis an die geöffnete Thüre, und mit unsäglichem Entzücken nahm er das Bild, das sich ihm hier bot, in der Seele auf, denn es verkündigte ihm Glück und Genesung.

Sein hoffendes, bald an das Dämmerlicht gewöhntes Auge erblickte auf einem weißen Lager die Gestalt seiner Ada in süßer Ruhe hingegossen, und konnte er auch ihr Antlitz nicht erkennen, so sagten ihm doch die ruhigen Athemzüge, die ihre Brust leise hoben, daß ein erquickender Schlummer die Stelle der Krankheit und des Todes eingenommen; es bestätigte dies das stärkere, tiefen Schlaf anzeigende Athmen der treuen, von Sorge und Krankenpflege ermüdeten älteren Schwester, die halb in sich zusammengesunken und halb auf Ada's Lager gestützt, der Mattigkeit endlich nachgegeben hatte und eingeschlafen war. Etwas entfernt von den beiden Schwestern saß hinter einem mächtigen Schirme, der Licht und Schein der Kerze auf den engsten Raum concentrirte, der alte Vater, ein Blatt Papier vor sich und den Bleistift in der Hand; doch waren beide unbeschäftigt, indem auch

diese müden, von Sorge, Nachtwachen und Thränen angegriffenen Augen von süßem Schlummer geschlossen worden waren. Der friedliche, fast lächelnde Ausdruck des würdigen Gesichtes war für Felix ein Zeichen des Himmels, und als er sein Auge wieder auf das theure, aus so schwerer Gefahr glücklich hervorgegangene Kind richtete, da war ihm mit einem Male Alles klar; die Vergangenheit war für immer abgemacht; den gegenwärtigen Moment empfand er mit all der Andacht, deren ein tiefes, ächt männliches Gemüth bei heiligen Veranlassungen fähig ist, und das Gelübde, das er hier ablegte, sollte die Zukunft sanctioniren.

* * *

Ada kehrte zum Leben und somit auch zu Kraft und völliger Gesundheit so rasch zurück, als es bei ihrer Jugend und der fortgesetzten aufmerksamen Pflege der Ihrigen möglich war. Die Zeit der Reconvalescenz, die sonst, besonders in jugendlichem Alter und bei geistiger Lebhaftigkeit, wie sie Ada in so hohem Grade eigen war, eine Zeit der Ungeduld und Langeweile ist, wurde für diese die süßeste ihres Lebens; denn sie theilte und genoß sie mit ihrem geliebten, ihr immer theurer gewordenen Freunde, der bald, nachdem sie außer Gefahr erklärt worden, die erste sich leicht bietende Gelegenheit

ergriffen hatte, um sich ihr zu nähern. Er war mittlerweile der liebe, vertraute Freund ihres Vaters geworden, hatte sich die Zuneigung der ganzen Familie erworben, war der Vertraute und Rathgeber der vielbeschäftigten, stillen und anspruchslosen Louise in vielen Angelegenheiten ernsterer Art und konnte sich bald seinem über Alles theuren Lieblinge nicht nur widmen, wie in früherer Zeit, sondern all sein Sinnen auf sie richten, zu allen Stunden des Tages bei ihr verweilen, ihr dienen, sie unterhalten, ihre Wünsche beachten und erfüllen, ehe sie ausgesprochen worden. Die Zeit der Genesung war eine selige, voll stillen, reinen Genusses und durch reizende Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft noch verklärtere.

Denn Felix dachte jetzt schon mit dem Ernste eines Mannes an die kommende Zeit, der gesonnen ist, dieselbe nach allen Kräften sonnig und glücklich zu gestalten, und der weiß, für wen er das thut und mit wem er sie theilen wird.

Und in der That mußte ihm der Gedanke daran nahe liegen; denn Ada war aus der heftigen, ihr ganzes Leben erschütternden Krankheit, trotz ihres kindlichen Alters von 13 Jahren, als zarte Jungfrau erstanden. Ihr ganzes Wesen hatte eine Veränderung erlitten; ihre natürliche Lebhaftigkeit mäßigte nun ein milder Ernst; ihr helles, reizendes Lachen, das sonst jede Kleinigkeit ertönen zu

lassen im Stande war, hatte sich in ein stilles, sanftes Lächeln verwandelt, das ihrem Antlitz einen wunderholden Ausdruck verlieh; ihre Bewegungen waren langsamer geworden, ohne daß sie an Gewandtheit und Grazie verloren hatten; ihre Stimme war leise, der Blick ihrer prachtvollen, strahlenden Augen öfter von den dunklen Wimpern beschattet. Selbst die veränderte Art sich zu kleiden, welche durch die nun plötzlich eingetretene Entfaltung des kindlichen Körpers nöthig geworden, machte sich geltend; sie hatte die frische Fülle, welche durch die frühere, naiv bequeme Kleidung in anständiger, aber von lästigem Zwange befreiter Weise nicht absichtlich verhüllt gewesen, verloren; dagegen war sie bedeutend größer geworden, und ihrem schlanken, äußerst zarten und ätherischen Wuchs schmiegten sich nun die langen, faltenreichen Gewänder jungfräulich züchtig und malerisch schön an.

Ada hatte durch diese Verwandlung für ihren Freund nicht an Reiz verloren, wenn dadurch auch gewissermaßen eine Veränderung in ihrem gegenseitigen, für ihn an holder Süßigkeit so reichen Verhältniß hervorgerufen wurde; war sie nun auch minder heftig in den Aeußerungen ihrer Freude, fehlte die ungestörte Einsamkeit seiner Gartenwohnung, um in alter Vertraulichkeit mit einander zu verkehren, war unter den augenblicklichen Umständen sogar die Umwandlung des traulichen „Du" in das förmlichere „Sie" geboten, so ersetzte dies Alles doch in hohem

Grade die Innigkeit, mit welcher sie ihm begegnete, und welche sie ihm zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit äußerte, so war ihm doch das Erröthen, das ihre immer noch blassen Wangen bei seinem Erscheinen überzog, der lange Blick, mit dem sie ihm den Grund der Seele erforschen zu wollen schien, ehe er noch mit ihr gesprochen hatte, und der weiche, anhaltende Druck ihrer schlanken, weißen Hand bei der Begrüßung das süßeste Zeichen ihrer Empfindungen für ihn.

Kaum war Ada wieder so weit erstarkt, um sich anhaltend zu beschäftigen, so begann sie mit dem ernstesten Eifer in all den Fächern, in welchen sie sonst Felix unterrichtet hatte, zu arbeiten, und als dieser natürlich mit größter Freude auf ihre leise geäußerten Wünsche, ihr wieder wie früher als Lehrer zur Seite zu stehen, einging, so gestaltete sich bald, ohne daß für die Umgebung etwas besonders Auffallendes geschah, ein dem alten lieben Verhältnisse nahe kommendes zwischen ihnen.

Da sie sich mit unermüdlichem Fleiße stundenlang nur in belehrender und lernender Weise mit einander beschäftigten, so zeigten sich die Folgen bei Ada bald in überraschender Weise; sie war im Wissen ihrem Alter in kurzer Zeit ebenso voraus, als in der äußern Erscheinung. Als die Anfänge höherer Bildung für sie vollständig erschöpft und ihre Wißbegierde nun nach höheren Regionen strebte, versäumte der Freund nicht, ihr Folge zu leisten

und sie tiefer in die Wissenschaft einzuführen. Daß er suchte, ihr Interesse besonders für sein Lieblingsstudium, welches die Geschichte seines Volkes, wie die Erforschung der Mythen und Sagen desselben war, zu gewinnen, war verzeihlich; es bot sich dadurch für Ada auch ein reizendes Feld voll ihr bisher völlig unbekannter Schätze, und von der Hand der Liebe geführt, betrat sie durch die Pforten der Wissenschaft auch zugleich das Reich der Poesie. Felix hatte sie mit den Gesetzen der Metrik bekannt gemacht, und da sie ein hübsches poetisches Talent besaß, so wurde es ihr leicht, die neuerlernte Kenntniß dazu anzuwenden, aus Geschichte und Sage Stoff zu kleinen poetischen Darstellungen zu ziehen, die nur dem Freund und Lehrer mitgetheilt wurden, weiter aber keinen Anspruch auf Anerkennung machten.

So verging eine geraume Zeit. Die früher von ihr besuchte Schule hatte sie verlassen, sie war zum ersten Mal zum Tisch des Herrn gegangen und somit schon mancher Rechte, aber auch mancher Verpflichtungen der Erwachsenen theilhaftig geworden; besonders stellte Louise die Anforderung an sie, sich um die Besorgung des Hauswesens von nun an mehr zu kümmern, und Ada, die den ganzen Tag ernst und fleißig, wenn auch mit ganz andern Dingen beschäftigt war, mußte oft Vorwürfe von der Schwester hören und sich beim Vater wegen vorgebrachter Klagen entschuldigen. Sie hatte zu

den gewöhnlichen häuslichen Beschäftigungen durchaus keine Lust, behauptete auch, ohne allen Beruf dazu zu sein, konnte, wenn Vater und Schwester sagten, daß die Besorgung des Hauses die eigentliche würdige Bestimmung eines heranwachsenden Mädchens sei, ein Lächeln nicht verbergen und erklärte ihrem Vater eines Tages in der holdesten Weise und mit den schmeichelndsten Liebkosungen, daß sie sich wirklich zu einer andern Art der Thätigkeit bestimmt fühle, die sie bis jetzt freilich noch nicht näher bezeichnen könne, weil sie selbst noch nicht ganz im Klaren darüber sei, daß sie ihn aber bei seiner väterlichen Liebe bitte, sie zu nichts zu zwingen, was ihr gegen die Natur sei, sie den eingeschlagenen Weg fortgehen zu lassen und sie besonders im Lernen nicht zu stören. Der Vater konnte nicht widerstehen, und das Kind behielt seinen Willen. Felix hatte mit jenem auch ernste Unterredungen und widmete sich immer mehr nur ihr und ihrem Besten.

So kam wieder der Sommer, der die Kinder in's Freie lockte und Herrn F. in die Ferne rief, so daß es in Haus und Zimmer still und einsam wurde, und Lehrer und Schülerin oft stundenlang ganz allein beisammen waren. Und die Einsamkeit war den Beiden süß und übte ihren vollen Zauber auf sie aus; es war wie in der ersten Zeit; die alten Vertraulichkeiten kehrten wieder, nur in noch beglückenderer Weise, als ehedem; die

schlanke, jungfräuliche Ada saß nicht mehr zu den Füßen ihres Freundes, wie sie es sonst zu thun liebte, sie hing ihm aber hingegeben in den Armen, sie zog ihn, wenn sie saß und er hoch vor ihr stand, sehnsüchtig zu sich nieder, sie erbebte sichtbar, wenn er ihre Hände küßte, und suchten und fanden seine Lippen die ihrigen, so ergriff sie das mächtige Gefühl ihrer Liebe, und ein dunkles, fernes Ahnen hemmte ihren Herzschlag; sie schloß die Augen und drängte den Geliebten von sich, um sich sogleich wieder selber zu ihm zu flüchten und an seiner Brust die Thränen übermenschlicher Seligkeit zu weinen.

„O Gott, wie ich Dich liebe, Felix!“ flüsterte sie oft wie unbewußt, wenn er so schön zu ihr sprach von Großem und Herrlichem; sie schrieb Alles dieses in der Verherrlichung, welche die Liebe so gern dem Geliebten weiht, ihrem Liebling zu; es würde kaum einen ähnlichen Eindruck auf sie gemacht haben, hätte sie es durch andere Mittheilung erfahren.

Felix liebte nicht geringer, nicht kälter; im Gegentheile loderte in ihm mit jedem Tage mehr die helle, ungeschwächte Gluth voller Leidenschaft auf, die durch nichts gehindert und gestört, täglich neue Kraft, neue Nahrung erhielt, und die ihn oft zu überwältigen drohte, wenn trautes Alleinsein süße Liebkosungen gestattete. Er mußte sich oft Gewalt anthun, die ihn übermannenden Gefühle vor der zu verbergen, die sie hervorgerufen, die sie mit

jedem Hauch und Laut noch erhöhte; er preßte ihre schlanke, zarte Gestalt oft mit einer Gewalt an sich, daß er vor Furcht, sie verletzt zu haben, erbleichte und sie mit stammelnden Worten, deren Sinn sie nicht fassen konnte, um Vergebung bat.

Einer eigentlichen Erklärung hatte es zwischen ihnen nicht bedurft; es war in Beider Herzen Alles so langsam gekommen, hatte sich so allmälig, ohne furchtsames Zurückhalten oder gewaltsames Vorgreifen entfaltet, die gegenseitige Liebe war so tiefer, ursprünglicher Art, so ganz aus dem innersten Wesen strömend und in tiefster Seele aufgenommen, daß sie sich nach und nach äußerte, wie das Leben selbst: mit jedem Athemzug, mit jedem Blick, mit jedem Wort. Sie waren Eins in sich; Jedes verstand das Andere, weil es sich selbst im Andern wiederfand, und da kein Zweifel entstehen konnte, bedurfte es auch keiner Versicherung. Beide wußten, daß Alles eben so sein mußte, wie es war, und die Liebe selbst machte sie wieder so stark und muthig, daß sie vor dem großen, unermeßlichen Glück, welches sie ihnen darreichte, nicht ängstlich und furchtsam zurückbebten, sondern es mit reinen Händen als höchstes, aber rechtmäßiges Eigenthum hinnahmen.

Häufig begleitete Felix sein „Mädchen“, wie er sie nun scherzend gern bezeichnete, und Schwester Louise auf abendlichen Spaziergängen. Letztere war sehr still, ganz

für das Haus geschaffen, voll Pflichtgefühl und mit strengen Anforderungen an sich selbst; ihr klarer Verstand aber ließ sie mit großer Freude an den Gesprächen, die Felix vorzugsweise mit Ada führte, wenigstens stummen Antheil nehmen; so hatte ihre Gegenwart für die beiden Liebenden nichts Störendes, und auch diese Spaziergänge waren für sie eine Quelle des Glückes. Sie lenkten ihre Schritte gern nach den Orten, wo ein günstiges Geschick der alten Reichsstadt ein merkwürdiges Kleinod erhalten; denn Felix hatte seine Ada an ihr längst gegebenes Versprechen, ihm von Nürnberg Alles, was sie wußte, mitzutheilen, erinnert, und sie that dies nun so gründlich, daß Felix seine junge Lehrerin über ihre genauen Kenntnisse in diesem Punkt immer von Neuem bewunderte. Ihren Erzählungen und Erklärungen einzelner Merkwürdigkeiten gab er selbst jedoch auch für sie erhöhten Reiz, indem er ihren kunst- oder kulturgeschichtlichen Werth, ihre eigentliche innere Bedeutung hervorhob und so das für sie Alte und Bekannte in ein neues, sie oftmals überraschendes Licht stellte.

Nach jedem solchen Gang durch die schöne Stadt dachte Felix mit Entzücken an die Zeit, in welcher er einst Ada als sein Weib durch die weite Welt führen und in ihrer Gesellschaft alle Herrlichkeiten der Natur und Kunst bewundern würde.

Aber bis dahin hatte es noch so lange, lange Zeit,

und seine Ungeduld steigerte sich mit jedem dahingestrichenen Tag, er fragte sich tausendmal, wie er die Frist abkürzen könne, und fand niemals eine Antwort darauf; ein Ereigniß in der Geschichte ihrer Liebe gab sie ihm endlich, freilich grausam und unerwünscht, aber entschieden und unabweisbar.

Er hatte bei Ada schon oftmals den innigen Wunsch geäußert, sie möge ihn doch wieder einmal, wie in der ersten süßen Zeit, in seiner Wohnung besuchen; er hatte keinen besondern Grund für diesen Wunsch; seine Erfüllung aber wäre ihm süß gewesen. Ada, die an jene Räume nur mit Entzücken dachte, sehnte sich selbst, sie wieder einmal zu betreten, und sie wartete nur einen günstigen Moment ab, um den Geliebten mit ihrem Erscheinen freudig zu überraschen. Sie konnte sich eines Tages unbemerkt für einige Stunden vom Hause entfernen und lenkte die geflügelten Schritte nach dem einsamen Hause des Freundes, sicher hoffend, ihn daheim anzutreffen. Sie fand sich aber getäuscht, als sie in sein leeres Zimmer trat, und nachdem sie lange am Fenster auf ihn gewartet hatte, setzte sie sich von der Hitze ermattet auf das Sopha und schlief nach kurzem Kampfe gegen die Müdigkeit fest ein. Sie hörte es nicht, daß Jemand die Treppe heraufkam und die Thür öffnete, sie vernahm auch den leisen Ruf der Ueberraschung und Freude von den Lippen des Kommenden nicht; schon

ehe er sich zärtlich über sie beugte, hatte ein Lächeln auf ihrem Antlitz gelegen.

Felix konnte bei dem Anblick der schlafenden Geliebten sein Herz kaum bezwingen; bebend beugte er sich über die hingegossene Gestalt, die noch nicht zur völligen Reife der Jungfrau gediehen doch den unsäglichen Zauber der Grazie und Jugend athmete und so viel künftige Schönheit ahnen ließ. Für den Liebenden lag in den halb kindlichen Gliedern ein herzbestrickender Reiz; die purpurnen Lippen forderten Küsse, und seine eigenen braunten vor Verlangen danach; er scheute sich, sie zu erwecken, und vermochte es doch nicht mehr, ohne ihren Blick, ohne ihre Berührung sich zu fassen. Halb bewußtlos hauchte er glühende Küsse auf Haar und Antlitz, sie erwachte nicht; er faßte ihre Hand; er setzte sich auf den Rand des Sopha's, schlang den Arm um ihren Leib und zog sie nahe an sich, so nahe, daß er ihr Herz schlagen fühlte und ihr Hauch seine Lippen streifte. Er war seiner nicht mehr mächtig, und Liebe und Verlangen kämpften einen Moment einen Riesenstreit mit Pflicht und Willen. Da schlug sie plötzlich die Augen auf, und als sie in sein liebestrahlendes Gesicht sah, da lächelte sie ihn selig an und blieb ruhig und regungslos in seinen Armen liegen.

Felix drückte sein Haupt in ihre Locken, und nach einigen Minuten sprang er auf und sagte hastig: „Komm,

Ada, laß uns fortgehen, in das Freie, in das Weite, wo uns kein Mensch begegnet; aber sogleich!"

Sie blickte ihn erstaunt an; wie sie aber sah, daß er nach seinem Hut griff, setzte sie auch den ihrigen auf und ging die Treppe voran hinunter, seltsam bewegt von des Liebsten sonderbarem Benehmen.

Er führte sie einen einsamen Feldweg, wo sie weit und breit keine menschliche Seele sahen; da ergriff er ihren Arm, legte ihn in den seinigen, und noch immer unfähig, seiner Gefühle in Worten Herr zu werden, zeigte er ihr nur durch den festen Druck ihres Armes an seine Brust, daß es dort nicht ruhig, nicht kalt sei. Sie fühlte sein Herz wogen, und die Unruhe des Geliebten ging auch auf sie über. Sie litt, ohne sich über die Ursache klar zu sein, und hätte die Pein des Augenblicks doch um keinen Preis abkürzen mögen.

So gingen sie lange stumm neben einander her; nur zuweilen blieb er plötzlich stehen und sah ihr tief in die Augen. Endlich mußten sie an den Heimweg denken, denn der Abend begann zu sinken.

Sie kamen an den St. Johanniskirchhof, als die Mondsichel silbern am Himmel stand; der Friedhof lag in feierlicher Stille vor ihnen.

„O gehe mit mir hinein!" bat sie leise; „laß uns beten an meiner Mutter Grab, daß sie uns segne und schütze!"

„Ja, komm, Du Engel!“ sagte er weich, und als sie an die heilige, mit Blumen und Kränzen geschmückte Stätte traten, beugten Beide gleichzeitig die Kniee, und indem sie sich umschlangen, mengten sich ihre Thränen und fielen als Himmelsthau auf den alten, rauhen Stein, dem morgen vielleicht schöne Blumen daraus entsprossen.

„Höre mich, Mutter im Himmel!“ betete sie kaum hörbar; „ich liebe ihn nächst Gott und meinem Vater am meisten und will ihn glücklich machen. Hilf mir dazu, du meine selige, gute Mutter!“

„Kind, Ada, meine Braut!“ rief Felix von Wehmuth und Glück erschüttert, „ja, meine Braut, und so Gott will, auch bald mein Weib! Bleibe getreu unserer Liebe! Gott und Deine Mutter werden uns schützen.“

Ein langer, unaufhörlicher Kuß schloß Beider Lippen.

* * *

Am Morgen nach jenem Tage erhielt Ada von ihrem Geliebten einen Brief, der sie anfangs aus dem ganzen Himmel ihres Glücks zu stürzen drohte; nach oftmaligem Durchlesen und nach Strömen vergossener Thränen erst konnte sie sich etwas beruhigen; es war zu hart für sie, ihn jetzt missen zu sollen, jetzt, da sie sich mehr als je mit ihm vereinigt fühlte. Der Brief aber überzeugte sie, daß er doch gut gethan. „Nach hartem Kampf“, lautete

eine Stelle darin, „bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß eine Trennung für längere Zeit für Deine, wie für meine Ruhe nothwendig ist; und ich mußte sie, ohne Abschied von Dir zu nehmen, beginnen, wollte ich sie überhaupt möglich machen. Der gestrige Abend, die kurze Zeit am Grabe Deiner guten Mutter, haben mich so weit gestärkt, daß ich dem unvermeidlichen Entschluß heute schon die Ausführung folgen lassen kann. Du bist vor Gott meine Braut; mein erster Weg führt mich zu Deinem Vater, dem ich unsere Gefühle gestehen und dessen Segen ich für unsern Bund erflehen will. Er möge auch entscheiden, wie lange die Frist unserer Trennung dauere.“

Die ersten einsamen Tage waren für Ada durch Schmerz und Entbehrung unerträglich hart; das Leben schien ihr allen Reiz verloren zu haben, und sie glaubte nicht an eine schönere Zukunft, wie sie doch zuweilen vor ihrem geistigen Auge auftauchte. Als aber von Felix ein neuer, liebeathmender Brief ankam, in welchem er ihr des Vaters freudige Zustimmung mittheilte und nur in glänzenden, rosigen Bildern von ihrem künftigen Leben sprach, da kam ihr bald wieder die volle Heiterkeit der Seele, und die schönsten Hoffnungen traten an die Stelle schmerzlichen Zagens.

*   *   *

Zwei Jahre waren verstrichen; Ada hatte sich wunderbar schön entfaltet; wo sie erschien, erregte sie Aufsehen, und der zudringlichen Verehrer waren so viele, daß sie gezwungen war, jedes öffentliche Auftreten zu vermeiden, um unbehindert und unangefochten der Vereinigung mit dem Geliebten entgegenleben zu können. Noch aber wußte sie nicht, wann endlich die Zeit der Entbehrung vorüber sein sollte; in keinem der vielen Briefe stand ein Wort von der Rückkehr, und öfter nahm ihre Sehnsucht nach Felix eine qualvolle, unruhige Gestalt an. Nur fortwährende Beschäftigung in seinem Sinne und der lebhafte briefliche Verkehr, der fast mehr als persönlicher Umgang geeignet war, ihre Seelen ganz vor einander zu entfalten, schützten sie vor anhaltender Traurigkeit. Doch nahm ihr Charakter immer mehr eine ernste Richtung, und Ernst ward der Grundzug ihres Wesens.

Dies trug sich bei ihr natürlich auf Alles über, selbst in Gesang und Musik äußerte es sich; sie war nicht sentimental, und allzu süße Liebeslieder wurden nie von ihr gesungen; ein ernstes, einfaches, tief empfundenes Volkslied aber konnte sie zu Thränen rühren, und ein solches war es, was ihr Lieblingslied wurde; es war das einfache thüringische Volkslied:

„Ach, wie wär's möglich dann,"

dessen weicher, reizender Melodie sie erst den rechten Cha-

rakter gegeben, indem sie es aus der sonst üblichen D-dur-Tonart in Des gesetzt hatte und also sang.

Sie war außer der Magd allein zu Hause, hatte viel gelesen und geschrieben und ließ nun eifrig die Nadel durch die Finger gleiten; die sommerliche Luft strömte erquickend zu den geöffneten Fenstern herein, die Blumen davor spendeten süßen Duft, und im letzten Sonnenstrahl, der sich schräg durch den Vorhang stahl, tänzelten die Schatten der kleinen Zweige an der Wand auf und nieder.

Das Bild des Geliebten, das sie nie verließ, stand heute lebhafter, schöner, sehnsuchterweckender als je vor ihrer Seele; es erinnerte sie alles an die beiden mit ihm verlebten Sommer, die so unsäglich reich an Glück und Wonne waren; sie empfand heute den Unterschied zwischen jener ersten Zeit und der Gegenwart um so tiefer, als sie seit zwei Tagen vergebens auf einen Brief von ihm gewartet, und sich nun zu der Sehnsucht noch Ungeduld und Sorge gesellt hatte. Sie ließ die Hände ruhen und sah träumerisch zum Fenster hinaus; es war ihr Lieblingssitz, an dem sie sich immer aufhielt, weil man von ihm aus in trefflicher Perspective die alte, prächtige Burg erschauen konnte, und Felix diesen Anblick vor jedem andern geliebt hatte. Ihr Auge schweifte gedankenvoll über die langgewohnte Bahn und füllte sich mit Thränen; sie war so gar allein — und wie lange sollte sie es noch bleiben?

Sie trat an's Klavier. Dort fand sie immer Beruhigung, und auch jetzt halfen ihr die Töne sich von dem Schmerze der Sehnsucht zu befreien; sie sang aus tiefstem Herzen ein vom Moment eingegebenes Lied:

„Ich bin allein —
Ich bin es im Abenddunkel,
Ich bin es im Morgenschein,
In nächtlicher Sterne Gefunkel —
Ach, so allein, so gar allein!

Ich bin allein —
Bin's in des Hauses Enge,
In deinem Schatten, o Hain,
In wogender Menschenmenge,
Ach, so allein, so gar allein!"

Schon zu Anfang ihres Gesanges war die Thür hinter ihrem Rücken leise geöffnet worden und eine männliche, in diesen Räumen wohlbekannte Gestalt darinnen erschienen. Felix, noch im Reiseanzug, bezwang die Ungeduld seines Herzens; er bedurfte der Fassung, als er die Gestalt seiner angebeteten Braut in so herrlicher Entfaltung, wie er sie sich trotz seiner Liebesträume doch niemals gedacht hatte, vor sich sah, wie er ihre wohlklingende, vollständig gebildete Stimme mit den klagenden, sehnsuchtsvoll nach ihm begehrenden Worten ertönen hörte. War das seine Ada, seine Braut? Konnte er daran glauben? Konnte er die ganze Fülle des sich ihm darbietenden Glückes für sich in Anspruch nehmen?

„Ich bin allein —
Warum? — — weil Er mir fehlet,
Den, um es nicht zu sein,
Mein glühend Herz erwählet;
Ohn' Ihn . . . wie wär' ich nicht allein?“ —

So weit sang sie, als zwei Arme sie umfingen, als zwei Augen die ihrigen suchten, als vier Lippen sich auch schon fanden und der leise Schrei der seligsten Ueberraschung in unzähligen Küssen erstarb.

Ada war nicht allein und sollte es von nun an nie mehr sein. Sechs Wochen später war die junge Braut auch schon die Gattin ihres Felix, der der alten Reichsstadt gern ihre andern Schätze ließ, da er ihre schönste Blume für sich geraubt, um sie an die Ufer des alten herrlichen Rheins, wo das Haus seiner Väter stand, zu verpflanzen und mit ihr das selige Leben der Liebe zu genießen.

Nachbildungen und Übersetzungen.

1.

Die arme Viole.

Nach persischem Motiv.

Was neigst Du, kleine Viole,
So tief hinab das Haupt?
Was hat Dich, armes Blümchen,
Der Wonne des Seins beraubt?

„Ach, Mädchen, ich muß sterben,
Hörst Du den süßen Hall?
Das ist sie, die ich liebe,
Die göttliche Nachtigall.

Die aber hat die Rose
Zu ihrem Idol gemacht;
Ihr flammend Auge spiegelt
Nur jene stolze Pracht;

Ihr singt sie diese Lieder;
Die Blume gewahrt sie nicht,
Die kleine, der vor Leide
Das liebende Herze bricht."

2.

Die Königswahl der Bäume.

Aus dem „Buch der Richter".

Es wollten einst die Bäume
Sich einen König wählen.
Sie sprachen zu dem Oelbaum:
„Sei König über uns!
Wir wollen unter Deinem Schirme leben."
Der Oelbaum aber sprach:
„Soll ich lassen von meiner Fettigkeit,
Die mir so großen Ruhm verleiht,
Um über Euch im Luftrevier zu schweben?"
Da sprachen sie, die Bäume,
Zum Feigenbaum: „Wohlan,
So sollst Du uns befehlen!"
Es sprach jedoch der Feigenbaum:
„Soll ich lassen von meiner Süße,
Von meiner Früchte Köstlichkeit,
Die Alle loben weit und breit,
Solch einen luftigen Herrscher abzugeben?"
Da sprachen sie, die Bäume, zu dem Weinstock:
„So sei Du unser Herr und Hort!"

Der Weinstock aber sprach:
„Soll ich lassen von dem Safte meiner Reben,
An dem sich alle Welt erfreut,
Der Menschen und Göttern Wonne beut,
Um über Euch
Mich thronend in die Lüfte zu erheben?“
Da sprachen sie, die Bäume,
Am Ende zu dem Dornbusch:
„So wollen wir uns in Deine Hut begeben;
Sei Du der König über uns!“
Und er darauf, der Dornbusch:
„Ja, König sein, das ist mein Amt;
Dazu geschaffen ganz und gar
Bin ich offenbar;
Vertrauet Euch dem Schatten,
Den meine Gedörne geben!
Wo nicht, so soll von ihnen
Ausgehen ein Feuer, ein fressendes,
Ein Grausen, ein nicht zu messendes;
Es sollen vor ihm
Die Cedern auf dem Libanon erbeben!“

3.

Wiegenlied.

Neugriechisch.

In sanfter Ruh', mein Kindelein,
Dein müdes Auge schließe!
Ich halte Dich in meinem Arm,
Ich hüte Dich so treulich;
Ich habe Dir noch überdies
Drei Hüter auserkoren:
Die Sonne dort, die goldene,
Die wachet in der Höhe;
Herr Boreas, der schaurige,
Der hat die Wacht im Meere;
Zu wachen auf der Ebene
Bestellet ist der Adler.
Wenn ausgeruht mein Kindelein,
Dann geht die Sonne schlafen,
Zur Ruhe geht der Adler auch;
Zur Mutter aber eilet
Herr Boreas; die spricht zu ihm:
„Sag' an, o Sohn, wo warst Du?

Bist Du dem Mond, den Sternelein
Harmlos gesellt gewesen?
Wie, oder hast Du Streit gehabt
Mit Deinen lieben Freunden?"
Herr Boreas entgegnet ihr:
„Dem Monde nicht, o Mutter,
Bin ich, noch auch den Sternelein
Harmlos gesellt gewesen,
Und ferne war mir auch der Streit
Mit meinen lieben Freunden.
Ich hab' ein holdes Kindelein,
Ein herziges, behütet;
Es schlummert in dem Häuschen dort
In seiner Mutter Armen."

4.

Mutterliebe.

Neugriechisch.

Drei kühne Männer wollten einst
Entfliehen aus dem Hades;
Zu überlisten hofften sie
Den Herrn des Unterreiches.
Trat eine junge Frau heran,
Die sprach zu ihnen also:
„Laßt mich mit Euch zum Licht zurück,
Zurück zu meinem Kinde!
Verlassen in der Wiege liegt's,
Es fehlet ihm die Mutter,
Die Nahrung aus der Mutterbrust;
Ich hör' es schrei'n hier unten,
Und nicht vermag ich sein Begehr
Zu stillen, die Gebund'ne.“ —
„Nein,“ sprachen sie, die Drei, zu ihr,
„Denn Deine Locke leuchtet,
Und Dein Gewand, es rauscht so laut,
Und Charon ist so wachsam.“ —

„Ich lasse mein Gewand zurück
Und schneide mir das Haar ab;
Und leise tret' ich, leiser noch,
Als Ihr zu thun im Stande.
Laßt mich, o laßt mich flieh'n mit Euch
Zurück zu meinem Kinde!"

5.

Vogelgespräch im Käfig.

Walachisch.

Der junge Vogel sprach zum alten:
„Was wecket Dir so tiefe Trauer?
Wir werden hier so gut gehalten;
Von Golde, sieh, ist unser Bauer.
Ich möchte nicht von hinnen geh'n,
Die weite, wilde Welt zu seh'n.“

Der alte sagte zu dem jungen:
„Der Kerker hier hat Dich geboren;
Nie hast Du, seiner Haft entsprungen,
Die Flügel in der Luft geschwungen;
Was weißt Du da von meinen Weh'n?
Ich pflegte durch den Raum zu schweben,
Im Unermeßlichen verloren;
Und jetzo muß ich mich ergeben
Und in so dumpfer Zelle leben!
Dich freut der gold'ne Gitterstab;
Mir ist die Knechtschaft Tod und Grab.“

6.

Serbisch.

„Süße Wonne, vielgeliebtes Mädchen,
Die Du ähnlich bist der Ros' an Anmuth,
An Gestaltung aber und an Haltung
Hochgewachs'ner Tanne zu vergleichen!
Was beschauend und zum Muster nehmend,
Rosenanmuth oder Tannenhoheit,
Hast Du Dich so reizend ausgebildet?“

„„Nicht beschaute, nicht zum Muster nahm ich
Rosenanmuth oder Tannenhoheit;
Dich allein, Du schöner, edler Jüngling,
Angeschaut, so lang' ich denke, hab' ich.
Was Dir hold an mir bedünkt und reizend,
Nur ein Abglanz Deiner eig'nen Schöne,
Deiner eig'nen Anmuth ist's, Geliebter!““

7.

Serbisch.

Komm, Geliebte, daß wir Küsse tauschen,
Trauter Lust vereinte Wonne fühlen!
Aber sprich, wo wollen wir uns treffen?
Böse Blicke lauern, böse Munde
Breiten es, wenn zwei Verliebte kosen,
Ihrem Glücke feind, in alle Welt aus.
Laß sie uns durch Zauberkünste täuschen!
Du gestalte Dich zu einer Rose,
Die so eben prächtig aufgebrochen;
Zum Verwechseln ähnlich einer solchen
Bist Du ohnedies, Du Rosenholde!
Ich will einem Schmetterlinge gleichen,
Will mich auf die schöne Blume stürzen,
Und die Leute, wenn sie es gewahren,
Werden wähnen, daß sich an den Blättern
Einer Ros' ein Schmetterling ergötze,
Während ich von Deiner Rosenlippe
Die begehrte Kost der Liebe sauge.

8.

Lithauisch.

Ueber meinem Haupte fliegt ein Rabe,
Trägt im Schnabel eine weiße Hand,
Golden glänzt daran ein Ringlein nieder.

„Lieber Rabe, komm zu mir, ich bitte,
Und berichte mir, woher Du sie,
Diese Hand, genommen mit dem Goldring!“

Meiner Bitte folgt der schwarze Vogel,
Kommt herab und sitzet auf dem Ast,
Und berichtet mir die Trauermäre:

„Aus dem Kriege komm ich, wo so eben
Eine mörderische Schlacht getobt,
Wo unzählige Leichen aufgehäufet.

Mitten unter tapferen Genossen
Liegt ein schöner, blonder Jüngling hier —
Blutig aus der Wunde fließt sein Leben.

Dessen ist sie, diese Hand, die weiße.
Dein Geschenk wohl ist der goldne Ring;
Nimm zurück ihn und Dein Lieb beweine!"

Viola.

Es war in einer Nacht des Frühjahr-Aequinoctiums; der Wind heulte und stürmte, daß die Wetterfahnen auf den Dächern laut aufkrächzten, und die Zweige der noch vom Winterfroste erstarrten Bäume sich ächzend bogen. Die vom Nordostwinde gejagten Wolken eilten unstät und flüchtig gen Westen und ließen nur verstohlen hier und da den Mond silbern hervorlugen, der dann ein so trübes und trauriges Gesicht machte, als sei ihm selber unheimlich bei diesem wilden, stürmischen Jagen und Toben.

In dieser Nacht, als alle Menschen weit und breit schon schlummerten oder doch zu schlummern versuchten, saß in einem einfach meublirten Zimmer eines kleinen, unscheinbaren Hauses, das am Ende der Vorstadt einer nicht unbedeutenden deutschen Residenz ziemlich entfernt vom Geräusch der letzteren gelegen war, ein junger Mann, den Kopf in die Hand gestützt und tief in Gedanken versunken vor sich hinstarrend. Die Lampe brannte düster und warf nur einen matten Schein auf seine edle Figur,

auf das dunkelgelockte, durch die es stützende Hand noch mehr verdüsterte Haupt und die wenigen umher zerstreut liegenden Gegenstände: einen hübschen, eleganten Reisekoffer und einen großen, nachlässig über einen Stuhl hingeworfenen schwarzen Mantel.

So sehr der Wind durch die Bäume pfiff und an den kleinen Fenstern rüttelte, so matt die Lampe brannte und so kühl es allmälig in dem Zimmer wurde, da die Gluth im Ofen längst bis auf den kleinsten Funken erstorben war, so störte nichts von diesem Allen den in wache Träume Versunkenen; die schrillen Töne drangen nicht an sein Ohr, die Kühle vermochte nicht die Flammen zu dämpfen, die, nach seinen glühenden Wangen zu schließen, in seinem Innern tobten. Stundenlang hatte er in derselben Stellung gesessen, ohne auch nur ein Mal den Kopf zu bewegen oder dem Blicke eine andere Richtung zu geben. Da schlug die Glocke einer nahen Kirche die zwölfte Stunde, in vollen, tiefen, langgehaltenen Tönen; ein heftiger Windstoß jagte den Klang des letzten Schlages laut und dröhnend gegen die Richtung, in der das Zimmer des jungen Mannes lag, und dieser Klang riß ihn endlich aus seinen Träumen. Er fuhr fast erschreckt in die Höhe und blickte um sich; dann strich er durch die vollen Locken und sagte mit halblauter, immer noch im Traume befangener Stimme:

„Daß ich erwachen muß aus diesem holden Traume, der mir einzig Leben spendet, wenn er mir auch wie Gift am Leben nagt! Wollt' ich doch so gerne seiner Verwirklichung entsagen, wenn ich ihn nur immer, immerfort genießen könnte und dürfte! Wieder habe ich sie gesehen, nach der mein Herz verlangt, seitdem es weiß, daß es schlägt, nach der mein Sehnen ruft, seitdem es durch sie wach geworden ist! Holder, dämonischer Traum — ach, bliebst Du mir, und müßte ich nicht immer wieder aus Dir zur schaalen, leeren Wirklichkeit zurückkehren!"

Er hatte sich, während er dies sprach, von seinem Sitze erhoben und war an das Fenster getreten. Der Sturm, der seit Tagen unaufhörlich gewüthet, war mit dem letzten Schlage der letzten Stunde des vergangenen Tages erstorben in einem leisen sanften Wehen; nur noch einige leichte Wolken hingen am Himmel, von dem der Mond mit freundlichem Lachen herabblickte, als sei er es, der Frieden gestiftet in der aufgeregten Natur, die nun ebenso ruhig und friedlich lag, wie sie vorhin wild und feindlich gewesen.

Der junge Mann lehnte die heiße Stirn an die kühlen Fensterscheiben und blickte hinaus in die Nacht. Da mit einem Male bebte er zusammen und horchte fast erschrocken auf; und doch war das, was seine Aufmerksamkeit erregte, etwas so Sanftes, daß eigentlich zum

Erbeben und Erschrecken kein Grund vorhanden war. Vor wirklich Gefahrvollem, vor Dieben, Räubern und dergleichen wäre er auch gewiß nicht erschrocken; denn Feigheit, das erkannte man aus der edlen Stirn, den feurigen Augen, dem Trotze, der sich in allen Zügen aussprach, und der Kraft, die sich in dem hohen und schlanken, aber nichts weniger als schwächlichen Wuchse zu erkennen gab, Feigheit war keine der Eigenschaften des Jünglings. Dennoch war er mit allen Zeichen des tiefsten Erschreckens einen Schritt zurückgetreten, vielleicht ebenso bewußtlos, wie er sich nun wieder ebenso rasch und unwillkürlich dem Fenster nahte. Er legte das Ohr an die Scheiben und lauschte einige Minuten mit zurückgehaltenem Athem; dann öffnete er hastig, aber vorsichtig und geräuschlos das Fenster und beugte sich, soweit es ging, über die Brüstung. Aus nicht allzu weiter Entfernung drangen Töne zu ihm, Töne ganz eigener, wunderbarer Art, voll und deutlich, aber doch so weich und sanft, daß mit einem Mal ein unbeschreibliches Entzücken in seine Seele eindrang, das ihm Thränen in die Augen trieb und ihn erbeben machte in süßester Lust.

Die Töne, welche dies bewirkten, mußten von einer Harfe herrühren, die mit einer wunderbaren Fertigkeit gespielt wurde; es lag in der Melodie, die immer wieder aus den verschiedenen Phantasien und Variationen

auftauchte, das Klagen einer tief im Innersten verwundeten und zum Tode getroffenen Seele, eine unnennbare Trauer, zugleich aber auch die mildeste und stillste Entsagung, kein wilder Akkord, kein heftiges Aufstürmen, kein bitteres Klagen, nur eine auf Alles verzichtende Ergebung in einen trostlosen Schmerz. Den Variationen über diese Melodie war jedoch noch ein Zweites beigemischt; ein Hauch der unbezwinglichsten Sehnsucht klang aus diesen Tönen, ein stilles, aber tiefes Verlangen nach Glück, nach Leben, nach Liebe; es waren Laute süßer als das Flöten der Nachtigall, dringender als ihre Klagen, so recht aus dem tiefsten Grunde einer die Liebe ahnenden, nach ihr schmachtenden Menschenseele. Wenn diese Klänge leise erstarben und in die Lüfte verschwebten, war es wie das Verhauchen einer menschlichgöttlichen Stimme; es war, als müsse nun der Tod eingezogen sein und die Seele, die sich so in Musik aufgelöst, aus der irdischen Hülle befreien; aber plötzlich erschollen die Töne wieder von neuem, und wie so ganz anders! Schmeichelndes, kosendes Liebegeflüster, heiteres Lachen, kurzes Schmollen, sanfte Beschwichtigung, Aufjauchzen in glückseliger Lust — hingerissen von dem Ausdrucke, von der Wahrheit dieser alle Geheimnisse der reichsten Seele enthüllenden Musik, schwelgte der lauschende Jüngling in einem Meere der höchsten Glückseligkeit und des unbezwinglichsten Schmerzes; Alles, was er eben in

diesem wunderbaren Spiele hatte aussprechen hören, Alles das barg seit langer Zeit unausgesprochen, aber tief gefühlt, seine eigene Seele, und merkwürdiger Weise hatte er in seinem tiefsten Innern dieselbe Musik schon vernommen, hatte er schon in denselben Tönen sich innerlich berauscht; aber sie waren ihm nie so klar geworden, sie waren immer verworren und undeutlich geblieben; er hatte sie geträumt, und nun traten sie in's Leben über, in's wache, wirkliche Leben!

Denn daß sie ihm jetzt in Wirklichkeit ertönt waren, daran konnte er nicht zweifeln; es war keine Sinnestäuschung möglich; sie kamen aus einem dem seinigen gegenüber liegenden, nur durch einen schmalen Raum von diesem getrennten Hause; er kannte die Oertlichkeit noch nicht, denn er war erst am Abend angekommen und hatte sich gleichgültig gegen seine Wohnung, an die er keine andern Anforderungen stellte, als stille, abgezogene Lage, die sie ihm nach allen ersten Anzeichen auch im vollsten Maße erfüllte, nicht weiter um sie bekümmert. Jetzt, in der unsichern Mondbeleuchtung, erkannte er nur, daß das ihm gegenüber liegende Haus groß und durch Zeit und Wetter dunkel gefärbt war; es dehnte sich weit aus, hatte mehrere Stockwerke und glich einem Amtshause, einer Wohlthätigkeitsanstalt oder sonst einem zu öffentlichen Zwecken benutzten Gebäude; es lag in tiefster Finsterniß; kein Lichtlein brannte; es

schien todt und leer, wie eine große Gruft; nur aus einem mit dem seinigen in ganz gleicher Richtung liegenden Zimmer drang die wunderbare Musik.

Die Harfentöne waren allmälig verklungen; der junge Mann stand noch wie in Verzückung am Fenster; er konnte sich aus dem Taumel, in den sie ihn versetzt, noch immer nicht herausreißen.

Das Wesen, das in dunkler Mitternachtstunde seine Gefühle in so eigenthümlich schönen und ergreifenden Tönen ergossen, war ganz im Verborgenen geblieben; aber in der Natur seiner Musik lag etwas, was die Sehnsucht einflößte, es sich persönlich hinzuzudenken und zu vergegenwärtigen; es klang aus ihr, wenn sie auch noch so himmlisch war, doch so viel menschliche Empfindung, daß der Gedanke an ein menschliches Wesen, von welchem sie herrühre, nicht zu entfernen war; und selbst das Geschlecht meinte der nächtliche, halbtrunkene Lauscher bestimmen zu können; er dachte sich ein Weib und — wie konnte es auch anders sein? — diesem Weibe gab er die Gestalt und die Züge des ihm seit seiner frühesten Jugend vorschwebenden Ideals, das sich ihm mit den Jahren immer mehr verschönte und verherrlichte, und das er niemals verwirklicht angetroffen, wiewohl er mit dem vollsten Bewußtsein ahnte, daß er es im Leben noch treffen und sein eigen nennen werde.

Diese ihm so sichere Ueberzeugung mochte wohl ihren Grund darin haben, daß sein Ideal doch nicht ganz der Phantasie allein entsprungen war, wenn diese in den letzten Jahren auch die einzig vorherrschende Kraft gewesen und durch sie das Bild seiner Träume jene echt idealische Gestalt angenommen hatte. Die frühere Wirklichkeit war allmälig so in den Hintergrund getreten, daß sie ihm jetzt als Traum erschien und er sich ihrer kaum mehr bewußt war. Nur in ganz seltenen Momenten erinnerte er sich, als Knabe einmal in Begleitung seiner Eltern auf einem großen, prächtigen Schlosse gewesen zu sein und dort in einer Bildergallerie das Portrait einer Dame gesehen zu haben, das ihn damals unbeschreiblich angezogen und von dem er nicht hatte glauben können, daß es nicht lebendig oder nicht in's Leben zu rufen sei; er widmete diesem Bilde, welches das Portrait der Mutter der Schloßbesitzerin war, eine Art von Cultus, verrichtete vor ihm am andächtigsten seine kindlichen Gebete, umkränzte es mit Blumen und verbeugte sich immer vor demselben, wie er sich in der Kirche vor dem Allerheiligsten verbeugen gelernt; er sprach mit ihm und erzählte ihm alle seine kleinen Geheimnisse, und wenn er am Morgen erwachte, so sagte er sehr oft, die schöne Dame habe mit ihm gesprochen und ihm gar Vielerlei mitgetheilt; theils wußte er das Alles wiederzugeben, wie er es von ihr im Traume

gehört haben wollte, theils wußte er nur noch Einzelnes davon, und es war dann in der That immer etwas ganz Besonderes und seinem kindlichen Alter und Verstande bei weitem Vorgreifendes. Er hatte eine wahre Leidenschaft zu dem Bilde oder vielmehr zu der Dame, die es vorstellte; denn das Bild als solches galt ihm nicht viel; rings umher hingen schönere, glänzendere, prachtvollere, aber das Gesicht der Dame allein konnte ihn fesseln und bezaubern. Als er nach längerem Aufenthalte in dem Schlosse das geliebte Bildniß endlich verlassen mußte, war sein Schmerz so heftig, daß er in ein hitziges Fieber verfiel und lange Zeit bedeutend krank daniederlag. Mit der Zeit wurde die Leidenschaft für das Bild schwächer, ja, als man den reiferen Knaben damit neckte, schämte er sich ihrer und vermied es, das Gespräch darauf zu bringen; aber es blieb ihm die Dame und ihr wunderschönes Gesicht ewig unvergeßlich, und ihre Züge waren es, die sein Ideal schmückten.

Jetzt, in der mitternächtigen Stunde, erfaßt von dem Zauber der Musik, eingewiegt in die seligsten, wonnigsten Träume, trat das Bild der Jugendgeliebten in den lebendigsten und frischesten Farben vor sein geistiges Auge, wie er sie, trotz seines steten Andenkens an sie, doch lange nicht mehr erblickt hatte. Er sah sie aus dem breiten, goldenen Rahmen heraustreten, er

sah sie sich bewegen und hörte sogar den Ton ihrer Stimme — aber mit furchtbarem Schmerze gewahrte er, daß das Antlitz kalt und unbeweglich blieb, wie es auf der Leinwand war; es faßte ihn eine Todesangst, und er hätte laut aufschreien und das schöne Bild bitten mögen, nur ein Mal, ein einziges Mal zu lächeln; da wachte er plötzlich auf aus seinen ihn ganz verwirrenden Phantasien; es war völlig stille geworden um ihn her, kein Laut ließ sich mehr vernehmen, und die kalte Luft erregte ihm Frost und einen unangenehmen Schauer. Die Lampe erlosch, und nur mit Mühe fand er in dem Dunkel noch sein nebenanliegendes Schlafzimmer, wo er, von einer seltsamen Mattigkeit befangen, sich alsbald auf das Lager warf und in einen tiefen Schlaf verfiel.

* * *

Zu derselben Zeit, in der eine so merkwürdige Bewegung in der Seele eines zum Leben und Bewußtsein den Jahren nach längst erwachten Mannes vorging, fand an einem andern Orte und unter ganz andern Verhältnissen zwischen zwei Personen eine Scene statt, welche durch den jungen, uns nun schon bekannten Mann ohne sein Wissen hervorgerufen worden und mit ihm in nicht geringem Zusammenhange stand.

Aus der Seitenthüre eines großen, palastartigen Hauses schlich sich vorsichtig, aber unglaublich behende, eine

weibliche Gestalt, eilte über den weiten, dunkeln Hof in einen sich hinter dem Gebäude ausbreitenden Garten, bis zu einem kleinen, zierlichen Pavillon, dessen Thüre sie mit einem Schlüssel vorsichtig öffnete. Unter dem weiten, sie ganz verhüllenden Tuchmantel hatte sie eine kleine Blendlaterne verborgen, die sie nun hervorzog, so daß ihr unsicherer Schein die Hausflur beleuchtete; sie ließ das aber nur einen Augenblick geschehen, dann schloß sie die Laterne rasch wieder zu und trat immer noch vorsichtig, als fürchte sie in dem ganz abgelegenen Häuschen noch belauscht zu werden, in das einzige Zimmer des Pavillons, suchte in der tiefen Finsterniß ein Ruhesopha und ließ sich auf demselben, schauernd vor Kälte und Bangigkeit, nieder, indem sie sich fester in den dichten Mantel hüllte.

Diejenige, die in so später Stunde, bei so fürchterlichem Wetter sich in's Freie wagte und sich, in tiefster Einsamkeit, der Kälte und der unheimlichen Umgebung aussetzen konnte, mußte, war sie zart und jung, von einem sehr wichtigen Motiv dazu bestimmt worden sein; und zart und jung war sie wirklich, diese weibliche Erscheinung, die jetzt im Dunkeln und im Frost einsam in dem kleinen Salon saß und in banger Furcht, überrascht zu werden, dem wenn auch heftigen und raschen, doch so leisen Herzschlag hätte Einhalt thun mögen.

Der einzige Strahl aus der kleinen Blendlaterne

hatte auch das Gesicht des Mädchens — die Jugend und die schlanke, zarte Figur, die der Mantel nicht verunstalten konnte, zeigten dieses an — beleuchtet und zwar sehr scharf und hell; es war ein äußerst regelmäßiges Gesichtchen, von großen, strahlenden Augen belebt und mit vollen, blonden Locken lieblich eingefaßt, jedoch in diesem Augenblick etwas blaß und verstört; der Blick der herrlichen Augen schweifte unstät durch den Flur, die Lippen waren wie in Angst etwas geöffnet und das Köpfchen ein wenig vorgebeugt; man konnte es ihr ansehen, daß ihre Stimmung nicht eben eine freudige und glückliche war; aber trotzdem, daß das Gesicht nur geschaffen schien zum Frohsinn und zur Heiterkeit, war es doch auch in diesem Augenblick außerordentlich liebreizend.

Was konnte es sein, das diese zarte Blume inmitten der Nacht und des Sturmes den Armen des Schlafes und dem Spiele süßer Träume entzog? Was anders als die Liebe?

Keine fünf Minuten hatte das schöne Mädchen im Dunkeln gesessen, als sich ein leises, kaum hörbares Geräusch vernehmen ließ; nach einem Augenblick erhöhter Angst sprang sie rasch auf und eilte zur Thüre. Ein junger, schlankgewachsener Mann trat ihr entgegen.

„Ach, bist Du es endlich, mein Hugo! Gott sei gelobt!“ rief die Holde, indem sie sich dem Eintretenden stürmisch an die Brust warf. „Doch laß uns keinen

Augenblick hier außen verweilen und — der Schein Deiner Laterne," setzte sie zögernd hinzu, „wird der uns nicht selbst in dem dicht verschlossenen Zimmer gefährlich sein?"

„Du hast Recht, meine geliebte Julie," entgegnete ihr der mit „Hugo" Angesprochene; „wir müssen das Licht auslöschen. Was thut es auch? Wir Beide haben keine Ursache, uns vor einander zu fürchten, und in jedem Falle sind wir sicherer ohne Licht, als mit Licht."

Julie stimmte ihm bei, und nachdem sie dicht neben einander auf dem Sopha Platz genommen, verschloß der junge Mann die verrätherische Flamme in das enge Gehäuse der Laterne und stellte diese neben sich auf den Boden.

„Ist es nicht abscheulich, mein Geliebter, daß wir uns, mit der edelsten, reinsten Liebe im Herzen, verbergen müssen, als wollten wir ein Verbrechen begehen? Müssen wir uns nicht wie Räuber oder Mörder im Dunkel der Nacht treffen und stets in Angst und Furcht leben, überrascht zu werden, als hätten wir, Gott weiß, welche Sünde auf dem Herzen? Ich habe entsetzliche Angst ausgestanden, bis ich mich aus der Gesellschaft gestohlen — sie würde sich gewiß noch einige Stunden hinausgezogen haben, wenn ich nicht heftigen Kopfschmerz vorgeschützt und mich entfernt hätte, was mehrere der

jungen Herrn veranlaßte, sich bald zu empfehlen, und hierdurch eine frühe Auflösung der ganzen Gesellschaft verursachte. Wie klopfte mein Herz, als endlich die letzten Wagen fortrollten, als es allmälig stiller im Hause wurde, und endlich der alte Baptiste, der immer der Letzte ist, an meinem Zimmer vorbeihuschte! Und bis ich denn heimlich zum Haus hinaus und hier angelangt war und Dich noch nicht gleich traf — wenn ich ein Unrecht begangen habe, meine guten Eltern zu täuschen und ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen Dir in mitternächtiger Stunde mit mir ein Rendez-vous zu gestatten, so habe ich es schon bitter gebüßt, denn ich stand den ganzen Tag über bis zu dieser Minute Todesangst aus."

„Und bereuest Du es, Julie, mir dieses Zeichen Deiner Liebe gegeben zu haben?" fragte Hugo mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.

„Wie kannst Du doch nur so fragen!" entgegnete Julie, indem sie ihren runden Arm um den Hals des Geliebten schlang und ihre zarte Wange an seine männliche schmiegte. „Du magst allerdings meine Liebe aus diesem nächtlichen Wagniß ermessen, aber noch in ganz anderer Beziehung, als weil es für mich nicht ohne Angst und, fast darf ich sagen, Gefahr war; ich habe Dir eine Mittheilung zu machen, die für uns von der höchsten Wichtigkeit ist: der mir von meinen Eltern

bestimmte, längst gefürchtete, mir noch ganz unbekannte Bräutigam soll dieser Tage ankommen, und die Verlobung und gleich darauf die Trauung stattfinden."

„Mein Gott, und das sagst Du so ruhig!" rief Hugo entsetzt und wollte heftig aufspringen.

„Bleibe Du ebenfalls ruhig, Geliebter," sagte Julie, indem sie ihn sanft zurückhielt. „Ob ich eigentlich ruhig bin? Ich glaube kaum; aber ich habe Zeit gehabt, mich soweit beherrschen zu lernen, daß ich mich nicht einem fruchtlosen Schmerz hingebe, und — bin entschlossen, in keinem Falle Dir zu entsagen, um dem Fremden, Ungeliebten anzugehören."

„Du himmlisches Wesen!" rief Hugo, machte sich sanft los aus der Umarmung des schönen, ihm über Alles theuren Mädchens und kniete vor ihr nieder. „Wie konnte ich auch nur einen Moment an Dir zweifeln?"

„Ach, stehe auf, und lege wieder Deinen Arm um mich!" rief Julie; „mir ist nicht wohl, wenn Du also thust. Herz an Herz, und Wang' an Wange, so müssen Diejenigen ruhen, die sich lieben, wie wir uns lieben. Dein eben geäußerter Zweifel machte gar keinen Eindruck auf mich, denn ich wußte, daß ihn nur Deine Lippen aussprechen und daß er höchstens aus dem schönen, aber schlimmen und oft gottlosen Kopfe kommen könne. Dein Herz wußte nichts von ihm. Nicht wahr?"

„Wie Du Alles so gut weißt!“ rief Hugo, indem er sich wieder neben die Geliebte setzte und sie von neuem innig umfing. „Aber sage mir, Du Süße, denkst Du Dir den Kampf, den Du zu bestehen haben wirst, nicht allzu leicht? Du hast Deine ganze Familie gegen Dich, und zwar, wie es mir scheint, ist es nicht nur deren Wille, sondern sie sind durch ein Uebereinkommen, durch irgend ein Versprechen gezwungen, Dich jenem Andern als Weib anzutrauen. Ach, ob Du Dich nicht täuschest in Deinen Hoffnungen und Dich am Ende doch der Nothwendigkeit fügen mußt?“

„Sprich doch nicht so,“ unterbrach ihn Julie fast empfindlich. „Die Zeiten sind vorbei, in denen man ein Mädchen zwingen konnte zur Ehe. Daß ich genug kämpfen und ringen werde, das weiß ich sehr gut; aber laß es Dir gestehen! Es ist mir viel lieber, wenn wir uns erringen müssen, als wenn wir, wie tausend Andere auch, bequem und unbehindert in den Hafen der Ehe einsegeln. Es liegt ein gewisser Reiz für mich in diesem Kampfe, und wenn Du es meiner Liebe zu Dir nicht zutraust, daß sie mich begeistere und fähig dazu mache, als Siegerin daraus hervorzugehen, so glaube doch diesem mächtigen Reize und — zweifle nicht an mir!“

„Uebrigens stehe ich bis jetzt wie ein rechter Tölpel vor Dir,“ sagte Hugo; „der Dir bestimmte Mann ist

doch gewiß ehrenhaft und nobel. Wenn Du Deinen Eltern erklärt hast, daß Du mich liebst und unter keiner Bedingung die Gattin eines Andern wirst, und wenn sie dann dennoch von ihrem freien oder gezwungenen Willen nicht abweichen, so werde ich dem Herrn einen Besuch abstatten, ihm einfach meine Ansprüche an Dich auseinandersetzen und ihm sagen, daß er, wofern er ein Edelmann sei, Verzicht leisten oder sich mit mir schlagen müsse."

„Ich bin auch damit zufrieden," erwiederte Julie; „doch soll dies das letzte Mittel sein, zu dem wir greifen wollen. Ich sehe schon, daß auch Dich der Reiz des Kampfes nicht kalt läßt und als Soldatenbraut und künftiges Soldatenweib muß mir Furcht und Zaghaftigkeit ferne sein. — Die ganze Geschichte hat jetzt für mich etwas Komisches, wiewohl sie mir noch vor ganz kurzer Zeit sehr tragisch erschien. Denke Dir nur, mein Hugo, ich, das verwöhnte Kind der besten Eltern, liebe einen mir der Abkunft nach ganz gleichstehenden, außerdem allgemein hochgeschätzten, den äußeren, wie den inneren Eigenschaften nach vortrefflich ausgestatteten Mann, dem selbst der Neid und die Bosheit nichts anhaben können; er liebt auch mich und das stolzeste Mädchen würde glücklich sein, von einem solchen Manne geliebt zu werden; gar nichts stünde meiner Verbindung mit ihm im Wege, als der Schatten eines unbekannten,

fremden Menschen, der mir in jeder Beziehung ferne steht, dessen Namen man mir sogar verbirgt, und der, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt, seine Hand nach mir ausstreckt, ohne sich vorher auch nur im Geringsten um mich bekümmert zu haben, und entweder in unbegreiflicher Unschuld und Unbefangenheit oder in abscheulicher Einbildung und Arroganz bis jetzt nicht gefragt hat, ob auch ich geneigt sei, ihn anzunehmen. Daß ich sein Weib werde, wird als so gewiß von Seite meiner Familie aus betrachtet, daß nicht einmal, aus Vorsicht wenigstens durch wohlgetroffene Portraits vorher eine äußerliche Bekanntschaft zu veranstalten für nöthig gehalten wird. Im Ganzen ist mir der wunderliche Mann doch interessant, wie ich es nicht leugnen will; er ist gewiß durch und durch ein Original, und daß ihm dabei sein Theilchen Narrheit nicht fehlt, ist doch gewiß zu entschuldigen."

„O, ja! Und dieser originelle Mann wird gewiß einen nicht unbedeutenden Eindruck auf die Herzen der Damen machen; das versteht sich von selbst," sagte Hugo mit einem leichten Anflug von Ironie, „und er bedarf vielleicht nur dieses Vorzuges, Sonderling zu sein, um alle Herzen im Sturme zu erobern. Aber sage mir," fuhr er ernster fort, „wann soll er eintreffen?"

„Am kommenden Sonnabend, wie mir gesagt wurde; also in vier Tagen von morgen ab."

„Und werde ich Dich vorher nicht mehr sehen, meine Julie?“

„Den morgenden Tag werde ich bei Viola zubringen, da es mich wahrhaft hinzieht zu dem armen Engel, und ich sie schon einige Tage nicht besucht habe.“

„Wie geht es ihr denn, Deiner armen Schwester?“

„Ach, wie immer; es tritt keine Aenderung und folglich auch keine Besserung bei dem armen Wesen ein; doch befindet sie sich bei Beaumartin angenehm und wünscht, vor der Hand noch dort zu bleiben.“

„Du sprichst mit ihr doch in jedem Falle von den bevorstehenden Ereignissen? Ich will sehen, was sie, die Kluge, Geist- und Gemüthvolle, dazu sagt! Grüße sie herzlichst von mir und sage ihr, wie fest ich auf ihren Beistand baue.“

Während dieses Zwiegespräches der beiden Liebenden war geraume Zeit verstrichen, und sie mußten daran denken, sich zu trennen; unter den zärtlichsten Liebkosungen schieden sie, nachdem noch einige Verabredungen getroffen worden, wo und wie sie sich bald wieder sehen und sprechen wollten.

* * *

Der Tag, der nach jener stürmischen Nacht anbrach, schien einer der schönsten und mildesten Frühlingstage

zu werden. Kein Wölkchen trübte das reine Blau des Himmels, kein rauhes Lüftchen störte die wohlthätige, von den Sonnenstrahlen bereitete Wärme; einzelne Vögelein zwitscherten auf den Aesten der Bäume, und die Erde, noch feucht von dem vielen Regen der letzten Zeit, schien jetzt im milden Sonnenschein zu lächeln, wie ein vom Kusse des Geliebten überraschtes Weib, um den sie eben erst die Thräne der Sehnsucht geweint.

In den Zimmern des jungen Mannes, der sie gestern erst bezogen, tänzelten die Sonnenstrahlen lustig auf und ab und nahmen mit zögernder Zudringlichkeit langsam, aber unaufhaltsam immer mehr Besitz von ihnen, bis sie allmälig alle Gegenstände darin vergoldeten und sich sogar bis auf das tief im Hintergrunde stehende Lager des Fremden wagten und keck mit dessen rabenschwarzen, vom Schlafe verwirrten Locken spielten; als sie aber sogar die purpurnen, halbgeöffneten Lippen mit ihrer Gluth berührten, da sollten sie bestraft werden für ihre Kühnheit; dieses schöne Ziel ihrer Wünsche gab sich nicht lange ihren Liebkosungen hin; nach Verlauf einiger Minuten schlug der junge Mann die Augen auf, und alsbald hatte er sich genugsam ermuntert, um zu bemerken, daß der Tag schon weit vorgeschritten, und welche herrliche Umwandlung in der Natur vorgegangen.

„Das kommt von dem thörichten, unnützen Nachtwachen," sagte er, während er sich rasch ankleidete, „daß

man die köstlichsten Morgenstunden verschläft und vernünftigen Vorsätzen und Plänen nicht nachkommt. Jedesmal am Morgen nach so durchwachten Nächten ärgere ich mich — doch halt!" unterbrach er sich selbst, und die Röthe seiner Wangen erhöhte sich, „habe ich diesmal wieder Ursache, mich zu ärgern? — Ist mir denn diese Nacht nicht ein unsägliches Glück widerfahren? — Sollte mich ein eitler, leerer Traum geneckt haben? — Nein, nein; es war Wirklichkeit, göttliche beseligende Wirklichkeit! Noch durchbebt mich jene herrliche Musik mit längstgeahnter, jetzt aber zum ersten Male genossener Seligkeit. Gott, was ist alles Andere gegen diesen Genuß! — O, würde er mir noch einmal zu Theil! dann wollte ich zufrieden sein und — mich entweder mit leichterem Herzen in das Unvermeidliche fügen oder mit erneuter und verstärkter Willenskraft dagegen setzen. Wenn ich daran denke, daß sich in drei oder vier Tagen mein Schicksal entschieden haben wird, bemächtigt sich meiner fast schon ein Gefühl von Wohlsein und Befriedigung; denn hat es sich nur endlich einmal entschieden und kenne ich nur erst die Klippen, die ich zu umschiffen habe, um im Hafen der Ruhe und der Gewißheit zu ankern, so will ich schon fertig werden mit ihnen."

Unter diesem Selbstgespräche hatte er seine Toilette beendigt und trat nun, nachdem er geklingelt und Kaffee

bestellt hatte, an das Fenster, von dem aus er in der vergangenen Nacht jene herrliche Musik vernommen hatte. Er konnte nun beim hellen Tagesschein das Terrain, das seine Wohnung umgab, genau betrachten. Seine Zimmer, im Hinterhause gelegen, wie er es besonders gewünscht, hatten die Aussicht in einen Garten, der, vor seinen Festern noch ziemlich schmal und fast nur einem Baumgang ähnlich, sich rechts hin weit und ansehnlich ausdehnte, während er links durch eine ziemlich hohe Mauer abgegrenzt war.

Das große, dunkele Gebäude, das ihm in der Nacht schon durch seine Größe und Massenhaftigkeit aufgefallen war, machte nun bei Tage einen fast Angst und Wehmuth erregenden Eindruck auf ihn; es lag im Schatten, so daß kein Sonnenstrahl in die Fenster fiel, und dennoch waren viele derselben mit dichten, grünen Vorhängen verhüllt; nur bei einzelnen war ein halber Flügel geöffnet, aber der Grund hinter demselben war finster, soweit man blicken konnte. Das Gebäude konnte kein Gefängniß sein, denn nirgends waren Gitter oder sonstige bei Gefängnissen nothwendige Vorsichtsmaßregeln angebracht.

Der junge Mann musterte das Haus von oben bis unten, indem er sich dafür, ohne sich selbst Rechenschaft darüber zu geben, auf eine ganz ungewöhnliche Weise interessirte.

„Und aus diesem düsteren, todten Gebäude soll jene

göttliche Musik erklungen sein? — Das scheint mir ganz unglaublich, und ich möchte eher denken, daß mir meine Phantasie wieder einmal einen Streich gespielt hat," sprach er vor sich hin; „aber ich muß doch so bald als möglich zu erfahren suchen, welche Bewandniß es mit diesem Hause hat?"

Eben brachte die Hauswirthin, eine kleine, behende Frau, mit klugem Gesichte, schneeweißen Haaren und sauberem, schlichtem Anzuge, den geforderten Kaffee. Sie erkundigte sich in etwas geschwätziger Weise, wie der Herr Baron geruht, ob er sich von der Anstrengung der Reise erholt, ob das Bett auch gut genug gewesen, was sie wohl eigentlich nicht bezweifeln könne, da es das beste ihres ganzen Hauses sei, und sie selbst gern auf einem guten Bette liege; die treffliche Dame würde noch lange so fortgeplaudert haben, hätte sie der junge Mann nicht lächelnd mit der Versicherung unterbrochen, daß ihm Alles nach Wunsch gewesen und daß er nur zu bitten habe, sie möge ihn künftig einfach bei seinem Familiennamen „Mai" nennen und die Titel „Baron" und „gnädiger Herr" weglassen, da sie ihm nicht gebührten. Die gute Frau war etwas erstaunt darüber und blickte ihn ungläubig und prüfend an.

„Gefällt Ihnen mein Name nicht?" fragte er heiter. „Ich dächte doch, er klinge gut. Aber, sagen Sie mir, was ist das da drüben für ein Gebäude?"

Er deutete hierbei auf den ihn in so hohem Grade beschäftigenden Gegenstand.

„Ach, lieber Gott," entgegnete ihm die Alte, „das ist ein trist-trauriger Aufenthalt und wahrhaftig kein Pläsir-Vergnügen für denjenigen, der darin zu sein gezwungen ist, und doch wird er sehr gelobt und sehr gerühmt; denn der Herr Beaumartin soll ein sehr tüchtiger Herr Docter und auch sonst ein recht guter Mann sein. Der Herr Beaumartin ist nämlich der Unter-Brennär des Pensions-Instituts für Blinde, und man erzählt sich Wunder von den Owerationen, die er schon gemacht hat. Er ist aus Paris und hat darauf studirt, wie man die Blinden wieder sehend machen und wie man ihnen in der Blindheit lesen und schreiben lehren kann und was sonst noch für's Leben nöthig ist."

„Also ein Blinden-Institut ist es?" sprach der junge Mann, mehr zu sich, als zu der die Fremdwörter so komisch verdrehenden und verdoppelnden Erzählerin, und es durchschauerte ihn kalt dabei. „Eine Schule für die ärmsten der Menschen, deren Auge keine Sonne und keinen blauen Himmel sieht, sich keiner Schönheit freut, ja nicht einmal weiß, was Schönheit ist! Ein Blinden-Institut!"

„Ja," sprach die Frau weiter, „es muß entsetzlich sein, nichts, gar nichts zu sehen; aber der Herr Beaumartin hilft dagegen und wenn er den armen Blinden

auch nicht das Augenlicht geben kann, so lehrt er ihnen doch, durch Tasten und Greifen glaub' ich, alle Kulärs zu unterscheiden und, wie gesagt, unter seiner Aufsicht können sie Alles lernen, was sie brauchen. Aber, Herr Baron, Herr Mai wollt ich sagen, Sie lassen den Kaffee kalt werden, und ich habe ihn für Sie ganz apart gut gemacht. Ich will Sie nicht länger stören, und wenn Sie irgend ein Bedürfniß haben, so bedienen Sie sich gefälligst der Klingel, ich werde dann sogleich erscheinen. Seh'n Sie, Sie incommandiren mich gar nicht, ich habe so bequeme Schuhpantoffeln, daß ich aus der Küche ohne viel Umständ' in Ihr Chambre-Zimmer springen kann."

Der junge Mann hatte auf diese Rede der geschwätzigen Frau wenig geachtet und sah traurig nach dem düstern Hause hinüber; als sie aber etwas geräuschvoll die Thüre öffnete, um sich zu entfernen, wandte er sich zu ihr mit der Frage: „Können Sie mir nicht beschreiben, in welcher Richtung das Hotel des Grafen L. liegt?"

„Des Herrn Grafen L.? Ei freilich kann ich das; es ist ja das schönste Hotel-Paläs in der ganzen Stadt, das will ich Ihnen ganz genau beschreiben;" und in ihrer ausführlichen Weise nannte sie eine Menge von Straßen und Plätzen, die er zu passiren habe, um dahin zu gelangen, und war nicht wenig erstaunt, als der junge Mann endlich ganz ruhig fragte: „Dem Hotel

des Grafen L. gegenüber ist ein elegantes Kaffeehaus, nicht wahr? Können Sie es mir nennen?"

„So, nur das Kaffeehaus, Herr Baron, Herr Mai wollt' ich sagen, nur das Kaffeehaus? — Sie meinen die Himmelsleiter" —

„Ja, nur die Himmelsleiter" — unterbrach sie der junge Mann etwas ungeduldig.

„Und bis 11 Uhr könnten Sie mir einen Fiaker bestellen?"

„Zu dienen, zu dienen, gnädiger Herr," erwiederte sie und trippelte davon, als sich der junge Mann wieder gegen das Fenster gekehrt hatte.

Kaum hatte dieser aber einige Minuten ernst und still auf das dunkle Gebäude geschaut, als gerade ihm gegenüber die bisher herabgelassenen Gardinen auseinandergeschlagen, das Fenster geöffnet wurde und ein junges Mädchen daran erschien. „Mai," wie der junge Mann sich selber nannte und wie wir ihn einstweilen auch nennen wollen, hatte sich zum geöffneten Fenster hinausgebogen und die Bewegung gegenüber sogleich bemerkt; er stieß fast einen Schrei aus, als er das Mädchen im Fensterrahmen erscheinen sah; wie vom Blitze getroffen fuhr er zurück, ohne den Blick abzuwenden, in der heftigsten Gemüthsbewegung.

„Mein Gott, mein Gott," rief er, „das ist sie, die Geliebte meines Lebens, mein ewiges, einziges Ideal,

das ist das lebendig gewordene Bild, verjüngt, verschönt, aber sie, sie ist es — mein Gott, ich habe sie gefunden!“

Bei dem leisen, aber doch vernehmbaren Rufe zuckte es wie ein Blitz über das Antlitz des Mädchens im Fenster; dunkle Röthe überflog die zarten Wangen, und lauschend bog sie sich weiter über die Brüstung. Der Jüngling sah starr hinüber, seine Brust hob sich höher, aber je länger er sie in dieser lauschenden Stellung beobachtete, um so blasser und blasser wurden seine Wangen; er rief nicht wieder; er vermochte kaum mehr zu athmen. Da das Mädchen nichts weiter hörte, richtete sie sich wieder auf und stützte das Köpfchen auf den Arm, so daß die langen, schwarzen Locken wie Schlangen über die zarten Finger der Hand fielen.

Das Antlitz war nun ganz frei dem jungen Manne zugekehrt, und die großen dunklen Augen waren wie auf ihn gerichtet; aber ein tiefer Ernst lag auf der weißen Stirn, und ein melancholisches Lächeln schwebte auf den Lippen. Die Züge des Gesichts waren von tadellosester Schönheit; die rabenschwarzen Locken, die eben so dunklen Augenbrauen und Wimpern, die tief dunklen Augen machten die fast durchsichtige Zartheit und Klarheit des Teints ganz zauberisch; die Lippen schienen dazu fast zu roth und glühend — wie das Mädchen so am Fenster lehnte, von dessen Rahmen eingefaßt und in dieser be-

wegungslosen Stellung, da glich sie einem der glühendsten Phantasie entsprungenen, mit höchster Meisterschaft ausgeführten Bilde; in dem dunklen Gewande, mit dem schwermüthigen Lächelzuge um die Lippen und dem Ernste auf der Stirne, mit den großen wundersamen Augen vielleicht dem Bilde der Melancholie.

Der junge Mann stand einige Minuten in ihre Betrachtung verloren; seine Mienen drückten Todesangst aus; einzelne Schweißtropfen standen auf seiner erblaßten Stirne; er hielt die Hand auf das Herz gepreßt, und mit der andern stützte er sich, denn er bebte, als hätte der Tod ihn erfaßt.

Es ging ein schwerer Kampf in ihm vor; die Wirklichkeit stand grell und schrecklich vor seiner Seele, die sich weigerte, sie anzuerkennen; er wollte nicht an sie glauben, er wollte sie zwingen, sich plötzlich anders zu gestalten; denn blieb sie, wie sie sich ihm nun zeigte, so war er namenlos unglücklich in dem Unglück eines andern Wesens.

Aber die Wirklichkeit blieb, und er konnte sich nicht länger sträuben gegen sie.

Mit der Ueberzeugung davon entrang sich seiner Brust ein Schrei — um so herzzerreißender, je dumpfer und erstickender er klang; er verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und flüsterte: „Blind — blind — sie ist blind!"

Lange hatte er so gestanden, gelähmt, vernichtet in der innersten Seele. Da zog es seinen Blick endlich wieder wie mit Gewalt hinüber zu der schönen, tragischen Erscheinung; eben in dem Augenblick erhob sie lauschend das Köpfchen, kehrte sich ab und machte einige rasche Schritte in den Hintergrund des Zimmers. Der junge Mann strengte seine Augen an; er sah, wie zwei runde, weiße, mit Spitzen und Armbändern geschmückte Arme das einfach in schwarze Seide gekleidete Mädchen umschlangen, wie sich ein liebliches, rosiges Gesichtchen mit dem Ausdrucke der reinsten Liebe und Zärtlichkeit hinneigte zu dem blassen Wesen, wie der Blinden feine Hand vorsichtig das schöne Gesicht der Andern suchte und es streichelte und liebkoste. Es war ihm, als höre er, was sie dazu sprachen, wiewohl kein Laut bis zu ihm drang. Unwillkürlich barg er sich hinter die Gardinen, als er sah, wie die beiden Mädchen vorwärts gegen das Fenster zuschritten, immer einander umschlungen haltend und mit der größten Innigkeit aneinander geschmiegt. Mit lautpochendem Herzen schaute er hinüber; sein Auge schweifte von der Einen zur Andern, aber es blieb doch immer am längsten haften auf dem minder frischen und rosigen, aber durch seinen rührenden Ausdruck stiller Melancholie verklärten Antlitze der blinden Schwester. Denn daß er ein Schwesterpaar in ihnen vor sich hatte, machte ihm die Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge unzweifelhaft.

Mit seligem Schmerze und schmerzlicher Seligkeit weidete er sich an dem Anblicke; es war ihm, wie im Traume — da ging seine Thüre auf und unter vielen Entschuldigungen, daß sie es gewagt habe, nach unzähligem Anklopfen endlich ohne Erlaubniß eingetreten zu sein, meldete die Hauswirthin, daß „nach dem Befehle des gnädigen Herrn, wollte sagen des Herrn Mai, der Fiaker-Kutscher bereits vor der Thüre stehe."

Einen Augenblick ungewiß, ob er ihn nicht unbenutzt wieder fortschicken solle, entschloß er sich doch, seinem früheren Vorhaben getreu zu bleiben. Er warf noch einen langen Blick auf das schöne Mädchenpaar, das innig mit einander zu plaudern schien, und eilte mit einem schweren Seufzer aus dem kleinen, ihm plötzlich so lieb gewordenen Zimmer.

Er ließ sich zerstreut und ohne auf die Umgebung zu achten in die „Himmelsleiter" fahren.

* * *

„Und Du willst mir wirklich Deinen ganzen Tag opfern, meine gute, liebe Julie?" fragte das blinde Mädchen die neben ihr sitzende Schwester, indem sie deren Hände zärtlich streichelte.

„Ach, meine Herzens-Viola, sprich doch nicht von opfern," entgegnete diese; „ich konnte es fern von Dir

ja nicht mehr ertragen; seitdem Du mir immer und immer fehlst, bin ich ein ganz anderes Wesen geworden; ich werde täglich häßlicher und unliebenswürdiger, und da Du einmal den Ausdruck „opfern" gebrauchtest, so muß ich Dir allerdings Recht geben; ich opfre mich Dir, indem ich Dich Deinem Wunsche nach fern von mir weilen lasse; aber nun vergilt mir auch meine Großmuth und laß mich einen Tag lang wenigstens ganz Deine Gegenwart genießen!"

„O Du Gute — nein, Du Böse! Wie Du mir schmeichelst und mich verwöhnst! Häßlich bist Du geworden? Ach ja, ich meine, ich fühle das an der zarten Rundung Deiner Wangen, an dem frischen Hauche Deiner Lippen, und auch der helle Klang Deiner Stimme giebt mir Kunde davon. Bleibst Du aber wirklich den ganzen Tag bei mir?"

„Wenn Du mich duldest, so werde ich nicht früher von Dir scheiden, als bis das Läuten der Abendglocken an unser Ohr dringt."

„Wie herrlich ist das!" rief Viola und Rosenfarbe überströmte ihr Antlitz. „Was werden wir da Alles plaudern, und wie prächtig werden wir uns unterhalten! Heute ist es außen wohl sehr schön? Die Luft ist so mild, und in meinem Herzen geht wieder jenes wunderbare Gefühl auf, das mir stets mit dem Frühling kommt.

Aber so wie heute, war es mir doch noch niemals. Ich möchte oft laut aufjauchzen, und doch bin ich zugleich so fromm und andächtig gestimmt. Mir ist, als müßte mir ein ganz undenkbares Glück widerfahren, als müsse ich entweder sterben — und Du weißt, daß ich dazu gern bereit wäre, wenn ich mir den Tod auch nicht eben herbeiwünsche — oder als müsse die Nacht von meinen Augen weichen und ich eines Morgens das klare Sonnenlicht in seinem ungetrübten Glanze schauen."

„Ich erinnere mich sehr wohl, daß im Frühjahr immer eine große Veränderung in Dir vorging. Im Winter bist Du meist schweigsam, traurig und fast muthlos, hast an gar nichts Freude und lebst einzig Deiner Melancholie, die Du höchstens Nachts auf Deiner Harfe in Tönen aushauchst. Nicht wahr, ich weiß es sehr wohl? Das war den vorigen Winter so und auch früher viele Winter hindurch; mit dem ersten warmen und heitern Tag aber wurdest Du ein neues Wesen; ich feierte diesen Tag immer mit Dir, ganz in der Stille. Solche Hoffnungen wie diesmal hegtest Du aber noch nie, wenigstens äußertest Du Dich nie in der Weise. Daß Du sterben solltest, ist gar nicht denkbar; Du siehst schöner und gesünder aus als jemals, und mit Entzücken bemerke ich schon, wie Deine Wangen sich immer mehr mit der Farbe der Gesundheit schmücken; Du hast rosenrothe Wänglein!"

„Rosenroth? Das ist wohl sehr schön?“ fragte die Blinde mit einiger Neugierde.

„Ja,“ entgegnete Julie mit einem kaum hörbaren Seufzer; „Du kannst es Dir denken, wie schön es sein muß, da ich mich freue, Dich damit geschmückt zu sehen. Aber ich habe Dir ja Blumen mitgebracht; dort stehen sie; warte, mein Herz, ich bringe sie Dir her!“

Julie erhob sich und brachte aus dem Hintergrunde des Zimmers mehrere Blumentöpfe hervor, voll der schönsten blühenden Blumen; sie stellte sie auf einen kleinen Tisch vor Viola und sagte:

„Nicht wahr, sie duften herrlich? Du wirst Deine Lieblinge gewiß sogleich erkennen!“

„Ach, wie bist Du gut, meine Julie! Wie danke ich Dir!“ rief Viola mit freudestrahlendem Antlitz. „O, ihr herrlichen, lieben Blumen, wie erquickt ihr mich!“

Sie neigte das Köpfchen gegen sie und sog ihren Duft begierig ein. Dann griff sie mit Vorsicht nach einem Rosenstock, der mit herrlichen Blüthen und mit einer Fülle von Knospen geschmückt war, sie strich leise über seine Zweige und Blätter hin und berührte mit der äußersten Spitze ihrer zarten Finger die schönen Blüthen.

In Juliens Augen perlten Thränen, als sie die Bewegungen der kleinen Hände verfolgte, die der armen, geliebten Schwester das köstliche Gut des Augenlichts wenigstens einigermaßen ersetzen mußten. Aber sie durfte

ihre Gemüthsbewegung nicht verrathen; Viola war in diesem Augenblicke so glücklich und fand so volle Befriedigung in diesem halben Genuß, daß es grausam gewesen wäre, sie durch ein Zeichen des Mitleids an ihre Armuth zu erinnern.

Julie war an diese Schonung der theuren Schwester schon von frühester Jugend an gewöhnt worden; ihr eigenes vortreffliches Herz, das sich mit der innigsten Zärtlichkeit zu der so sanften, schönen und unglücklichen Schwester hingezogen fühlte, hatte ihr bald ohne jede Anweisung Anderer die taktvolle Weise angegeben, mit der sie sich Violen gegenüber zu benehmen habe, um diese nicht zu verletzen und ihr Unglück nicht noch mehr zu erschweren.

Schon als Kind hatte sie mit Aufopferung ihrer kindlichen Genüsse stets Alles aufgeboten, ihre bleibende Gesellschafterin zu sein, ihr durch Erzählen und Schildern aller möglichen Gegenstände eine richtige Anschauung der Außenwelt zu geben und sie überhaupt gewöhnt, mit i h r e n Augen zu sehen. Es bestand dadurch ein so beispiellos zärtliches und vertrauliches Verhältniß zwischen den beiden Schwestern; denn Viola ahnte gar wohl, welche Opfer ihr Julie gebracht und welch' eine Fülle von Theilnahme und Zuneigung vorhanden sein müsse, um zu solchen fähig zu sein; sie weihte dafür der Schwester ihre ungetheilte Liebe und eine glühende Dankbarkeit.

Die Eltern der beiden Mädchen gehörten einer der ersten Familien des Landes an; Graf L., ihr Vater, bekleidete einen wichtigen Posten am Hofe, wo er, seiner mannigfaltigen Verdienste wegen, stets mit Auszeichnung behandelt wurde; von Seiten der Mutter, die ebenfalls aus einem alten Geschlechte stammte, kam das bedeutende Vermögen, das nicht nur einen ihrem Stande angemessenen Aufwand gestattete, sondern es dem Grafen und seiner Gemahlin auch möglich machte, ihrer Neigung, Bedürftigen wohlzuthun, nachzukommen. Da diese edle Neigung auch auf ihre beiden Kinder Viola und Julie übergegangen war, so wurde die ganze gräfliche Familie nicht nur von ihren Standesgenossen hochgeschätzt, sondern auch von den Tieferstehenden und von den Armen verehrt und geliebt, und man nannte ihren Namen nur mit Bezeichnungen der Verehrung und der Dankbarkeit.

Das einzige Unglück, das die sonst mit dem höchsten menschlichen Glücke gesegnete Familie traf, war die Erblindung ihrer erstgeborenen Tochter, die Folge eines heftigen, schlecht behandelten Scharlachfiebers. Dieses engelgleiche Kind, ihren Stolz und das vornehmste Ziel ihrer Hoffnungen und Wünsche, so unglücklich zu wissen, war entsetzlich bitter, war eine dunkle, düstere Wolke an dem sonst so klaren Himmel ihres Daseins und ihrer Empfindungen.

Viola war fünf Jahre alt gewesen, als sie das Augen-

licht verlor; sie hatte zu den freudigsten Hoffnungen berechtigt, und die Eltern hatten in dieser Beziehung auch wirklich schon allerlei schöne Träume geträumt; besonders sollte sie die Erfüllung eines Herzenswunsches des Grafen herbeiführen.

Dieser war der intime Freund des Bruders des regierenden Fürsten; sie waren mit einander aufgewachsen, hatten zusammen studirt und weite Reisen gemacht, ihre Neigungen, ihre Ansichten standen immer im schönsten Einklange zu einander, und mit den Jahren schlang sich das Band der Freundschaft immer fester um ihre Herzen, so daß sie immer unzertrennlicher wurden.

Der Graf, den die Liebe zu dem Freunde ganz erfüllte, war lange Zeit entschlossen, sich niemals zu verehlichen und nur der Freundschaft zu leben; als aber der Prinz, hingerissen von dem Liebreize und der Schönheit einer jungen Gräfin, sich mit dieser vermählte, und sich der Graf nun etwas verwaist fühlte, da ihm der Freund nicht mehr ausschließlich angehörte, so gab auch er bald seinen Entschluß auf und wählte sich mit dem Herzen und dem Verstande unter den Edlen und Schönen des Landes ebenfalls eine Gemahlin; seine Wahl war in jeder Beziehung eine vortreffliche; er freute sich ihrer aus tiefstem Herzen, und auch sein Freund war entzückt darüber; denn dasselbe Band, das ihn an den Grafen fesselte, verband auch dessen Gemahlin mit seiner Braut,

und es ließ sich deshalb auf ein ferneres, nicht nur ungestörtes, sondern noch innigeres Fortbestehen ihrer freundschaftlichen Verbindung hoffen. So kam es, daß der Prinz an dem Abend der Trauung des Grafen in hoher Erregung diesem den Vorschlag machte, falls der erste Sprößling seiner Ehe ein Mädchen wäre, dasselbe schon in der Wiege mit seinem vier bis fünf Jahre alten Sohne zu verloben und Alles aufzubieten, um eine dereinstige Verbindung ihrer beiden Kinder für's Leben zu Stande zu bringen. Der Graf ging mit Entzücken auf diesen Vorschlag ein, da der Sohn des Freundes ein bildschönes, vielversprechendes Kind war und stets seinem Herzen sehr nahe gestanden hatte. Der möglichen Zwischenfälle gedachten sie nur flüchtig und ließen sich dadurch nicht in der Freudigkeit ihres Uebereinkommens stören, sondern blieben fest dabei, indem sie sagten, dem Schicksale könnten sie allerdings nicht gebieten und selbst wenn es die Freundlichkeit hätte, das erste zu erwartende Kind ein Mädchen werden zu lassen, und die Kinder fühlten in spätern Jahren einmal nicht zärtlich genug für einander, um sich als Mann und Weib für's Leben zu verbinden, so würden sie sie auch niemals zu einer Heirath zwingen, — aber, folgerten sie weiter, was zwei, ja vier Menschen, denn die beiden Frauen stimmten ihnen ebenfalls bei, mit festem Willen sich vornehmen, das könne ja doch wohl, wenn es im Bereiche der Mög-

lichkeit liege, zu der gewünschten Ausführung gebracht werden.

Als nach ungefähr zwei Jahren die Gräfin wirklich ihren Gemahl mit einem Mädchen beschenkte, da jauchzten die beiden Freunde schon auf, indem sie mit freudigem Aberglauben ein gutes Zeichen darin sahen, daß das Erstgeborne wirklich das gewünschte Mädchen war. Das gegenseitige Versprechen wurde erneuert und bei der sehr feierlich begangenen Taufe des neugebornen Kindes, das den Namen Viola erhielt, feierte man stillschweigend schon die dereinstige Verlobung.

Man beschloß, die Kinder nur die früheste Jugendzeit mit einander verbringen zu lassen; sie sollten dann getrennt werden, um nicht durch die Gewohnheit des täglichen Umganges gegen einander abgestumpft zu werden.

Der Prinz beschloß, seinen Sohn frühzeitig in bedeutende Bildungsanstalten und später auf Reisen zu schicken, bis er das Alter erreicht hätte, die ihm Bestimmte zum Altare zu führen. Viola sollte bei ihren Eltern bleiben; überhaupt sollte nichts Auffallendes und positiv Eingreifendes zur Förderung des Planes geschehen; nur etwaige Hindernisse, die dazwischen kommen könnten, sollten mit Vorsicht abgehalten und vermieden werden.

Der kleine Adolf verrieth jedoch als Kind schon eine Menge ganz sonderbarer Eigenschaften; er war sehr sanf-

ten und weichen Gemüthes, so daß ihm ein heftig oder rauh gesprochenes Wort Thränen entlocken konnte; und doch verrieth er die lebhafteste Lust an den kühnen und oft wilden Knabenspielen; er kletterte, er schwamm, er ritt mit Leidenschaft; auch liebte er es, nach der Scheibe zu schießen, aber ganz unmöglich war es ihm, einen Vogel, ein Kaninchen oder sonst ein lebendes Wesen sich zum Ziele zu setzen; er konnte außer sich gerathen, wenn er bei seinen Gespielen eine Freude am Grausamen bemerkte, wie sie sich zu äußern bei Knaben so oft Gelegenheit findet. Er liebte die Thiere ohne Ausnahme und Unterschied, und ebenso lieb hatte er die Blumen; über Alles aber ging ihm die Musik. Ihr Einfluß auf ihn war ein so gewaltiger, daß die Eltern besorgten, er möge auf seine Gesundheit nachtheilig werden, und fast mit Angst bemerkten, wie sich seine Leidenschaft für sie mit den Jahren nur immer mehr steigerte. Merkwürdiger Weise verrieth er aber nicht das geringste Talent, es im Spiele irgend eines Instrumentes weit zu bringen; er hatte zur technischen Erwerbung und Ausübung einer solchen Fertigkeit nicht die geringste Neigung; ja, als er auf den ausdrücklichen Wunsch seines Vaters Unterricht im Piano-Spiel erhielt, wurde er nach der ersten Viertelstunde so ohnmächtig, daß er mehrere Stunden ohne Bewußtsein lag; ebenso ging es beim Flöten- und Violinspiel. Er sagte seinen Eltern mit der

größten Bestimmtheit, daß es ihm niemals möglich sein würde, ein Instrument zu spielen, daß er gar kein Talent dazu habe, und er damit auch ganz zufrieden sei, möchten sie es doch auch sein! Er wollte sich einzig in das innere geistige Wesen der Musik versenken; aller Zauber, aller Reiz derselben war für ihn gewichen, sobald er sie technisch auseinandersetzen und praktisch üben sollte.

Bei diesen Eigenschaften konnte es nicht anders sein, als daß sich Adolf zu der engelschönen, zweijährigen Viola sehr hingezogen fühlte; er konnte stundenlang mit dem sanften und doch heiteren Kinde spielen und plaudern, und sie weilte bei Niemand so gern, als bei dem schönen, milden und freundlichen Knaben. Die Eltern hatten ihre größte Freude daran und mit manchen heitern Worten gedachten sie der Zeiten, wenn sich einmal diese kindlichen Gefühle in höherer Entwickelung und Reife wieder begegnen und dann das Glück der beiden geliebten Kinder für immer gesichert sein würde.

Da traf es sich, daß Adolf bei einem Besuche auf einem Gute des Grafen, das nur einige Stunden von der Residenz entfernt gelegen, der Lieblingsaufenthalt seiner Gemahlin war, und wo sie deshalb meist die Sommermonate zubrachte, jenes Bild unter einer Reihe anderer Familien-Portraits erblickte; die auf demselben Dargestellte wurde in dem Herzen des jugendlichen Ver-

lobten die erste Rivalin der kaum zwei Jahre alten Braut. Dieses Bild stellte die Gräfin im Trauergewande dar, und ein düsterer Zug von Melancholie, nur durch die jugendliche Zartheit und die wunderbare Schönheit und Feinheit der Gesichtszüge vor dem Allzudüstern bewahrt, lag auf der schönen Stirn und spielte um die feingeschnittenen Lippen.

So verstrich ein Jahr nach dem andern; Violen war bald ein zweites Kind, wieder ein Mädchen, gefolgt, und Adolf hing mit brüderlicher Zärtlichkeit an den beiden schönen Kindern, die er als seine Schwestern betrachtete.

In dem Wesen dieser beiden Kinder zeigte sich bald ein auffallender Contrast; sowohl den innern Eigenschaften, wie der äußern Erscheinung nach waren sie, außer den Berührungspunkten, welche die Schönheit und die Herzensgüte, die Beiden in gleich hohem Grade eigen war, boten, ganz von einander verschieden. Viola war stets wundersam ernst und stille; ihre liebste Beschäftigung war das Puppenspiel, das ihr jedoch fad und gleichgültig wurde, sobald sie ihr jüngeres Schwesterchen hatte, das sie nun als ihre Puppe betrachtete und mit dem sie sich unermüdlich auf die zärtlichste und sorgsamste Weise zu schaffen machte. Lärm und Getöse konnte sie nicht vertragen; ebenso keine lebhafte, rasche Bewegung; es lag etwas Träumerisches in ihr, das

ihre Eltern störte, die frischere Lebendigkeit an ihr vorgezogen hätten. Sie konnte bei schönem Wetter am Rande des Sees, welcher in der Mitte des Schloßparkes lag, stundenlang sitzen und zusehen, wie der leichte Wind in scherzendem Spiele seine Oberfläche kräuselte, wie die Schwäne majestätisch ihre Bahn verfolgten und bei ihrem Anblick auf sie zusegelten, da sie gewohnt waren, von ihr Brod zu erhalten; sie liebte es besonders bei heftigen Gewittern sich in den Park zu schleichen und dort der Musik des niederfallenden Regens, dem Säuseln der Blätter und dem Rauschen des Windes in den Wipfeln der Bäume zu lauschen; Furcht vor Donner und Blitz, vor der Wuth des Orkanes und vor Nacht und Düsterniß, vor Menschen und vor Thieren kannte sie nicht, und trotzdem, daß sie sehr zart, fast schwächlich gebaut war, konnte sie ohne Ermüdung ganz allein weite Spaziergänge machen und unerschrocken mitten unter Pferde, Hunde u. s. w. treten.

Besonders aber liebte auch sie, wie Adolf, Musik und Gesang, nur daß sie nicht dessen Eigenheit theilte, sie nur im Hören genießen zu wollen; sie war kaum fähig, mit ihren zarten Fingerchen die Tasten niederzudrücken, als sie schon den Moment benutzte, wenn der Gräfin Flügel geöffnet war, um ihre kindlichen Versuche darauf anzustellen, aus denen sich bald ein bedeutendes musikalisches Talent kund gab.

Das wundersame, träumerische, von der Natur in jeder Beziehung mit den reichsten Gaben ausgestattete Kind veranlaßte oft den Prinzen, wenn er ihr Thun und Treiben einige Zeit beobachtet hatte, zu der Aeußerung: „Viola ist die verkörperte Poesie.“ Ihre Mutter aber seufzte zuweilen tief auf und sagte zu ihrer Freundin, der Gemahlin des Prinzen:

„Viola müssen höhere Mächte in Schutz nehmen, als menschliche; sie ist ein Wesen, das sorglos und von keinem rauhen Hauch berührt, durch's Leben wandeln muß, wenn es überhaupt bestehen soll; eine harte Berührung, die sie aus ihren stillen, glücklichen Träumen weckte, könnte ihr auch zugleich tödlich sein.“

Da wurde sie blind.

Alle fühlten den Schlag heftiger als sie; sie war ja noch Kind und unfähig, seine ganze Schwere zu ermessen; die Eltern waren trostlos; mehr aber als Alle schien es der Prinz zu sein. Er weinte und schluchzte wie ein Kind, sprach die härtesten Vorwürfe gegen das Schicksal aus, das mit unerbittlicher Härte stets die schönsten Blüthen zu verderben strebe; er war eine Zeit lang ganz stumm für alles Uebrige. Der Graf sah sich mitten in seinem eigenen tiefen Schmerze zu dem Versuche gezwungen, den Freund zu trösten und ihm Hoffnung einzuflößen; aber dieser war von der Größe des Uebels besser unterrichtet als die Andern; denn der

Arzt hatte ihm im Geheimen mitgetheilt, daß nur ein Wunder Viola's Sehkraft wieder herstellen könne, menschliche Hülfe aber vergeblich sei.

Seine liebste Hoffnung war nun zerschmettert; er hatte sich an den Gedanken, sie auf das schönste erfüllt zu sehen, so gewöhnt, daß er ihm nur mit Verzweiflung entsagen konnte. Da machte ihm der Graf den Vorschlag, an die Stelle Viola's Julie zu setzen, und nach einem kurzen Sträuben dagegen ging der Prinz darauf ein. In den Augen der Männer war eine so willkürliche Verfügung über zwei lebende, denkende und fühlende Wesen, die von einer höhern Macht zu ganz anderer Wahl bestimmt sein konnten, und denen sie in diesem Augenblicke, ohne es sich einzugestehen, nur den Werth lebloser Dinge verliehen, vollkommen erlaubt und der Ordnung gemäß; sie hatten die Erfüllung eines Lieblingswunsches und dabei das Glück ihrer Kinder im Auge; denn sie zweifelten keinen Augenblick, daß nur die Art, welche sie sich ausgedacht hatten, die richtige sei, um ihre Kinder zu beglücken, und daß ihr Verfahren deshalb auch in jeder Beziehung tadellos sei.

Hat doch selbst einer der größten und berühmtesten Denker Deutschlands kein Bedenken getragen auszusprechen, daß bei einer zu schließenden Ehe „die Veranstaltung wohlgesinnter Eltern“ und die dann auf diesen Grund hin sich bildende Zuneigung der für einander

bestimmten Individuen als „der sittlichere Weg“ zu betrachten sei — trotzdem, daß die Poesie gegen äußerliche, willkürliche Bestimmungen der Art so vielfältige Proteste eingelegt, die innere Machtlosigkeit derselben und das aus ihnen entspringende Unheil in unzähligen Dramen und Romanen so oft und nachdrücklich geschildert hat. Wie sollte man sich wundern, wenn Personen, die zwar zu den feinsten und gebildetsten Klassen der Gesellschaft gehören, aber aus dem Denken keine Profession gemacht haben, in festgewurzelten, traditionellen Vorstellungen und Gewohnheiten leben und sich noch dazu der vortrefflichsten Gesinnungen und Absichten bewußt sind, — wie sollte man sich wundern, wenn sie die Natur und das Recht freier menschlicher Individualität mit sachlicher Bestimmbarkeit verwechseln und daher über Herz und Leben ihrer Kinder ganz nach Gutdünken verfügen zu können glauben!

Ebenso im Geheimen, wie man Adolf mit Viola verlobt hatte, verlobte man ihn nun mit Julie; man kam am Ende sogar darin überein, daß Julie eigentlich schon von Natur aus mehr für Adolf geeignet sei, als Viola, da zwischen dieser und ihm in vielen Dingen eine so ungemeine Uebereinstimmung herrschte, daß man, in Erinnerung an den bekannten Spruch: „les extrêmes se touchent“ zu fürchten hatte, sie könnten aus allzu großem Mangel an Differenz einander vielmehr

abstoßen als anziehen, da dort vielleicht gerade der Gegensatz sympathetisch wirken möchte.

Zu derselben Zeit, da Viola erblindete, war Adolf in ein Institut in der Schweiz gekommen; er erfuhr nichts von dem Unfall, der seiner geliebten kleinen Freundin zugestoßen, da man fürchtete, es könne ihn, bei seinem leicht erregbaren, tief fühlenden Gemüthe, diese Nachricht zu sehr erschüttern.

Mehrere Jahre befand sich Adolf in dem Institut, nur zuweilen einige Wochen auf Ferien in dem elterlichen Hause zubringend; es fügte sich, theils zufällig, theils mit Absicht herbeigeführt, daß er niemals mit den beiden Mädchen Viola und Julie zusammentraf; er sollte sie erst als schon entwickelte Jungfrauen wiedersehen, und es stand zu erwarten, daß der Eindruck Juliens auf ihn ein in der That gewaltiger sein würde.

Diese, ein bildschönes, heiteres, tändelndes Kind, mit blauen Himmelsaugen, seidenweichen blonden Haaren, weißem Teint und rosenrothen Wangen, entwickelte sich mit jedem Tage lieblicher und vielversprechender; sie war so recht eigentlich das Glück der zärtlichen Eltern, die ihre Kinder zwar mit Innigkeit liebten, denen aber Viola's Unglück doch stets wie ein schwerer Stein auf dem Herzen lag, so daß sie bei ihrem Anblick und in ihrer Gegenwart niemals froh werden konnten, indeß Juliens frische, strahlende Schönheit, ihr heiteres, theilnehmendes

Wesen sie jede andere Sorge vergessen ließ. Besonders der Prinz liebte sie mit wahrer Leidenschaft; sie war sein Abgott, und er ließ sich bald gänzlich von ihr beherrschen. So lieb ihm Viola war, so fühlte er sich ihr gegenüber doch stets wie von einer geheimen Schuld gedrückt; es trat stets etwas Fremdes und Kaltes zwischen ihn und sie, das er sich gar nicht erklären konnte, das aber zu überwinden ihm ganz unmöglich war, was ihn nicht selten bewog, im Stillen und nicht ohne Gewissensregung, Gott zu danken, daß Julie die Gattin seines Sohnes werden solle, Julie, sein schöner, kleiner, ewig leben- und geistsprühender Liebling.

So verstrichen Jahre. Adolf verließ als achtzehnjähriger Jüngling das Institut und begab sich nun, von einem sorgsam geprüften Manne als Hofmeister und Gesellschafter begleitet, auf Reisen. Er hatte viele Lust dazu, und seinen Vater hinderte Nichts, dieser Neigung, die ihm selbst eigen und bei seinem Sohne ganz erwünscht war, nachzugeben.

Nachdem er mehrere Jahre halb Europa bereist und sich an jedem bedeutenderen Orte so lange aufgehalten, als es ihm angenehm und ersprießlich war, indem er keine Gelegenheit unbenutzt ließ, seine Studien über Nationalitäten, Volksleben, Culturgeschichte, Alterthumskunde u. s. w. fortzusetzen und seine Kenntnisse in diesen Fächern zu erweitern, sollte er endlich in Gemeinschaft

mit seinem Vater das Ziel aller seiner Wünsche, das Land der Poesie und der Kunst, Italien und Griechenland bereisen, dann mit demselben in seine Heimath zurückkehren und hier endlich von dessen Wunsch und Plan in Rücksicht der projectirten Verbindung unterrichtet werden. Gleich darauf sollte die förmliche Verlobung und dann sobald als möglich auch die Trauung stattfinden.

Der Prinz reiste ab, um seinem Sohne an einem dazu bestimmten Orte zu begegnen; sie trafen sich richtig, und er hatte bei dessen Anblicke, wie bei jedem Worte, das er mit Adolf sprach, Ursache, sich zu der geistigen Entwickelung seines Sohnes Glück zu wünschen. Mit allem Eifer betrieb er die Reise, da er den Augenblick kaum erwarten konnte, diesen theuren Sohn mit der von ihm vielleicht noch zärtlicher geliebten Julie vereinigt zu sehen.

Der Anblick dieses Glückes war ihm jedoch nicht beschieden.

Kaum hatte er den Boden Italiens betreten, so überfiel ihn, den in den Jahren schon ziemlich vorgeschrittenen Mann, plötzlich ein heftiges Unwohlsein, das einen so gefährlichen Charakter annahm, daß die Aerzte dem erschreckten und tief erschütterten Sohne bedeuteten, er möge auf den raschen Tod seines Vaters gefaßt sein. Der Prinz selbst fühlte die Gefahr seines Zustandes, und seine letzten Kräfte anstrengend, weihte er Adolf in

die sehr geordneten Familienangelegenheiten ein; mit schon fast gebrochenen Augen und stammelnden Lippen theilte er ihm endlich seinen bis zum Tode mit glühendem Verlangen gehegten Wunsch mit, dessen Erfüllung ihm mit einem heiligen Eide zuzusagen er als den größten Liebesdienst von Adolf begehrte.

Adolf konnte sich, dem bittenden, sterbenden Vater gegenüber, keinen Augenblick besinnen; war sein Herz doch von keinem andern weiblichen Wesen, welches in der Wirklichkeit zu Hause, in Liebe gefesselt, war er doch noch vollkommen Herr über seine Hand und über sein Herz. Er schämte sich, daß ein Phantom sein Herz bestrickt und seine Seele erfüllt habe; es lag hundertmal sein Gefühl mit seinem Verstande in Streit, und bei Tage pflegte auch regelmäßig der Verstand der siegende Theil zu sein, während freilich in nächtlicher Stille und Einsamkeit die Schwärmerei des Gefühls und der Phantasie eine um so größere Herrschaft übte.

Jetzt, am Sterbebette des Vaters, erfüllte ihn nur das Verlangen, diesem wohlzuthun, und so gelobte er ihm feierlich, seinen Wunsch zu erfüllen.

Des Sterbenden letzte Worte waren: „Sie ist jetzt noch zu jung; reise noch zwei Jahre, mein Adolf, und bist Du fünfundzwanzig Jahre alt, dann gehe zu ihr und ihren Eltern, wirb um ihre Liebe und um ihre Hand, und bei dem ersten Kuß, den Du auf die Lip-

Lippen des holden Engels drückst, gedenke Deines Vaters, der für Dich um einen doppelten Segen zu Gott fleht, wenn Du seinen Liebling glücklich machst. Sprich ihr zuweilen von mir und sage ihr, daß sie mein letzter Gedanke war, die holde, liebe Julie — — — Aber" — hier schien es, als ob ihn plötzlich ein Bedenken ergreife, das ihm zuvor ganz fremd gewesen.

Es kommt öfter vor, daß Sterbende zuweilen in ihren letzten Augenblicken Dinge sehen und Gedanken aussprechen, die zu ihren im Leben festgehaltenen Meinungen und Handlungsweisen wenig passen, ja damit in dem auffallendsten Contraste stehen. Es sind hellseherische Geistesblicke im Momente des Scheidens, die uns bezeugen, daß die Menschenseele beim Sterben in Licht übergeht und nicht in Finsterniß, und daß hellere Anschauungsweisen und tiefere Einsichten ihrer warten, als die ihr in diesem Leben eigen gewesen waren.

„Aber", sagte der Prinz, „wenn es das Schicksal anders beschlossen hätte, als wir in unserer menschlichen Meinung und Kurzsichtigkeit; wenn vorauszusetzen wäre, daß aus diesem Bunde kein Glück, sondern Unglück folgen werde — Zwang soll nicht stattfinden; hörst Du, mein Sohn? Kein Zwang!"

Mit diesen noch sehr ausdrucksvoll gesprochenen Worten verstummte er auf ewig.

Als der Prinz bestattet war, setzte Adolf seine Reise

fort; doch erhielt er von seiner Mutter, der er die letzte Unterredung mit seinem Vater brieflich mitgetheilt hatte, öfter Nachricht von seiner ihm durch Zeit und Entfernung völlig fremdgewordenen Verlobten. Alles, was sie ihm von derselben schrieb, schien einen wahren Engel zu verkünden, und Adolf war im Anfange sehr erfreut darüber; er dachte selten an sie, wenn er aber durch Etwas dazu veranlaßt wurde, so war es ihm angenehm, sich dieselbe nicht häßlich und unliebenswürdig denken zu müssen.

„Meinem Ideale gleicht sie nicht," sagte er oft zu sich. „Alles an ihr ist anders; aber es ist auch besser; ganz könnte sie es doch in keinem Falle erreichen, und so werde ich die eigentliche Geliebte meiner Seele auch nicht eine Minute durch sie zu vergessen haben."

Je mehr Wochen und Monate jedoch von den festgesetzten zwei Jahren verstrichen, um so sonderbarer wurde es ihm um's Herz. Er ertappte sich oft auf der Frage: „Wie konnte ich doch so thöricht sein, zu denken, daß ich der Gatte eines ungeliebten, mir so gänzlich gleichgültigen Wesens werden könne? Hätte ich doch meinem Vater das Gelübde nicht so unbedingt abgelegt!"

Ein großer Trost waren ihm aber dann auch wieder die eigentlich letzten Worte seines Vaters: „Zwang soll nicht stattfinden; hörst Du, mein Sohn? Kein Zwang!"

„Vielleicht liebt und will auch sie mich nicht und dann ist ja Alles gut! Nein, nein, sie kann mich auch gar nicht lieben“ —

Zu dieser Hoffnung berechtigte ihn freilich bis jetzt Nichts; im Gegentheile hatte er unzählige Male die Erfahrung gemacht, daß das schöne Geschlecht aller Orten und bei jeder Gelegenheit einen ganz besondern Antheil an ihm nahm, und mehr als einem nach ihm ausgeworfenen Liebesnetze war er nur durch seine so kindisch scheinende und sein Herz doch so gewaltig beherrschende Jugendliebe zu dem wunderbaren Bilde entgangen.

Wie sah es aber in dem Herzen und Leben Juliens aus?

Die junge Männerwelt schwärmte für sie, und Keinen gab es, der sich nicht bemühte, ihr in irgend einer Weise näher zu kommen; Alle spendeten ihr Weihrauch, und mit dem unschuldsvollen und seines Reizes nicht bewußten Lächeln eines Engels nahm sie alle Huldigungen ebenso ruhig als freundlich auf. Ihr Herz blieb frei; es gelang Keinem, auch nur einen Funken von Leidenschaft hineinzuwerfen, bis sie den Hauptmann Grafen Hugo von P. kennen lernte. Er war der Erste, der ihr in Gesellschaft begegnete, ohne sich auch sofort als ihr Ritter und Anbeter aufdrängen zu wollen. Man erzählte sich viel von seiner Tapferkeit, die er in den letzten Kriegen auf das Glänzendste bewiesen habe, so

daß er in einem Alter von noch nicht dreißig Jahren schon den Rang eines Hauptmanns einnahm; mehrere gut geheilte, aber doch ziemlich bemerkliche Narben auf Stirn und Wangen machten seine außerdem fast zu jugendlich scheinenden Züge männlicher, und seine kräftige, gedrungene Gestalt wurde durch die hübsche Officiers-Uniform sehr vortheilhaft gehoben. Sein Wesen hatte etwas Biederes, und den Damen gegenüber war er zwar chevaleresk, doch stets zurückhaltend, und niemals sah man ihn gleich den Andern um Auszeichnung und Gunst buhlen. Viele sagten, es liege dem eine unbezwingliche Schüchternheit zu Grunde, Andere schrieben es auf Rechnung einer heimlichen, vielleicht unglücklichen Leidenschaft für irgend eine schöne Unbekannte. Auffallend aber war es, daß er es sorgfältig vermied, in die Nähe der schönen Gräfin Julie von L. zu kommen, daß er trotz alles Zuredens seiner Kameraden, sich ihr bei irgend einer Gelegenheit zu nähern, sie um einen Tanz zu bitten u. s. w., sich stets in der äußersten Entfernung von ihr hielt und öfter sogar gegen die ihm sonst ganz eigenen feinen Sitten verstieß, wenn der Zufall ihn mit ihr zusammenführen wollte. Dieses gewaltsame Ignoriren der ersten und gefeiertsten Schönheit der Residenz mußte Jedem sonderbar erscheinen. Viele lächelten darüber; Andere meinten, Julie müsse ihn, vielleicht ohne Wissen und Willen, auf irgend eine Weise gekränkt und in sei-

nem Stolze, der der hervorragendste Zug seines Charakters zu sein schien, verletzt haben; Julie selbst aber, die die Huldigungen der Andern so wenig beachtete, war durch dies auffallende Benehmen verletzt und gereizt. Ihr selbst kaum erklärlich — und sie grübelte auch nicht darüber — setzte sich in ihrem Herzen gegen den so schönen und interessanten Mann ein Gefühl fest, das beinahe dem Hasse glich; sie scheute sich nicht, ihm fast unartig zu begegnen, ja sie suchte die Gelegenheiten dazu mit einer gewissen ängstlichen Aufmerksamkeit, und kaum verbarg sie dies vor den Augen der Welt. Der junge Graf aber blieb sich äußerlich immer gleich, nur seinen speciellsten Freunden konnte es nicht entgehen, daß er oft bis zur Melancholie ernst, schweigsam und in sich gekehrt, und kurz darauf wieder in demselben Grade erregt, ausgelassen und überfließend von Witz und lebendiger Laune war.

Da wurde zur Feier des fürstlichen Geburtstages auf der Hofbühne mit Hülfe ausgezeichneter, aus der Ferne herbeigerufener Künstler eine glänzende und großartige Vorstellung gegeben; alle Welt drängte sich hinzu, um ihr beizuwohnen, und wochenlang vorher war schon jeder Winkel im Theatergebäude um theure Preise vergeben. Am Abend der Vorstellung, als das Haus gedrückt voll Menschen und das Spiel im schönsten Gange war, ertönte plötzlich der Ruf: „Feuer! Feuer!“ Es brannte

im Theater; wo? konnte man in der grenzenlosen Verwirrung, in welche dieser Ruf Alle versetzte, nicht erfahren; Alles aber eilte nur, von dem angstvollen Triebe der Selbsterhaltung beherrscht, einen Ausgang in das Freie zu gewinnen.

Julie, die in der nächsten Nähe des fürstlichen Paares weilte, sah, wie in dem allgemeinen Gewühle selbst die hohen Personen nicht berücksichtigt wurden, und wie der Fürst, ganz allein und in der äußersten Bestürzung, um seine Gemahlin beschäftigt war, die vergebens gegen eine sie mit Gewalt erfassende Ohnmacht kämpfte. Mehrere Ritter Juliens streckten die Hand nach ihr aus, um sie zu schützen und zu geleiten. „Ich bin Ihrer Hülfe nicht benöthigt!" rief sie mit erregter Stimme; „ich kann mir selbst helfen; aber dort sehen Sie den Fürsten, die Fürstin; retten Sie diese! Unterstützen Sie den Fürsten! Aber eilig! Ich weiche nicht von dieser Stelle, bis sie gerettet sind."

Einige der Herren bemühten sich, durch den dichten Menschenknäuel zu dem fürstlichen Paare hinzudringen, das sich dem Ausgange seiner Loge schon ziemlich nahe befand, ohne denselben jedoch erreichen zu können, da die Fürstin, von ihrem Gemahle unterstützt, sich kaum aufrecht zu erhalten im Stande war.

Keinem der sich Bemühenden gelang es, ihnen zu Hülfe zu kommen, und als der Rauch und der Qualm

sich immer dichter in den weiten, schreckhaft erleuchteten Räumen verbreitete, als einige glühende Flammen schon flüchtig an dem Plafond hinzüngelten, und die Decorationen theilweise schon in lichten Flammen aufloderten, eilte Jeder, vom Strome gedrängt, seine eigene Person zu retten.

„Das nenne ich mir Helden," rief Julie zornglühend und in der heftigsten Aufregung; „wenn ich jetzt ein Mann wäre! Wenn ich — aber, mein Gott, Graf P., was stehen Sie müssig da! Bei Ihrer Ehre beschwöre ich Sie, retten Sie die Fürstin!"

Graf P. stand in der That an einen Pfeiler gelehnt und schaute mit der unbeschreiblichsten Seelenruhe dem fürchterlichen Treiben und Drängen zu, ohne eine Miene zu verziehen. Kaum hatte er aber Juliens Ruf vernommen, als er, mit dunkler Gluth im Angesichte, aber mit einem wunderbar seligen Ausdruck in Miene und Blick, die ihn jetzt nur störenden Abzeichen seiner Officierswürde, den Degen und Helm, abwarf und sich mit unglaublicher Gewandtheit bis zum Fürsten hindurcharbeitete, von diesem nur wenig unterstützt, die Fürstin mehr trug als führte, sich zugleich durch die gedrängte Masse energisch Bahn brach und den Augen Juliens rasch entschwand.

„Sie ist gerettet," rief die Letztere, die, eben noch glühend, plötzlich erblaßte und sich von einer ihr sonst

ganz fremden Schwäche überfallen fühlte. „Es geht vorüber," sagte sie zu sich; „die Angst um die theure Frau hat mich erschöpft." — Sie wollte sich emporraffen, um nun auch an ihre eigene Rettung zu denken; aber es lag ihr schwer wie Blei in den Gliedern; ihre Kehle war wie zugeschnürt, vor ihren Augen wurde es dunkel und immer dunkler; der Lärm und das Gedränge um sie herum nahm ab; sie bemerkte es nicht; sie suchte sich zu stützen, denn ihre Kniee wankten; sie fühlte, wie sie mit jeder Sekunde kraftloser wurde, und war so allein, so ganz hülflos!

„Ich bin verloren," murmelte sie; „er ist, wie die andern Alle; er kommt nicht wieder, mich zu retten; er haßt mich — und ich — ich will ruhig sterben — meine arme Viola, meine Eltern!" —

Sie konnte sich nicht mehr halten, sie fing an zu sinken. Aber sie stürzte nicht zu Boden. Zwei Arme fingen sie auf, ein todbleiches Gesicht neigte sich über das ihrige, und eine kaum vernehmbare Stimme flüsterte: „Gott sei gedankt! Ich habe sie."

Helle Flammen schlugen schon ganz nahe bei dem ohnmächtigen Mädchen auf. Hugo legte seinen Arm um die zarte Gestalt, hob sie leicht in die Höhe und trug sie die Treppe hinab mitten durch Rauch und Feuer und Schutt, er erreichte, halb erstickt, doch sonst unversehrt, mit Julien, die in tiefer Ohnmacht lag, den Aus-

gang und drängte sich dann durch die außen gaffende Menge, durch die Rettungsmaschinen; er hatte in dem Augenblicke kein Gefühl des eigenen Leibes, keine Erinnerung an sich selbst; sein ganzes Bewußtsein ging in dem süßen Rettungsgeschäfte auf.

In dieser Weise eilte er der ihm so wohlbekannten Wohnung zu; ein ihm ebenfalls bekannter Diener kam ihm entgegen, in einiger Ferne leuchteten Fackeln und Lichter auf.

„Da, nehmen Sie die Gräfin Julie unter Ihren Schutz!“ rief Hugo. „Sie ist nur ohnmächtig; sorgen Sie rasch für weibliche Hülfe; ich kann mich nicht länger aufhalten.“

Mit diesen Worten legte er Julien in die Arme des alten Leibdieners des Grafen und trat zurück in den dunkeln Hintergrund; er entfernte sich jedoch nicht so weit, um nicht beobachten zu können, wie der alte Diener Julie im Arme hielt, bis andere Diener mit Fackeln kamen, und erst als er sah, daß sie vorsichtig in das L.'sche Palais getragen wurde, erst als sie hinter dem Portale verschwunden war, entfernte er sich aus der Nähe desselben und kehrte in seine einsame Wohnung zurück.

Hugo war von Natur aus kühl gegen das weibliche Geschlecht, und sein Leben war so arm an sogenannten galanten Abenteuern, daß er, wenn er bei seinen Waf-

fengenossen saß und ihre Unterhaltung, wie so häufig bei diesem Stande der Fall ist, auf jenes Thema kam, meist wegen seines gänzlichen Stillschweigens dabei nicht wenig geneckt wurde.

Bis zu dem Augenblicke, wo er Julie sah, hatte er es für unmöglich gehalten, jemals so sehr von Liebe zu Einem Wesen erfüllt zu werden, wie er es in Romanen gelesen, ja wie er täglich von Freunden und Bekannten hörte, daß sie liebten oder verliebt seien. Er dachte es sich allzu arm und langweilig, so aufzugehen in dem einen Gefühl einer Leidenschaft, die für alles Andere gleichgültig und kalt macht; er fühlte sich fähig, die ganze Welt, die Natur, Alles, Alles mit gleicher Innigkeit in sein Herz zu schließen und dem ganzen Weltall das zu weihen, was Andere einem einzelnen Wesen schenken. Aber durch Julie ward er von diesem stolzen Wahne geheilt. Bei ihrem ersten Anblicke liebte er sie und zwar so entschieden, so gewaltig, so maßlos, daß er auch keine Minute darüber in Zweifel sein oder sich selbst täuschen konnte. Er fühlte in diesem Momente, daß sich ihm nun Seligkeit und Verdammniß, höchstes Glück und tiefstes Elend, eine Fülle von Hoffnung und Lebensgenuß, mit einem Meere von bittern Schmerzen und zahllosen Leiden aufgethan, und daß Leben und Tod für ihn auf der Spitze stand. Kurze Zeit vorher noch hätte er in äußerer Beziehung nicht die geringste

Furcht und Sorge gehabt; da war er noch der einzige Sohn eines reichen, ihn zärtlich liebenden, dem ältesten Geschlechte angehörenden Vaters; jetzt war der Vater gestorben und hatte seine Finanzen in so verwirrtem und zerstörtem Zustande zurückgelassen, daß Hugo nicht nur kein Erbe antreten konnte, sondern auch die Aufgabe hatte, durch schleunige Ordnung der Familienangelegenheiten und durch alle möglichen Opfer von seiner Seite den Namen seines Vaters und die Ehre seines eigenen Namens zu retten, sowie auch seiner Mutter ein ihrem Range angemessenes Leben zu sichern.

Er hatte alles das so vorsichtig und zweckmäßig geleitet, daß die Welt nicht erfuhr, wie untergraben seine äußere Existenz war; er freilich wußte nur zu gut, auf welche Eingeschränktheit und Sparsamkeit er angewiesen war, um ehrenhaft fortbestehen zu können. Nimmermehr hätte es ihm sein Stolz erlaubt, unter diesen Umständen um das reichste, vornehmste und schönste Mädchen anzuhalten; deshalb heuchelte er lieber Kälte, Gleichgültigkeit, ja Feindschaft, um sich niemals zu verrathen, wie es eigentlich um ihn stand, und war Julie bei irgend einer Gelegenheit einmal auffallend und beleidigend gegen ihn, so tröstete ihn das eine Unglück über das andere. Das eine Mal sagte er sich: „Sie hätte mich ja doch nicht geliebt, wenn ich auch im Stande gewesen, mich um sie zu bewerben; ich würde mir dann natürlich ein-

gebildet haben, Anspruch auf das Glück ihres Besitzes machen zu dürfen, und nur um so unglücklicher geworden sein, hätte ich sie mir doch nicht erworben;" ein anderes Mal: „Es ist gut, daß sie nichts von meiner Liebe ahnt und mich nicht wieder liebt; könnte ich es ertragen, den Himmel offen zu sehen und mich, nur einen Schritt davon entfernt, von so elenden, kleinlichen Umständen gefesselt zu wissen? — So bleibt sie doch stets meine Liebe; wer kann mir das wehren? — Wer weiß es? Wen geht es Etwas an?"

Aber jener Abend sollte plötzlich Alles ändern. Als er nach Hause kam, fand er einen Brief seiner Mutter vor, die seit dem Tode seines Vaters auf einem entfernten Landgute lebte; er enthielt die Nachricht, daß sich unter alten, lange Zeit ganz unbeachtet gebliebenen Papieren welche gefunden hätten, aus denen hervorginge, daß ihr verstorbener Gemahl bedeutende Summen ausgeliehen, die noch nicht wieder bezahlt worden seien, daß sie deshalb schon, von einem tüchtigen Anwalte unterstützt, Schritte gethan und nun alle Hoffnung habe, binnen kurzer Zeit auch im Besitze dieser Summe zu sein.

Hugo jauchzte unwillkürlich laut auf. Plötzlich umstrahlte ihn ein Lichtmeer von Hoffnung, Liebe, Glück und in diesem glänzte mit dem ihm eigenen himmlischen Reize das Bild Juliens. Er drückte das kalte, todte

Blatt, das ihm diese Nachricht gebracht, an sein Herz und küßte die steifen, von der zitternden Hand der Mutter unsicher geschriebenen Buchstaben; er war so in Wonne versunken, daß er es kaum hörte, wie sein Diener die Zimmerthüre öffnete, und es kaum begriff, als dieser rief:

„Herr Graf, zwei Damen wünschen Sie zu sprechen!“

Er sprang fast erschreckt auf, und im nächsten Momente stand auch schon eine schlanke, vornehme Gestalt, in dichter Mantille und tief verschleiert, vor ihm, während die andere Dame außen stehen blieb und die Thüre schloß.

„Sind Sie allein?“ fragte leise und schüchtern eine ihm so süße, so geliebte Stimme, und ehe er antworten konnte, lüftete die kleine Hand den schwarzen Schleier, und Juliens reizendes Gesicht, mit dunklem Purpur überfluthet, strahlte ihm entgegen.

„O, allmächtiger Gott, Sie sind es!“ — rief Hugo, und in demselben Augenblicke lag er zu ihren Füßen und bedeckte ihr Gewand, ihre Hände mit tausend glühenden Küssen. Aber er kam rasch wieder zum Bewußtsein; er sprang auf und sagte, nach Ruhe und Fassung im Tone der Stimme ringend:

„Ach, vergeben Sie einem Trunkenen, einem Wahnsinnigen! — Ich wußte nicht, was ich that — Ihr Die-

ner wird mich erkannt und mich Ihnen verrathen haben, und Sie kommen nun, um mir zu danken" —

Julie aber, durch die leidenschaftliche Selbstvergessenheit Hugo's von seiner Liebe zu ihr überzeugt und mehr beglückt, als es sich schildern läßt, hörte auf, die stolze Gräfin zu sein; als liebeglühendes Mädchen eilte sie auf den geliebten Mann zu, schlang ihren Arm um ihn und flüsterte: „Sprich nicht so, Hugo; denn ich liebe Dich, und ich weiß, daß auch Du mich liebst, Du würdest sündigen gegen Gott, gegen den wahren, lebendigen Gott der Liebe!"

„Herr, mein Gott," rief Hugo außer sich und in tiefster Seele erbebend vor unsäglicher Seligkeit; „sie, sie liebt mich — Julie liebt mich!" und er schlang seinen Arm um sie und preßte sie an sich, und im süßesten, heiligsten Rausche fanden sich ihre Lippen, und flammende Küsse besiegelten diesen von der reinsten Liebe gestifteten und geweihten Bund.

Julie konnte an jenem Abend nicht lange bleiben; es war ihr nur mit der größten Anstrengung gelungen, sich, von ihrer alten treuen Amme begleitet, heimlich aus dem Hause zu schleichen. Es war ihnen indessen jetzt schon genug, sich ihre gegenseitige Liebe gestanden zu haben und deren gewiß zu sein; alles Andere sollte auf schriftlichem Wege besprochen werden.

Es geschah auch so, und die nächste Folge davon

war, daß Hugo feierlich bei Juliens Eltern um die Hand der geliebten Tochter anhielt. Jetzt erfuhr diese von ihnen, wie man schon über sie verfügt hatte. Hugo wurde nicht förmlich abgewiesen, aber man bat ihn, einstweilen der Welt gegenüber über seine Absicht und Werbung zu schweigen und einer Entscheidung erst nach Verlauf eines halben Jahres entgegenzusehen. Ein halbes Jahr hatte nämlich noch zu verlaufen, bis der vom Prinzen bestimmte Tag da war, an dem sich Adolf mit Julie verloben sollte, und da der Vater der Letzteren nicht wünschte, daß die Welt früher von diesem Uebereinkommen erfahre, so bewahrte er auch gegen Hugo vollständiges Stillschweigen über die Ursache, weshalb er mit seiner Einwilligung zögerte. Er ahnte nichts von dem innigen Einverständnisse Julien's und Hugo's, und glaubte, daß das ihm noch so kindlich-unbefangen und ruhig scheinende Herz seines Kindes sicher alsbald in Liebe zu Adolf entbrennen oder sich doch aus Gehorsam und ehrfurchtsvoller Fügsamkeit ihm liebend hingeben werde, sobald es erfahren, daß dies der wohlbedachte Wille beider Eltern sei.

Julie war einige Zeit lang trostlos und in Verzweiflung; aber ihre kräftige Seele ermannte sich bald; sie trat mit dem Gefühle, eine ihrer ganz würdige Wahl getroffen zu haben, kühn der Zukunft entgegen und rüstete sich im Voraus mit dem Muthe und der Stärke aus,

welche nöthig waren, um im Nothfalle mit unerschütterlicher Festigkeit gegen den Zwang anzukämpfen, dem sie zum Opfer bestimmt schien, und dem sie ganz und gar kein Recht und keine Macht über sich zuerkannte.

So standen die Dinge zu der Zeit, da wir den Leser mit dieser Geschichte bekannt machten; er wird längst errathen haben, daß der junge, ernste Mann, der sich Mai nannte und in den einfachen Zimmern der kleinen Vorstadt so stille und einsam wohnte, Adolf, der Sohn des Prinzen und der Julien bestimmte Bräutigam war. Wir kehren nun zu dem Momente zurück, wo wir die beiden Mädchen verließen, die unter tausend, theils ernsten und nachdenklichen, theils leichten und anmuthigen Plaudereien, die stets den Stempel ihrer gegenseitigen innigen Zuneigung trugen, die Zeit so rasch verbrachten, daß sie es kaum begriffen, als die alte Amme, die Violen zur besondern Pflege in das Blindeninstitut gefolgt war, den Wagen ankündigte, der vor der Thür stehe, um Julie in die Stadt zurückzubringen.

Julie schied mit viel leichterem Herzen, als sie gekommen war. Viola hatte ihr auf eine eigenthümliche Weise Muth zugesprochen und Gutes prophezeit; und wenn Viola so sprach, dann hatte Julie immer das ganz bestimmte Gefühl, daß sie ihr glauben müsse, und daß es nun gar nicht anders als gut gehen könne.

Besonders diesmal sprach sich etwas Auffallendes in

Viola's ganzem Wesen aus, so daß sich Julie beim Abschied völlig beruhigt und durch die süßesten Hoffnungen erhoben und beglückt fühlte.

* * *

Adolf ließ sich in die Himmelsleiter fahren; nicht ohne lebhafte Gemüthsbewegung erblickte er die Straßen und Häuser seiner Vaterstadt, der er so lange Jahre ferne gewesen, in der er als Kind so manche, nie mehr so glücklich zurückgekehrte Stunden verlebt hatte, und die nun so manches Bittere und Herbe für ihn enthalten konnte.

Er fand sich nicht mehr zurecht in der ihm sonst so lebhaft im Gedächtnisse gewesenen Stadt; viele Veränderungen waren vorgenommen, manche neue Einrichtungen getroffen, manches alte Gebäude abgetragen und an seiner Stelle ein größeres und glänzenderes aufgebaut worden. Er fühlte sich so fremd darin, und doch zog es ihn auch nicht in die Ferne; es war ihm, als gäb' es auf der ganzen Welt nur einen Ort, wo ihm wohl sein könne und wo ihm ein Glück widerfahren müsse: das war in dem kleinen Stübchen, dem großen, dunklen Hause gegenüber, von wo aus er in der Nacht jene wunderbare Musik gehört und am Morgen das ver-

körperte Ideal seiner Jünglings- und Mannesträume erblickt hatte.

Kaum war er aber eingetreten in den elegant meublirten und decorirten Saal, als ihm eine herzinnige Freude zu Theil wurde. Er hörte seinen Namen halblaut nennen, wandte sich um und lag in der nächsten Minute an der Brust seines einzigen, geliebten Freundes, des Grafen Hugo von P. — Sie waren früher schon in der Pension zusammen gewesen; vor mehreren Jahren waren sie sich in Italien begegnet, und es hatte sich dort ihr früheres Verhältniß zu einander nicht nur erneuert, sondern nun erst zu einem wahren, männlichen Freundschaftsbunde gestaltet. Das Leben, besonders was Hugo's militärische Stellung betrifft, hatte sie zwar wieder getrennt, und lange waren sie ohne irgend eine Nachricht von einander gewesen, aber zwischen ihre Herzen war nichts Fremdes getreten, und sie lagen sich nun bei diesem unverhofften Wiedersehen mit wahrhaft brüderlicher Liebe in den Armen.

Hugo bat den Freund, mit ihm in seine Wohnung zu gehen, um ungestörter ihre Erzählungen austauschen zu können; er ließ sich jedoch leicht bestimmen, zu bleiben, als ihm Adolf mittheilte, daß er ganz besonderer Umstände wegen eben dieses Kaffeehaus besucht und sich gezwungen sehe, eines seiner Fenster in Beschlag zu nehmen.

„Da lassen wir uns ein besonderes Zimmer geben, von wo aus wir den ganzen Platz und die Straße überschauen können und im Plaudern nicht gestört werden;" sagte Hugo. „Was habe ich Dir Alles zu erzählen, Du Herzensfreund, und wie freue ich mich, Deinen Erzählungen zu lauschen."

So ließen sich denn die beiden Freunde ein solches Zimmer geben, wo sie sich an eines der bestgelegenen Fenster postirten, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Sie hatten kein Geheimniß vor einander, sie gaben sich ganz dem Genusse echt freundschaftlicher Vertraulichkeit hin und fühlten sich auf diese Weise in die schönen Zeiten zurückversetzt, wo sie Tag für Tag beisammen und so recht ein Herz und eine Seele gewesen.

Adolf gelang es am ersten, in seine Erzählung einige Ordnung zu bringen; er berichtete alle seine Erlebnisse bis zur letzten Minute, und besonders die Ereignisse der letzten Zeit beschäftigten ihn selbst so sehr, daß er nicht bemerkte, wie Hugo immer unruhiger wurde, einmal dunkler erröthete, dann wieder rasch erblaßte, von seinem Sitze heftig aufsprang, im Zimmer mit hastigen Schritten auf und abging und alle Zeichen der gewaltigsten Aufregung kundgab.

„Und das Mädchen, das Du nach dem Willen Dei-

nes Vaters heirathen sollst, ist die Gräfin Julie von L.?“ brach er endlich los.

„Du weißt davon?“

„Ja, ich weiß davon und danke dem Himmel und segne Dich, mein Adolf, daß Du Derjenige bist, der mir meine Julie rauben soll. Ja, meine Julie! Und nun laß auch Du Dir meine Schicksale seit unserer Trennung erzählen!“

Jetzt war es an Adolf, seine Aufregung und Ungeduld zu bemeistern; er brannte vor Begierde, die Herzensgeschichte seines Freundes zu hören, die so eng mit der seinigen zusammenzuhängen schien.

Als dieser sie beendigt, sagte Adolf: „Wir haben wirklich alle Ursache, Gott für diese wunderbaren Fügungen zu danken. Wir können uns in den heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten unseres Lebens nun nicht nur mit Rath, sondern auch mit der That beistehen, und Einer hat dem Andern einen Theil seines Glückes zu danken. Wir sind vom Himmel um so mehr begünstigt, da es selten eine solche Gelegenheit giebt einander brüderlich beizustehen. Glück, auf eines Andern Glück gebaut, von diesem hervorgerufen und geschützt, scheint mir ein doppeltes zu sein. Wie herrlich ist es, daß wir Freunde sind! Reiche mir Deine Hand, mein Bruder! Freunde für die Ewigkeit!“

„Freunde für die Ewigkeit!“ wiederholte Hugo, in

tiefster Rührung in die dargebotene Hand Adolf's ein-schlagend.

„Aber“, fügte er nach einer Pause hinzu, in den scherzenden Ton zurückfallend, der von seiner echt glück-lichen Stimmung Kunde gab, „das muß eine Bedingung unserer Freundschaft sein, daß wir unsere Kinder, wenn wir deren einmal haben — nicht schon in der Wiege verloben“ —

„Ja, daß wir ihnen in dem Punkte der Liebe die vollkommenste Willensfreiheit zugestehen“ — fiel ihm Adolf in die Rede; „und sie nur mit leise schonender Hand von den etwaigen Irrgängen und Abwegen, in die das menschliche Herz allerdings zuweilen geräth, ferne zu halten, oder wenn sie bereits hineingerathen, aus ihnen herauszuführen suchen!“

Was gab es nun erst Alles zwischen den beiden Freunden zu besprechen!

Adolf hörte mit gespannter Theilnahme zu, wie Hugo in der Geschichte seiner Liebe bis in's kleinste Detail einging; dieselbe gehörte nicht zu den gewöhnlichen, und überdies verlieh das leidenschaftliche Feuer, das ihn beseelte, seinen Worten einen eigenthümlichen Reiz; so konnte es nicht fehlen, daß Adolf tief davon ergriffen wurde, und als Hugo eine Pause machte, und seine Worte verklangen, da regten sich die Saiten auch wieder

lebendig und voll in Adolfs Innern, und nun begann auch er wieder zu erzählen von seiner Liebe.

In der ängstlichen Aufregung, in der sich Hugo vorher befunden hatte, waren ihm die letzten, gedrängten Mittheilungen seines Freundes über die vergangene Nacht und den Morgen darauf ganz entgangen; als nun aber Adolf mit gedämpfter Stimme wieder anfing zu erzählen von der Musik der verflossenen Nacht und der seltsamen Erscheinung am Fenster jenes dunklen Hauses, in der er die Längstgeahnte, Heißersehnte nach dem ersten Blicke auf sie erkannt, und als er nun eine Schilderung von ihr machte und wie im Traume befangen, sie Zug um Zug beschrieb, da sprang Hugo plötzlich auf, umarmte den erschreckten Freund und rief fast jauchzend:

„Das sind sie, das sind sie — Julie und Viola! Julie meine Liebe und Viola die Deinige! Du hast meine Julie gesehen und die arme Blinde ist Viola, ihre Schwester; sie hat sie diesen Morgen besucht — jetzt, jetzt ist Alles gut! Du darfst offen auftreten und erklären, daß Du Viola liebst und daß Du um ihre Hand Dich bewerben willst, statt um die ihrer Schwester; es ist im Grunde für die Eltern ganz einerlei, und auch der Geist Deines Vaters wird dadurch befriedigt sein. — Aber warum bist Du so ernst und nicht auch entzückt über diese glückliche Erfüllung aller unserer Wünsche, die sich nun so von selbst bietet?“ —

„Darin erkenne ich Dich wieder,“ entgegnete Adolf, „daß Du für mich in Viola's Blindheit kein Hinderniß unserer Verbindung siehst, — in einem Anderen erkenne ich Dich nicht wieder. Diesen Augenblick sprachen wir darüber, daß es abscheulich ist, in den Angelegenheiten des Herzens etwas Anderes sprechen zu lassen und anzuerkennen, als seine eigene Stimme, und nun schlägst Du mir vor, auf's Gerathewohl um Viola anzuhalten, ohne nach ihrer eigenen Neigung, ihrem eigenen Willen zu fragen, und sie dann, da mir die Eltern wohl nicht hinderlich sein werden, sofort als meine Gattin in mein Haus einzuführen. Du vergiß'st über Deine Liebe alles Andere — mache Deinen Fehler wieder gut und rathe mir, wie ich Viola sehen oder vielmehr sprechen kann, und wie es etwa möglich ist, mir ihre Gegenliebe zu erwerben.“

„Du hast Recht, Adolf,“ entgegnete Hugo nicht ohne einigen Aerger über sich selbst. „Aber da kommt mir auch gleich ein Gedanke! Das Einfachste ist, ich führe Dich morgen zu dem Direktor der Anstalt, den ich seit längerer Zeit schon kenne, und den wir gar nicht in unser Geheimniß einzuweihen brauchen, um ihn doch zu unsern Zwecken zu benutzen. Erräth er es, schadet es auch nichts. Wir lassen uns vorerst seine Anstalt zeigen und uns dann bei Viola anmelden; sie nimmt gewöhnlich keine Besuche an; mich aber wird sie gewiß

nicht abweisen lassen, da sie die Vertraute ihrer Schwester ist und mich um derentwillen stets begünstigte."

Adolf war mit diesem Vorschlage zufrieden. Sie trafen noch genaue Verabredung wegen der Stunde des Besuches und trennten sich erst tief in der Nacht, froheren Herzens, als sie es seit lange gewesen; Hugo von den Hoffnungen auf den baldigen, völligen Besitz des geliebten Wesens erfüllt und überströmend von Heiterkeit und Gemüthlichkeit, Adolf träumerisch und nicht ohne banges Zagen der Zukunft entgegensehend, doch von des Freundes hoffnungsvoller Stimmung ebenfalls zu heiteren Gedanken angeregt.

Als er wieder in dem kleinen Stübchen angelangt war, da wurde es immer ruhiger und ruhiger in seiner Seele; er stellte sich an's offene Fenster, lauschte in die stille Nacht hinaus und sagte zu sich:

„Wenn Viola diese Nacht ihrer Harfe wieder so herrliche Töne entlockt, wie in der vergangenen, dann will ich es als ein gutes Zeichen nehmen und glauben, daß sich meine Zukunft mit der ihrigen eng verschlingen werde; wenn nicht" ....

Aber er hatte den traurigsten Gedanken nicht mehr auszudenken; denn jene leisen, bebenden, klagenden Töne durchzogen bereits die Lüfte und drangen wie gestern, erst schüchtern und kaum vernehmlich, dann immer lauter und voller an sein Ohr.

„Gesegnet sei mir, Du lieber, süßer, himmlischer Gruß!" flüsterte Adolf. „Ja, ja, Du bist mir ein gutes Zeichen, ein Zeichen von Gott!"

Es giebt Seelenstimmungen, in welchen es ein Bedürfniß ist, an einen tieferen Zusammenhang der Dinge, eine speciellere Leitung der menschlichen Schicksale durch höhere Mächte zu glauben; es gerathen in solche besonders leicht Menschen, bei denen das Gemüthsleben das vorherrschende ist; es entsteht daraus gerne Etwas, das man als Aberglauben zu bezeichnen pflegt, das aber doch wohl zuweilen eine andere Bedeutung hat, als ihm eine triviale Aufklärung zugesteht, für welche Alles der Art nur eine leere, nichtige Einbildung ist. Denn es giebt Erfahrungen, die auf den Gedanken leiten, daß eine geheime Kette von Zusammenhängen und höheren Einflüssen uns zwar in gewöhnlichen Zuständen und Stimmungen verborgen, gleichwohl aber vorhanden sei und bei gewissen Reizungen des innern Lebens, in den Fällen einer sogenannten clair-voyance, auch erkennbar und deutlich werde. Solche Steigerungen werden bei gemüthvollen Menschen nicht selten durch Beziehungen und Situationen bewirkt, wie die von uns beschriebene war.

In fieberhafter, kaum zu verbergender Aufregung ließ sich Adolf am andern Morgen in Begleitung seines Freundes von dem gefälligen Direktor in der in

großem Rufe stehenden und in der That auch auf das Beste eingerichteten Anstalt herumführen; er gewahrte kaum, in welchen Räumen er sich befand; die Mittheilungen des trefflichen Mannes über seine Behandlung der verschiedenartigen Erblindungen, die Erfolge derselben, den gegenwärtigen Stand seiner Praxis — sie gingen ihm so völlig verloren, als hätte sie Jener gar nicht gemacht. Als sie aber endlich das Haus vom Anfang bis zum Ende durchstrichen hatten, und Hugo bat, ihn und seinen Freund, dessen wahren Namen er jedoch noch nicht zu sagen für gut fand, bei der Gräfin Viola anzumelden, da hing er mit so bittendem und ängstlichem Blicke an den Mienen Beaumartin's, als wenn die Entscheidung seines Schicksales von diesem abhinge, so daß Hugo, als sich jener entfernt hatte, um selbst bei Viola anzufragen, ihn nicht ungeneckt deshalb ließ.

„Du Glücklicher!“ sagte Adolf; „Du hast gut lächeln über mich! Du bist Deines Glückes gewiß, und ich gehe der Entscheidung des meinigen nun erst entgegen. Ich will es nicht leugnen; mir pocht das Herz zum Zerspringen.“

„Sei ruhig, lieber Freund, und glaube mir, daß ich mich in Deine Lage und Stimmung sehr gut denken kann; ich war auch nicht stets so glücklich und sicher, wie ich es jetzt bin, und die Zeiten sind noch nicht lange vorüber, wo ich die Hand auf's Herz preßte und die

Zähne zusammenbiß, um sein Pochen niederzuhalten und meinen Gefühlen nicht durch einen lauten Schrei Luft machen zu müssen."

Aber alle die Aufregung, das Ungestüm in dem Busen des leidenschaftlichen, schwärmerischen jungen Mannes verschwand, als er in das Gemach der Geliebten trat; wie ein Hauch vom Himmel wehte ihm hier in Violens blumenduftiger Atmosphäre Friede und Beruhigung entgegen, und als er sie selber erblickte, auf einem niedrigen Sessel mitten unter Blumen sitzend und eine sich traulich an sie schmiegende, schneeweiße Turteltaube streichelnd, da hätte er wohl niederknien mögen, aber nicht mehr mit dem leidenschaftlichen Verlangen von vorhin, sondern mit tiefster, heiligster Andacht, anbetend diese so reine, so zarte, so sinnige und zugleich so unglückliche Jungfräulichkeit.

Viola bot Hugo mit holder Freundlichkeit die Hand, hieß mit einfachen, herzlichen Worten den „Freund ihres Freundes" willkommen und bat, Platz zu nehmen; sie erbebte aber am ganzen Körper, und Purpur überzog ihr Angesicht bis zum schneeigen Hals hinab, als Adolf also begann:

„Sie müssen vergeben, gnädige Gräfin, daß ich es wage, in dieses Ihr Heiligthum einzudringen; es ist ein ganz besonderes Motiv, das mich dazu ermuthigt, und ich glaube, daß mir Ihre Vergebung um so eher zu

Theil werden wird, wenn ich es Ihnen ohne Weiteres offen gestehe. Ich komme, um Ihnen meinen Dank zu sagen für einen Genuß, den Sie mir ganz unbewußt bereitet haben, und der der höchste und süßeste meines ganzen bisherigen Lebens war. Ich wohne nämlich in Ihrer nächsten Nähe und hatte das Glück, mitten in dunkler Nacht und tiefer Stille den Tönen zu lauschen, die nur eine von Gott besonders gesegnete Hand den Saiten zu entlocken vermag. Daß diese Hand die Ihrige ist, verrieth mir dieser mein vertrauter Freund, der mir dadurch und nun vollends durch den Umstand, daß er mir auch das Glück Ihrer persönlichen Bekanntschaft bereitet, noch theurer geworden, als er es bisher schon gewesen ist."

Viola wollte antworten, aber sie rang vergebens mit der Bewegung, die ihr die Sprache raubte; alle Bemühungen, unbefangen zu scheinen, waren umsonst; plötzlich barg sie das Gesicht in den Händen und brach in heftiges Weinen aus.

„Viola, liebste Viola, was haben Sie?" rief Hugo, indem er auf sie zueilte und sich zärtlich zu ihr niederbeugte, und Adolf kniete vor ihr nieder und sog mit seinen Lippen die Thränen auf, die heiß und zahllos herabstürzten und eine berauschende Wirkung auf ihn übten; er hätte laut aufjauchzen mögen; mußte ihn die Ahnung ihrer Veranlassung nicht erschüttern?

„Ach,“ sagte Viola endlich mit leiser, bebender Stimme; „ich bin so schwach, so kindisch! Verzeihen Sie mir! — Ich weiß mir selbst kaum Rechenschaft zu geben — ich lebe immer so einsam — da häng' ich meinen Träumereien zu sehr nach und werde unfähig, mich in die Wirklichkeit zu finden und mich selbst zu beherrschen. Als ich nun plötzlich die Stimme Ihres Freundes hörte, da war es mir, als wäre mein schönster Traum in's Leben getreten — seine Stimme klang mir so vertraut, so lieb! Es sind das so bekannte Laute für mich; ja, ich sage Ihnen, daß ich mir ganz genau denken kann, wie er aussieht. — Aber, mein Gott, Sie werden lachen; es ist ja lauter Thorheit, was ich rede! — Es ist Nichts; es ist jetzt Alles vorbei, und ich bin wieder ganz vernünftig und ruhig“ —

Aber der Ton, mit dem sie dies sagte, widersprach ihr; er war noch unsicher und thränenschwer. Hugo ging jedoch auf ihre Worte ein und sagte liebevoll aufmunternd:

„Ei, sagen Sie mir doch, wie Sie wohl glauben, daß mein Freund aussieht. Das ist zu interessant! Ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich es Ihnen sagen werde, ob Sie Recht haben oder nicht.“

„Er ist hoch und schlank gewachsen; seine Haare sind reichgelockt; seine Augen sind groß und von wunderbarem Glanze; sein Blick ist himmlisch mild und klar;

um seine Lippen kräuselt sich ein dunkler Bart — ist das Ihr Freund, Hugo?"

„Bei Gott, das ist er, wie er leibt und lebt!" entgegnete ihr dieser nicht ohne Ueberraschung.

„Wo aber ist er denn jetzt? Ist er fortgegangen? Hat ihn mein sonderbares Benehmen verletzt?"

„Nein, nein, Viola, er liegt zu Ihren Füßen und fleht Sie an, freundlich und huldvoll dem zu lauschen, was er Ihnen zu sagen hat und was ihn treibt, an dieser Stelle so demüthig niederzuknien."

„Ich höre," sagte Viola in leisem Tone.

Und nun begann Adolf mit den begeistertsten Worten ihr die Geschichte seines Lebens und seiner Liebe zu erzählen. Als er ihr das Bild beschrieb, das ihm in seinem Knabenalter jene wundersame Leidenschaft eingeflößt, da rief sie freudig aus: „Ach, das war meine Großmutter, wie sie, im Trauergewande, als letztes Portrait einer ganzen langen Reihe von Ahnenbildern in der großen Gallerie hängt" — und als er immer weiter erzählte und immer bewegter und leidenschaftlicher wurde, da suchten ihre Hände die seinigen, die auf der Lehne ihres Sessels gefaltet lagen, und ihr Köpfchen neigte sich seinem Antlitze näher, ihre Züge verklärten sich in immer seligerem Entzücken, und als er endlich, kühner geworden durch ihre Traulichkeit, die Arme um ihre feine Gestalt legte, da umschlang sie

seinen Hals und bot ihre Lippen in der holdesten Selbstvergessenheit dem Kusse des liebeflammenden Jünglings dar.

„Unsere Liebe muß so recht eigentlich göttlichen Ursprungs sein,“ sagte sie endlich nach einem langen, seligen Schweigen. „Nur mit Gottes ganz besonderer Leitung konnte sie so zu ihrem Ziele geführt werden. Mir war es immer in ähnlicher Weise ergangen, wie Dir, aber ich hatte alle meine Ahnungen für die Erzeugnisse meiner lebendigen, durch nichts von ihren Träumen abgezogenen Phantasie gehalten und niemals an eine Verwirklichung derselben geglaubt, ach nicht einmal an eine solche gedacht. Ich arme Blinde — mein Gott, Adolf, Du weißt es vielleicht gar nicht, daß ich blind bin?“ fragte sie hastig, und Leichenblässe bedeckte ihr Angesicht.

„Sei ruhig, mein Leben; ich weiß es längst; was thut das unserer Liebe? Das Auge Deiner Seele ist wundervoll klar und scharf; es ist längst bis in die Tiefen der meinigen gedrungen; es hat Dir sogar mein Aeußeres verrathen; Du brauchst also nicht sehend zu sein, um das Dir Nöthige zu wissen! Und nun hast Du ja überdies meine Augen; mit denen sollst Du künftig Alles, Alles sehen; Du bist nicht mehr blind, Viola! Die armen, schönen Augen! Laß sie mich küssen, die schönen, lichtlosen Sterne, die für mich doch die einzig lichtvollen sind!“

Hugo, der längst das Zimmer verlassen hatte, trat herein, und als er sah, wie innig sich die Beiden umfaßt hielten, Adolf noch knieend vor Violen und diese den Arm um seinen Hals geschlungen, legte er wie segnend seine Hände auf die Häupter dieser zwei von ihm so innig geliebten Menschen, ihre Seligkeit tief mitfühlend und in stummem Gebete Gott dafür dankend.

„Wenn jetzt nur auch Julie bei uns wäre!“ sagte Viola endlich.

„Ach ja, sie darf nicht länger fehlen!“ rief Hugo.

„Ich meine, das Klügste und Beste wäre, Hugo und ich führen zusammen zu Deinen Eltern, um sie ohne weitere Verzögerung um ihren Segen zu bitten,“ sagte Adolf. „Sie und meine Mutter, zu der wir uns dann auch sogleich begeben wollen, sind die Ersten, die sich unseres Glückes freuen sollen, und wir haben keine Ursache, es ihnen auch nur noch eine Minute lang vorzuenthalten.“

„Ja, Du hast Recht, Geliebter; thut so und bittet dann Julien, mich bald, ach recht bald von hier abzuholen, damit ich nicht länger in Eurem glücklichen Kreise fehle. Ich werde hier doch nicht sehend, so trefflich auch der Arzt und seine Einrichtungen sind.“

„In einer Stunde sind wir wieder beisammen und, so Gott will, in nicht allzu langer Frist dann auch verbunden auf ewig!“

Und Adolf umschlang sie zärtlich und verließ sie seliger, als er es in seinen kühnsten Träumen geahnt.

Stolz, wie zwei junge Götter, entfernten sich nun die Beiden aus dem düsteren Hause, um ihm in kürzester Zeit seine Blume zu entführen und es mit ihr für immer hinter sich zu lassen.

* * *

Zwei Jahre mochten seit jenem Morgen vergangen sein, da sprang mit leidenschaftlichem Ungestüm ein schöner Mann aus einem eleganten Reisewagen, der vor einem großen Palais hielt, und eilte ebenso rasch die breiten Marmortreppen hinauf; ein alter weißhaariger Diener kam ihm entgegen mit freudestrahlendem Gesichte und rief ihm schon aus der Ferne mit gedämpfter Stimme zu:

„Gott sei ewig gepriesen! Alles ist gut gegangen, Herr Graf! Ein prächtiger junger Herr ist Ihnen geboren — und noch mehr — noch mehr!“ —

„Und Viola?“ unterbrach ihn Adolf in ängstlichster Erwartung.

„Frau Gräfin befinden sich ganz wohl, ganz außerordentlich wohl!“ —

„Ja, ja, Gott sei ewig gepriesen!“ jauchzte Adolf auf und wollte auf die Zimmer Viola's zueilen; aber der sorgsame Diener bat:

„Erlauben Sie, daß ich Sie noch zurückhalte! Ich

habe Ihnen noch eine andere Botschaft zu bringen. Halten Sie sich noch etwas zurück von der gnädigen Frau, damit ihr die Freude nicht schade, und damit sie die Binde nicht zu früh ablege, um Sie mit ihren eigenen Augen anzuschauen, denn — denken Sie nur, es ist ein Wunder geschehen, ein wahres Wunder; wer hätte sich so Etwas vorgestellt! Mit dem neugebornen, jungen Herrn ist ihr auch das Augenlicht wieder gekommen!"

Der gute Alte sprach diese letzten Worte mit schluchzender Stimme; Adolf stand eine Zeitlang sprachlos; dann rief er: „Ist es denn möglich? Ist es denn wirklich so?" —

„Ja, ja; es ist wirklich so, Herr Graf, es ist wirklich so; Sie werden sich selbst überzeugen!" entgegnete der Alte.

Da brach denn auch Adolf in Thränen unsäglicher Rührung aus.

In so außerordentlichen Momenten schwindet jeder Rang- und Standesunterschied; übergroßes Glück und tiefster Schmerz weckt das Verlangen, sich an ein mitfühlendes Herz lehnen und ausweinen zu können; da wird auch der Untergeordnete nicht verschmäht; er ist dann mit einem Male geadelt und gleichgestellt; der Mensch steht dann dem Menschen in der ursprünglichen, ebenbürtigen Würde gegenüber.

Adolf konnte sich nicht halten; er warf sich dem alten treuen Diener an die Brust, und die Beiden vermischten, einen Augenblick lang alles Andere vergessend, ihre Freudenthränen.

Erst als Adolf ganz beruhigt sich sorgsam erkundigt und erfahren hatte, daß Viola in einem gesunden, tiefen Schlafe liege, durfte er sich leise in ihr Schlafgemach schleichen und durch die halb zurückgeschlagene Gardine das geliebte Weib betrachten, wie es blaß, gleich dem Linnen ihres Lagers und der Binde um die Augen, aber gleichmäßig und leicht athmend, in süßem Schlummer vor ihm lag, mit einem seligen Lächeln um die Lippen und die Hände wie im Gebete über der Brust gefaltet.

Er hauchte einen Kuß auf die schwarzen, üppigen Haare und auf die zarten, weißen Hände und ließ mit einem sehnenden Seufzer wieder leise den Vorhang fallen.

Als ihn aber die Amme zu der Wiege seines Erstgeborenen führte und ihm das kleine Püppchen vorsichtig zeigen wollte, da drängte er sie zurück, nahm das Kind mit eigenen Händen heraus, eilte mit ihm in das Nebenzimmer, wo das helle Tageslicht voll durch die hohen Fenster fiel, und nachdem er es lange mit stiller Freude betrachtet, träufelten mit dem ersten Kusse, den er auf die junge Stirn drückte, ein Paar helle, warme Thränen — Wasser einer vom echten, wahren heiligen

Geiste, vom Geiste der Gatten- und Vaterliebe verrichteten Taufe — auf das kindliche Köpfchen herab.

* * *

Es war hier wirklich eines jener staunenswürdigen Wunder der Natur geschehen, die, wenn auch nur in ganz besonderen, seltenen Fällen, doch wirklich zu Tage kommen und historisch beglaubigt sind, wie uns denn einen ganz ähnlichen Fall, wie der oben berichtete, schon das griechische Alterthum erzählt. In einem der uns aus jenen Zeiten erhaltenen, sich auf geschichtliche Begebnisse beziehenden Gedenkverse spricht sich eine blind gewesene, bei der Geburt eines Kindes plötzlich sehend gewordene Mutter in folgender Weise aus:

Beraubet der Geborenen und blind,
Fleht' ich die Götter an,
Licht zu verleihen oder ein liebes Kind.
Und siehe da, sie haben Beides mir,
Die Gnädigen, verlieh'n. Denn ich gebar
Und legte mein Gebornes an die Brust,
Und noch desselben Tages
Ward meines Auges dunkle Sehe klar.*)

Es ist dies wohl jenen Thatsachen anzureihen, durch welche sich uns die gar nicht zu berechnende Gewalt der Psyche, dieses innern, wunderbaren Lebensprincips, über

*) Aus Daumer's Polydora I. S. 89.

den menschlichen Körper und seine Organe zu erkennen giebt. Die Freude über das von ihr zur Welt gebrachte menschliche Wesen, die doch offenbar nur vom innersten Leben der Seele ohne materielle und mechanische Anregung ausgeht, bringt dieses Wunder hervor. Geist und Seele scheinen in der That etwas ganz Unbedingtes, Allmächtiges zu sein, das in unseren gewöhnlichen Zuständen nur deshalb nicht so großartig wirkt, nur deshalb oft den gegenüberstehenden Aeußerlichkeiten so wenig gewachsen ist, weil es in diesen Zuständen noch nicht genügend entwickelt und zu sich selbst befreit ist, noch nicht auf der wundervollen Höhe seiner eigenen göttlichen Wesenheit steht.

Competenteren Stimmen bleibt es überlassen, ihr Urtheil über den vorliegenden Fall und seinen tieferen Zusammenhang abzugeben!

Romanzen und Legenden.

1.

Hulda.

I.

Wenn die Rebe blühet
Und mit ihrem Dufte
Berg und Thal erfüllet,
Dann zur stillen Nachtzeit
Wirst du wohl ein Beispiel
Eigner Art gewahr.
Dorten auf dem Felsen,
An des Waldes Saume,
Sitzt im Mondenscheine
Eine zauberschöne
Weibliche Gestalt.

Ihr Gewand, das weiße,
Leuchtet in den Thalgrund
Hell hinab; es quellen
Ihr vom Munde Lieder,
Wundersame Klänge,

Die der Menschenkinder
Tiefste Seele schmelzen,
Die sich aus dem Sinne
Wiederum zu schlagen
Nimmermehr im Stande
Wer sie je vernahm.
Wohl ein Heil, so scheint es,
Dem kein andres ähnlich,
Aber auch ein Unheil,
Sie zu hören, ist es;
Und es warnen unten
Im Gethal die Eltern
Ihre Kinder, warnen
Die bejahrten Leute
All' erfahrungslose
Jugendliche Wesen,
Schärfen ernstlich ein,
Daß sie nicht verweilen,
Nicht bestrickten Ohres
Jenem Halle lauschen,
Daß sie ungesäumt,
Wenn sie ihn vernehmen,
Ihre Hände falten
Und ein andachtsvoll
Vaterunser beten;
Sonst ergreifen möchte

Sie unwiderstehlich
Zaubertoller Wahnsinn,
Der sie aus der Eltern
Wohnung, aus dem Dorfe
Triebe zu entflieh'n
Und mit ihr, der schönen,
Geisterhaften Herrin,
Ferne von den Menschen
Bis zum jüngsten Tage
Im Gebirg zu wohnen,
Und an ihres Rosses
Huf gebannt, in stiller
Mondbeglänzter Nachtzeit,
Durch der Waldbezirke
Grüne Pracht zu zieh'n.

II.

Einen prächtigen Schimmel reitet Hulda,
Wenn sie Waldung und Gebirg durcheilet;
Nicht berührt das leuchtende Roß die Erde,
Ueber'm Boden schwebet es hin und schreitet
So von Berge zu Berge sonder Aufhalt.
Silberne Glöckchen klingen bei dem Ritte,
Welche Gezäum und Satteldecke säumen;
So harmonisch sind sie gestimmt, so kunstreich,
Daß die allerlieblichste Musik tönt.
Selbige wenn sich hören läßt, da sitzen
Bis zu Mitternacht die alten Leute,
Dem Geläute, dem wunderbaren, lauschend,
Das von Hulda's luftigem Roß und Ritte
Her zu ihrem Ohr die Winde tragen.

III.

Aber ach, nicht immer
Reitet Hulda so;
Aber ach, nicht immer
Ist die Hehre froh.

Wie der Menschen armes,
Oft zerfleischtes Herz,
Fasset auch das ihre
Mancher grimme Schmerz.

Mancher feuchte Schleier
Hemmt auch ihren Blick;
Was sie liebt zu missen,
Ist auch ihr Geschick.

In des Haines Dunkel
Siehst du einen Stein,
Rinnen hier und Furchen
Prägten sich hinein.

Hulda's Auge weinte
Eine Thräne hier,
Und der Stein, der harte,
Wurde weich von ihr.

Wanderern im Thale
Eine Quelle winkt,
Die jedoch zu schlürfen
Allzu bitter dünkt;

Die, wofern sie dennoch
Folgen ihrem Drang,
Macht, daß ihre Seele
Bis zum Tode bang.

Hier geweilt hat einstens
Hulda kummerblaß,
Mischend in die Quellfluth
Ein so trübes Naß.

Dem Geliebten galt es,
Der, sie hinter sich
In der Oede lassend,
In die Welt entwich.

IV.

Was ihn aus dem grünen Holze,
Aus dem Geisterschloß im Berge,
Aus dem Arm der holden Herrin
In die Welt zurücketrieb?

Seiner Priester harte Lehre!
Der Verdammniß heimzufallen
Fürchtet er am Busen Hulda's;
Nassen Auges flüchtet er.

Manche schwere Buße thut er,
Manche wilde Fehde kämpft er
Blutig aus; doch sie vergessen,
Seine Hulda, kann er nicht.

Da erbaut er in dem Walde
Eine Zell' und spricht Gebete,
Doch um Mitternacht, da lauscht er
Auf den Ton der Reiterin.

Näher, horch, und näher kommt es;
Hulda springt von ihrem Rosse,
Hält im Arme den Geliebten,
Und er stirbt in ihm vor Lust.

Hulda, weh, sie kann nicht sterben;
Sie bestattet ihn im Walde,
Auf dem Hügel, der ihn decket,
Sitzt sie klagend Nächte lang.

Und das ist der Grund, so scheint es,
Daß sie lang nicht mehr gesessen
Auf dem Felsen und ergossen
Magischer Gesänge Ton;

Daß sie lang nicht mehr geritten
Durch's Gebirg, und daß schon lange
Nicht gehört mehr ihrer Glöckchen
Liebliches Geläute ward.

2.

Der sterbende Sachse.

Hingebettet in des Feldherrn Zelt
Lieget todeswund ein Sachsenheld.

Düster blicket der Gefährten Schaar
Auf den Edlen, der ihr Abgott war.

Es erstirbt im Munde Wort und Ton,
Denn sie wähnen, er sei Leiche schon.

Doch er regt sich wiederum, und leis
Gehen Freudenrufe durch den Kreis.

Lebenshauch kehrt in die Brust; es strahlt
Hell der Blick, d'rin letzte Kraft sich malt.

Daß er reden wolle, kündet er,
Und sie horchen schweigend all' umher.

„Bald, ihr Brüder, bin ich grabesstill;
Doch nicht hier ist's, wo ich enden will.

Bringt mich hin in unsrer Götter Haus,
Tragt mich in den heil'gen Wald hinaus!"

In den Hain, da Keiner widerspricht,
Trägt man ihn noch vor dem Morgenlicht.

Wenig schaut sein brechend Auge mehr,
Doch erkennt er noch den Hain so hehr;

Und wie's über ihm im Haine rauscht,
Götterruf ist's, den sein Ohr belauscht:

„Der du warst so heldenstark, als fromm,
Komm herauf in unsere Arme, komm!

Dir erschlossen ist Walhalla's Thor,
Dich empfängt ein Heldengeisterchor.

Auf zu uns in das erhab'ne Reich,
Dem kein anderes an Wonne gleich!"

Selige Lust thun seine Züge kund,
Wie ihn also grüßt der Götter Mund.

Er erstarrt; der Sonne steigend Licht
Röthet eines Todten Angesicht.

3.

Der gefesselte Messias.

Jüdische Legende.

Ein unendlich Heil zu schauen
Sind wir lange schon erkoren;
Der Messias, uns're Hoffnung,
Er ist lange schon geboren.

Zu derselben Stunde war es —
Sagt der Rabbi, der gelehrte, —
Da der Flamme Wuth den Tempel
In Jerusalem verzehrte.

Für das Unheil, das geschehen,
Ward sofort der Trost gespendet,
Dem gebeugten Volke Gottes
Jener höchste Hort gesendet.

Weil jedoch, daß er's errette,
Juda noch nicht werth befunden,
Ist er in den Garten Eden
Weggerückt und festgebunden.

Zwar es wäre keine Kette
Stark genug, um ihn zu halten,
Jegliche zu brechen eilten
Seines Eifers Gluthgewalten.

Doch die Engel, die ihn zwangen, —
Nicht mit einem Band von Eisen,
Nein, mit einem Frauenhaare
Haben es vollbracht die weisen.

Der gewalt'ge Löwe Gottes,
Der erhab'ne Gottgesandte —
Nun und nimmer zu zerreißen
Waget er so zarte Bande.

Stille harrt er und gelassen,
Bis die Stunde schlägt, die große,
Wo er kommen wird und wenden
Unsere herben Erdenloose;

Wo er kommen wird, vernichtend
Wider eine Welt zu streiten,
Und zu sitzen dann in Frieden
Auf dem Thron der Ewigkeiten.

4.

Der Schäfer von Haid.

Am Mainesufer in holdem Schein
Siehst Du ein Kirchlein stehen,
Vom Himmel selbst für unsere Frau
An diesem Ort ersehen.

Es ward ein armer Schäfer einst
In drückender Tagesschwüle
Hier lieblich in den Schlaf gewiegt
Von des Ortes labender Kühle.

Die spendet eines Baum's Gezweig
Und sein gebreiteter Schatten
Auf weichem Rasen, wie gemacht
Zur Ruhe für den Matten.

Das Auge schläft, die Seele nicht;
Ein himmlisches Gebilde
Enthüllt sich ihr, herniederschwebt
Ein Bote Gottes milde;

Ein Himmelsfürst, so göttlich schön,
Daß selbst die klare Sonne
Erblaßten Scheines starb dahin
Vor seiner Strahlenwonne.

Der Engel sprach: „Ein Wort des Herrn
Hab' ich Dir anzuzeigen;
Merk' wohl darauf! Du sollst empor
Zu jener Höhe steigen;

Sollst das Gesteine lesen auf,
Das dorten in der Stunde
Umhergestreut, und es allhier
Aufhäufen in dem Grunde.

Zu sieben Malen sollst Du Dich
So hin und wieder kehren,
Allhier zu gründen einen Bau
Zu Sanct Mariens Ehren.

Die Steine, die Du aufgehäuft —
Dies Wort, es soll nicht lügen —
Sie werden, ein Kirchlein aufzubau'n
Und einen Thurm, genügen."

Entzückten Ohr's vernahm er es,
Der Hirte, tiefgeboren,

Sich selig preisend, daß ihn Gott
Zu solchem Amt erkoren.

Er eilt', erwacht, den Berg hinauf
Und sammelte, der Rasche,
Die Steine, die er liegen sah,
In seine Hirtentasche.

Und wenn sie von dem Schutte voll,
So trug er ihn zu Thale,
Er stieg zu Berge siebenmal
Und kehrte sieben Male.

Dann aber holt er Männer her,
Die sollten wacker bauen.
Den Leuten war es lächerlich,
Das Steingerüll zu schauen.

„Sag', Schäfer, bist Du hirnverrückt,
Das soll ein Kirchlein geben?
Da würde man ein Wunderding,
Wie kein's geschieht, erleben."

Mit einem Mal verstummet es,
Ihr Höhnen und ihr Hadern;
Der Haufe wächst, vor ihrem Aug'
Erscheinen große Quadern.

Ein Wunderwerk ist offenbar;
Sie sinken in die Kniee,
Verehrend Gott und seine Magd,
Die heilige Marie.

Und nun beginnt der heil'ge Bau
Und ist so rasch zu Ende;
Den Menschenhänden mischten sich
Wohl auch der Engel Hände.

Maria-Haid, so heißt der Ort.
Die wunderbare Kunde,
Sie tönt noch heute glaubensvoll
Aus frommer Enkel Munde.

5.

Mariensommer.

Legende.

„Allzu düster, allzu dauernd
Mit dem eisig öden Grauen
Lastet er, der starre Winter,
Auf den nordisch kalten Auen.

Mild're, Vater, diese Strenge!
Du, der Zonen und der Zeiten
Großer Herr, Du magst ja leichtlich
Auch im Winter Wonne breiten.“

So zu Gott die heil'ge Mutter,
Welcher schmerzlich jede Trübe,
Die nur immer sinnt und sorget,
Wie sie sich im Wohlthun übe.

Ihr versetzt der hohe Vater:
„„Hemme, Jungfrau, Deine Klage!
Wohl bedacht auch hab' ich jene
Trübe Zeit der Wintertage.

Alles hat im großen Ganzen
Seine fest gewies'ne Stelle:
Auch der Frost hat seine Rechte,
Auch der Winter seine Helle.

Doch damit Du nicht vergebens
Mir genaht mit Deinem Flehen,
O Du Hochgebenedeite,
Soll das Mögliche geschehen.

Dir ein eig'ner Sommer werde,
Wenn der übrige verronnen,
Aus der Herbstnatur, der rauhen,
Hell und heiter abgewonnen!""

Wie bei solchem Worte Gottes
Licht Maria's Auge strahlet,
Alle Lust des neugeschenkten
Sommers sich darinnen malet!

Nahe schon ist Allerseelen,
Und die Sonnenblicke feiern,
Wie begraben liegt die Erde,
Düster unter Nebelschleiern.

Siehe, da mit einem Male
Laben helle Sonnengrüße;

Durch die Welt in lichter Schöne
Schwebt die Königin, die süße.

Ihren holden Zug begleiten
Hochgeborne Himmelsfürsten,
Welche stets nur ihr zu dienen,
Der geliebten Herrin, dürsten.

Auch die Jungfrau'n sind, die heil'gen
Elfmaltausend, angeschlossen!
Also über Berge geht es,
Ueber Thäler unverdrossen.

Unsichtbar von Engelhänden,
Die ob keiner Müde klagen,
Werden vor dem Jungfrau'nheere
Gold'ne Rocken hergetragen.

Und die Huldinnen, sie eifern,
Abzuspinnen ohne Stocken
All' die herbstlichen Gewölke
Von den hehren Himmelsrocken.

Da erblickst du Silberfäden,
Die gebreitet auf den Fluren
Jene heil'gen Spinnerinnen,
Ihrer Arbeit Wunderspuren.

Dieser Tage Glück genießend
In den aufgehellten Räumen,
Sie, die aller Gnade Bronnen,
Sollst Du nicht zu ehren säumen!

Uns're Stürme, wenn sie stille,
Uns're Nebel, wenn sie schwinden,
Wem gebühren Dank und Opfer?
Ihr, der Lichten, ihr, der Linden!

Frau Zankeisen.

Charakterstudie in Anekdoten.

Ueber Fürsten und Feldherrn, über Männer des Staates und der Kirche, über Gelehrte, Künstler und Dichter, wofern sie sich in ihrem Berufe auszeichneten, wurden und werden Bogen geschrieben, die ihre Verdienste hervorheben und beleuchten, sie der Gegenwart vorführen und der Zukunft aufbewahren. Daß dies nur lobend und dankend anzuerkennen ist, und daß aus der Geschichte des Einzelnen häufig die lehrreichsten Resultate zu erzielen sind, ist der Schreiber dieses fest überzeugt; er geht aber in seiner Anerkennung dieses Zweiges der Literatur noch weiter, indem er es dem schreibenden Geschlechte zum Vorwurf macht, das Verdienst nur in jenen Regionen zu suchen und zu ehren, den Blick überhaupt viel zu sehr an die Fernsicht zu gewöhnen und die zunächst liegenden Kreise mit Gleichgültigkeit, wo nicht gar mit Verachtung gänzlich zu umgehen. Die Gelehrten der Naturwissenschaften sind uns mit gutem Beispiel vorangegangen; ihrer Forschung ist Nichts zu klein, Nichts zu unbedeutend; sie weisen dem

scheinbar Geringfügigsten seine ihm gebührende Wichtigkeit zu und bringen, wie der Künstler durch die Anwendung seiner Striche und Punkte, nur dadurch allmälig ein Ganzes zu Stande, das seiner Vollendung immer näher rückt.

Es lautet dies etwas ernst, besonders wenn man hören wird, daß es die Einleitung sein soll zu einer Schilderung, Charakteristik, Biographie, oder wie man es sonst zu nennen belieben mag, einer — Haushälterin! — Es mag mehr als Ernst, es mag ein gewisser heiliger Schreck bei Lesung dieses Wortes über Solche kommen, die seine Bedeutung aus eigener Erfahrung kennen lernten; mögen sie mir bezeugen, daß es ein Gegenstand von Wichtigkeit ist, den ich einer tiefern Beachtung würdige; Andere, Glücklichere mögen in gerechtem Stolz an die Brust schlagen und sagen: „Ich danke Dir, Gott, daß Du mich von solcher Plage bisher befreit hast!“ — und ist es dem Dankenden recht ernst dabei um's Herz, so vergesse er nicht, die Dämonen durch rasches dreimaliges: „Unberufen!“ auch für die Zukunft zu bannen.

Dennoch begehe ich vielleicht eine Sünde, dem Bericht meiner Erfahrungen über diesen Punkt eine Einleitung vorauszuschicken, der man die dabei ausgestoßenen Seufzer mit jedem Worte anmerkt; da ich doch kaum irgend einem andern Wesen so viel durch Lachen

erpreßte Thränen verdanke, als meiner ewig unvergeßlichen Frau Ursula Zankeisen.

Ja, geliebter Leser, ihr Name ist in der That Frau Ursula Zankeisen, und wenn Du es mir nicht glauben willst, so gehe hin zu Allen, die so glücklich sind, eine echte Haushälterin zu besitzen, und frage, wie sie heißt — doch nein, schaue dieser Dame nur mit einem forschenden Blick in's Gesicht und „Frau Ursula Zankeisen" — denn eine Frau Zankeisen kann nur den Vornamen „Ursula" haben — wird Dir von den streng geschlossenen Lippen, von den etwas eingefallenen Wangen und von der tiefgefurchten, wolkenüberschatteten Stirne leise und laut entgegentönen; ja die ganze stattliche, fast etwas corpulente Figur, die sich nicht in jedem Raume wohl befindet, deren Ellenbogen und Schultern so ganz geeignet sind, um Störendes und Hinderliches mit einem festen Stoß aus dem Wege zu räumen, selbst die große, breit garnirte Haube und die ungeheure, unvergleichliche Schürze mit den beiden großen Taschen an jeder Seite, verrathen Dir ohne Worte den Namen ihrer Besitzerin: Frau Ursula Zankeisen!

Wenn Du aber vielleicht boshaft genug bist, mein geliebter und sehr verehrter Leser, diesen Namen in seiner tiefsten symbolischen Bedeutung aufzufassen, so bitte ich Dich, nicht Deinet- und nicht meinetwegen, sondern einzig, um meiner Frau Ursula Zankeisen Gerechtigkeit

widerfahren zu lassen, lies Folgendes und gestehe, daß sie recht oft auch Frau Schnack oder Frau Spaß, ebenso Frau Fleiß heißen dürfte; wende Dich ihr überhaupt mit einiger Theilnahme zu und hilf mir das gutmachen, was ich „gegen sie gesündigt" habe, wie sie noch zuweilen in melancholischen Momenten den vier Wänden ihres Zimmers anvertraut, wobei der äußerste Zipfel ihrer berühmten Schürze durch zwei große Thränen dunkler gefärbt wird.

Ich habe Dir vorhin schon ein ungefähres Bild dieser würdigen Frau gegeben; denn daß eine solche Dame nichts scheint, sondern Alles, was sie vorstellt, auch gediegen und echt ist, daß jede ihrer Bewegungen berechtigt, daß kein Kleidungsstückchen an ihr ist, das anders sein könnte, daß jede Nadel, jedes Band, der Rock, das Jäckchen, die Haube, die Schürze und die Brille absolut so sein muß, wie sie sie hat, daß sie ein Ganzes vom Kopf bis zum Fuß, den Anzug mit eingeschlossen, ist selbstverständlich. Und mit unerschütterlicher Consequenz bewahrt sie ihre Individualität seit den sechszehn Jahren unserer Bekanntschaft und wird sie auch nach nochmals sechszehn Jahren nicht verloren haben.

Ja, seit sechszehn Jahren sind wir mit einander verbunden in Freud und Leid, die kurze Frist eines Jahres abgerechnet, wo — doch ich darf meiner Erzählung nicht vorgreifen; sie wird Dir bald mittheilen, wodurch

diese Trennungszeit herbeigeführt wurde; erlaube mir, daß ich vor Allem Deine Aufmerksamkeit erst noch ein bischen mit meiner armen Person beschäftige, soweit dies nämlich hier nöthig ist. Ich bin in diesem Augenblick ein Mann in den besten Jahren; das heißt: ich gehöre zu den Jüngeren noch, weil ich die Dreißig noch nicht überschritten habe, darf aber schon Anspruch auf wahre Männerwürde machen, indem mich nur noch wenige Monate von den glücklichen Vierzig trennen. „Sechszehn von Vierzig bleiben vierundzwanzig" wirst Du ausrechnen und dabei gelinde erstaunen, daß ein vierundzwanzigjähriger Jüngling einer Haushälterin bedurfte. Die Schuld lag aber wahrhaftig nicht an mir, sondern an den leidigen Verhältnissen, und ein ganz besonders trauriges Ereigniß trat diesmal gebietend auf.

Meine einzige Schwester verlor nach kurzer glücklicher Ehe ihren Gatten durch einen raschen Tod; sie legte sich bald darauf selbst auf das Krankenlager, starb ihrem geliebten Gatten nach und hinterließ ein dreijähriges Töchterchen, das, gänzlich verwaist und hülflos, wie es nun war, meiner verwandtschaftlichen Liebe und Freundschaft überlassen und mir durch die flehenden Bitten der sterbenden Mutter noch ganz besonders anvertraut war. Ich hatte die Verstorbene zärtlich geliebt, das Kind selbst war von jeher der Liebling meines Herzens; was blieb mir da Besseres übrig, als dem Kinde

den Vater in eigener Person zu ersetzen und ihm für eine Pflegemutter so gut es gehen wollte zu sorgen!

Der Zufall — Frau Zankeisen würde mir einen zornschweren Blick zuwerfen, wenn sie dies Wort in diesem Zusammenhang hörte, und vernehmlich: „göttliche Vorsehung“ vor sich hinbrummen — führte mir diese edle Dame zu, die dazumalen schon fast meine Mutter hätte sein können und mir vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an einen gewissen Respekt einflößte, der wahrscheinlich mehr als mein freier Wille ihren raschen Einzug in meine Wohnung veranlaßte.

„Der Herr Doktor müssen dem kleinen Engel eine würdige, erfahrene, gebildete, gottesfürchtige, treue, liebevolle Pflegerin an die Seite geben,“ sagte sie im überzeugendsten Ton, während sie den „kleinen Engel“ trotz ihrer Korpulenz gewandt auf den Arm nahm, und das Kind mochte ahnenden Geistes alle diese Eigenschaften in der Sprecherin selbst voraussetzen; es schaute ihr forschend in die Augen, und ohne daß Frau Zankeisen irgend etwas that, ich glaube nicht einmal, daß sie lächelte, schlang Helene die feinen Aermchen um ihren Hals und gab ihr einen herzlichen Kuß; das war für mich das Siegel auf unsere Verbindung. Wie das Andere sich nach und nach machte, weiß ich nicht mehr; ich war gewohnt, den Wissenschaften und meinen Studien zu leben, machte außer auf Nahrung, Ordnung und Ruhe

um mich her weiter keinen Anspruch an meine Umgebung und war im Ganzen zufrieden, als Frau Zankeisen stillschweigend, aber entschieden, ihre Würde als Haushälterin bei mir einnahm.

Hierbei muß ich bemerken, daß Entschiedenheit ein Grundzug ihres Charakters ist; mit dem Stillschweigen ist es freilich anders; den geduldigsten meiner Leser würde ich in Verzweiflung bringen, wenn ich ihm mit ihrer Beredsamkeit zu Leibe rückte; kaum aber dürfte es mir gelingen, mich so gewählt und gesucht auszudrücken, wie sie es zu thun liebt; mit der breitesten Grammatik in der Hand könnte ich vielleicht nicht immer gleich den Schwall von schmückenden oder unterstützenden Beiwörtern finden, wie sie ihr immer zu Gebote stehen. Ich, ein geborner Feind aller Weitschweifigkeiten, was habe ich unter den Predigten meiner Frau Zankeisen gelitten! Und jede ihrer Reden, ob das Wetter betreffend oder die Suppe, ob Helene oder mich, ob die Katze oder die Magd, dehnte sich zu einer Predigt aus, über deren Ende ich in der Regel den Anfang vergaß, und die an der Vernichtung manches armen Taschentuches, das ich vor Ungeduld und nervöser Gereiztheit unter dem Tisch oder in der Tasche zerriß, Schuld war.

Frau Zankeisen war gebildet; die Tochter eines Landpfarrers, hatte sie sich mit einem Beamten eines kleinen Städtchens verheirathet, der bald starb. Ihr

gesunder Menschenverstand hatte es ihr erleichtert, sich manche Kenntnisse zu erwerben, die Frauen ihres Standes sonst nicht eigen sind; sie las gern die verschiedensten Zeitungen, hatte ihre strenge religiöse, wie politische Färbung, litt mit ihrer Partei, triumphirte über die feindliche, hatte Lieblingsschriftsteller, aus denen sie halbe Seiten citiren, Herzensdichter, von denen sie ganze Gedichte auswendig konnte, und gehörte im Ganzen der romantischen Schule mit unbegrenzter Hingebung an. Dies ist recht rasch hier niedergeschrieben und noch rascher abgelesen; um es zu erfahren, hatte auch ich nicht Monate nöthig, denn es drängte sich mir mit erschreckender Gewißheit gleich nach den ersten Wochen auf; aber mein armer Geschmackssinn mußte Höllenqualen dadurch erleiden. Ich könnte durch diese Aeußerung leicht in den Verdacht kommen, als wolle ich jene Schule angreifen, aber ich bitte, sich diesmal zu realistischer Anschauung bekehren zu wollen und „Geschmack" in diesem Zusammenhang nicht in ästhetischer, sondern recht realer Beziehung aufzufassen; denn nicht Seele und nicht Geist, nicht moralische Ueberzeugung oder musikalisches Ohr litt darunter, sondern einzig meine Zunge, mein Gaumen, mein Magen. Das erste Abenteuer, das ich mit Frau Zankeisen bestand, war in Folge der Lektüre eines zu jener Zeit viel gelesenen und beim größeren Publikum undankbarer Weise längst vergessenen Roma-

nes, der sich in meine Bibliothek verirrt hatte; mir wird er ewig unvergeßlich sein, und möge sich der Geist jenes Autors noch ganz besonders bei Frau Zankeisen bedanken, daß sie ihm wenigstens bei einer Person ein so bleibendes Andenken gegründet hat!

Sie hatte mir ihre Liebhaberei, die freien Stunden, deren sie in ihrer jetzigen Stellung viele hatte, mit Lektüre auszufüllen, bald schon deutlich zu erkennen gegeben, und es war ihr deshalb von mir der belletristische Theil meiner ziemlich reichhaltigen Bibliothek zur Verfügung gestellt worden; ich sah sie alsbald öfter mit der Brille auf der Nase prüfend von Buch zu Buch gehen, als ob ihr ein prophetischer Geist aus dem Aeußern oder dem Titel die Schönheit oder den Werth des Inhaltes kundthun müsse. Daß endlich eines der vielen Gnade vor ihr gefunden, erkannte ich, als ich sie im Vorübergehen mit der doppelten Brille auf der Nase emsig lesen sah; sie trug nämlich für gewöhnlich eine Brille von Horn mit großen, runden Gläsern, beim Lesen und Nähen, oder wenn sie Etwas recht scharf anschauen wollte, behauptete sie aber noch einer Brille zu bedürfen und fügte dann auf die erste noch eine zweite, was ihr einen unsäglich komischen Ausdruck verlieh. Eben als sie nun so ausgerüstet und tief in ihr Buch vergraben, in ihrem Zimmer saß, wo zugleich Helene mit dem Hausmädchen ihr Wesen trieb, mußte

ich ihr ankündigen, daß einige meiner Freunde mit einem Fremden von Distinction, an dem mir besonders gelegen war, den Abend bei mir zubringen würden, und daß sie deshalb für ein anständiges Abendessen, wie für eine gute Bowle Sorge tragen möge. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, da ich von ihrer Kochkunst schon vielfache Beweise hatte, und es war auch diesmal Alles trefflich, bis die Bowle auf den Tisch kam; es war ein etwas kühler Herbstabend, und wir freuten uns auf die erwärmende und begeisternde Wirkung des feurigen Getränkes, das ganz besonders gut zu bereiten ich bisher im Rufe stand; diesmal hatte ich seine Zubereitung ebenfalls Frau Zankeisen übertragen. Wie ist es aber möglich, die Wirkung zu beschreiben, die es auf meine Gäste, wie auf mich beim ersten Schluck hervorbrachte! Ein Schreckensschrei ertönte aus unser Aller Lippen; vor Pusten, Husten und Lachen Aller hörte Keiner sein eigenes Wort mehr; Jeder wird sich einen Begriff von dem Lärm und den Grimassen machen können, wenn er hört, daß Frau Zankeisen, „unter dem Einfluß des göttlichen Romanes . . . von X.“, wie sie uns selbst sagte, statt Wasser Fleischbrühe zum Punsch genommen hatte.

Sie zog sich mit vieler Würde aus der Affaire, indem sie die Last der Schuld zur Hälfte wenigstens mit einem berühmten Manne theilte, und nöthigte uns noch

vor Ablauf einer halben Stunde durch eine zweite, tadel-
lose Bowle Bewunderung ab.

Dieser Vorfall ruft mir aber noch einige andere der Art in's Gedächtniß zurück, deren Grund nicht immer in so hohen Sphären wurzelte. So erinnere ich mich, daß sie mir eines Tages Cotelettes vorsetzte, denen ein ganz ungewohnter Duft entströmte; sie sahen einladend aus, und nach dem ersten Bissen überzeugte ich mich, daß sie ebenso wohlschmeckend waren; nur konnte ich mir den sonderbaren Geruch nicht erklären. Ein Gespräch zwischen Frau Zankeisen und dem Hausmädchen, das ich zufällig anhörte, unterrichtete mich von der Ursache. Frau Zankeisen hatte Tags vorher Pomade bereitet und dieselbe in ein ähnliches Gefäß gethan, wie sie solche zum Aufbewahren des zum Kochen bestimmten Fettes und Schmalzes benutzte. Da sie des Geruchssinnes gänzlich entbehrte, so hatte sie den Irrthum erst wahrgenommen, als sie von dem Hausmädchen unterstützt, die verschiedenen Näpfe musterte und die Lücke im Pomaden-, statt im Schmalztopf wahrnahm.

Viel ernsterer Art aber war mir einmal die Folge dieses ihres organischen Fehlers, wie ihrer zu Zeiten übertriebenen Sparsamkeit. Ich wurde von dem Besuch einer Tante überrascht, den ich mir um so günstiger und schmeichelhafter deuten mußte, als sie, eine „alte Jungfer" mit bedeutendem Vermögen, einen unüber-

windlichen und sehr erklärlichen Widerwillen gegen alle ihre jüngern Verwandten hegte und fast mit allen auf einem gespannten Fuße lebte. Dieser Besuch zeichnete mich auffallend aus, und daß ich ihrer Gunst ganz sicher sein durfte, bewies sie mir insbesondere auch dadurch, daß sie eine ihrer Eigenthümlichkeiten, die bei ihr fast zur fixen Idee geworden war, überwand, nämlich den Abscheu, bei Jemand außer ihrem Hause irgend Etwas zu genießen, aus Furcht, vergiftet zu werden. Ich erlaubte mir, einer abschlägigen Antwort gewiß, ihr ein Glas Wein anzubieten, und konnte mich fast einer freudigen Rührung nicht erwehren, als sie es freundlich annahm. Frau Zankeisen setzte den Wein vor und schenkte ein; ich präsentirte ihn; im nächsten Augenblick aber flog mir das Glas sammt dem Inhalt an den Kopf, der Schrei: „Gift! Mord! O Gott! o Gott!" und die Krämpfe, die gleich darauf meine Tante auf das Sopha schleuderten, rissen mir auch das meinige aus den Händen. Ich suchte mich jedoch schnell zu fassen, indem ich an die Einbildung meiner Tante dachte; darum wollte ich sie beruhigen und von der Reinheit des Getränkes überzeugen; als ich mich ihr aber mit Eau de Cologne näherte, stieß sie von neuem ein furchtbares Geschrei aus, welches nur zwischendurch die abgebrochenen Sätze: „Ich sterbe — ich bin vergiftet — meine Ahnungen" — vernehmen ließ; zugleich

wehrte sie mich mit Händen und Füßen von sich ab und geberdete sich halb wie wahnsinnig, halb wie sterbend. Ihr Geschrei hatte die übrigen Hausbewohner herbeigezogen, die neugierig unter der Thüre standen und zweifelhaft die Scene musterten, die ihnen nicht räthselhafter sein konnte als mir selbst. Helenchen schrie laut und hing an meinem Rock, und Frau Zankeisen stand mit hochgeröthetem Gesicht kopfschüttelnd in der Mitte des Zimmers, ohne ein weiteres Lebenszeichen von sich zu geben.

Der ganze Auftritt war so durch und durch tragikomisch, daß man kaum wußte, ob man lachen oder weinen sollte. Ich stand wie ein armer Sünder vor der immer Schreienden; endlich veranlaßte mich ein starker Spiritusgeruch, der sich im Zimmer verbreitete, die am Boden fließende Substanz zu untersuchen; ich gerieth auf's Neue in Schrecken und Zorn, als es sich herausstellte, daß uns Frau Zankeisen Wein präsentirt hatte, der zu starken Dreiviertheilen mit Spiritus gemischt war. Aus Sparsamkeit hatte sie die Reste verschiedener Flaschen, in denen sie Wein voraussetzte, in eine Flasche zusammengegossen; die reichhaltigste davon enthielt Spiritus, und ein böser Dämon hatte sie bestimmt, eben dies schauderhafte Gemengsel bei jener Gelegenheit zu verwenden. Die Folgen waren für mich, wie sich denken läßt, der unangenehmsten Art. Meine Tante

gab unseren Vorstellungen kein Gehör; sie entfernte sich halbtodt; mein Name durfte nie mehr vor ihr genannt werden; die guten Pläne, die sie mit mir vorhatte, waren und blieben für alle Zukunft zerstört, und ich hatte die angenehme Aufgabe, allen meinen andern Verwandten, denen ein natürlich sehr übertriebenes Gerücht von der Vergiftungsgeschichte zu Ohren kam, auf ihre offen und versteckt an mich gestellten Anfragen immer wieder dasselbe von neuem zu erzählen.

Ich war über Frau Zankeisen sehr ungehalten und konnte nicht umhin, mich über den unangenehmen Vorfall ernstlich gegen sie auszusprechen. Sie entschuldigte sich aber in so geeigneter Weise und gestand ihr Vergehen so de- und reumüthig zu, daß ich mich bald versöhnen ließ. Es war aber nicht oft, daß sie sich bei ähnlichen Streichen also benahm; wenn ihre Schuld noch so klar am Tage lag, so konnte sie doch oft, je nachdem sie aufgelegt war, — und ihre Laune wechselte auf fabelhafte Weise, — mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit ihre Unschuld behaupten, oder, was für mich das Allerunangenehmste war, sie ging dann wohl drei und vier Tage um mich herum mit verweinten Augen, mit einer wahren Märtyrermiene, tiefe Seufzer ausstoßend und meine Fragen entweder ganz einsilbig, spitz und rauh wie ihre Kaffeemühle beantwortend, oder sie ganz ignorirend. Dann mußte sie sich aber schon tief

verletzt fühlen, und gewöhnlich war es der Fall, wenn sie nach ihrer Meinung etwas Außerordentliches geleistet, das ich nicht genug anerkannte oder gar tadelte. So mißglückte ihr einmal ein Erziehungsversuch, den sie mit mir experimentirte und der mich fast dazu gebracht hätte, mich von ihr zu befreien; denn nicht leicht war sie mir so zur Last gefallen wie jenes Mal; es blieb aber dabei, daß ich sie von da an „meinen Kobold“ nannte.

Ich hatte mir auf den Rath meines Arztes wegen eines langwierigen Augenleidens seit einigen Jahren das Schnupfen angewöhnt, und es war mir nach und nach ein Bedürfniß geworden. Frau Zankeisen war kaum warm bei mir geworden, als sie, erst fein und behutsam, bald aber offener und rückhaltloser ihren Widerwillen dagegen äußerte und besonders den dadurch beleidigten Punkt der Reinlichkeit hervorhob; eine an Ueberspanntheit grenzende Reinlichkeit, die ich ihr aber gern gestattete, soweit sie sich auf ihr Departement beschränkte, war nämlich ihr Lebenselement. Ich lachte anfangs zu ihren versteckten Bemerkungen, theilte ihr den Grund dieser allerdings nicht ästhetischen Angewohnheit und die für mich daraus entspringende Wohlthat mit und schnupfte nach wie vor. Noch einige vergebliche Bekehrungsversuche geschahen von ihrer Seite, und endlich schien sie diese meine Untugend vergessen oder

sich mit ihr versöhnt zu haben; sie sprach längere Zeit nicht mehr darüber, und ich dachte gar nicht mehr daran, als mich Frau Zankeisen durch eine heillose Tücke wieder daran erinnerte.

Die gute Dame hatte heimlich bei sich beschlossen, mich von diesem „Laster“ zu heilen, und wählte dazu ein ebenso unsinniges als boshaftes Mittel: sie kochte mir eines Tages in meinen gewohnten Kaffee eine große Dosis Schnupftabak; ich, den Kopf voll anderer Gedanken, trinke eine halbe Tasse dieses furchtbaren Gebräues, ohne auf Aussehen und Geschmack desselben sonderlich zu achten; plötzlich wird mir zum Sterben unwohl; ich suche Hülfe beim Kaffee und entdecke nun, welchen Streich mir Frau Zankeisen gespielt. Noch glaubte ich an ein Versehen, als ich sie unter der Thüre stehend erblickte, die Arme in die Seite gestützt und vor Lachen kaum fähig zu rufen: „Ist es mir gelungen? Haben Sie von dem Köstlichen getrunken? Nicht wahr, nun ist Ihnen die Lust an dem abscheulichen Schnupftabak für Zeitlebens vergangen?“ — Es stellte sich heraus, daß sie die Methode, welche die Konditoren gewöhnlich bei ihren Lehrjungen anwenden, sie für immer vom Naschen zu kuriren, indem sie ihnen Gelegenheit geben, sich auf einen Sitz recht übervoll an Süßigkeiten zu essen, in diesem Fall mit einigen Modifikationen bei mir exerciren wollte. Ein kühner Gedankengang, bei dem sie ihr

sonstiger Verstand im Stich gelassen, hatte sie dazu verleitet. Natürlich hatte ihr Versuch nichts weniger als den gewünschten Erfolg; vielmehr bezweckte er nur, daß ich ein halbes Jahr lang keinen gekochten Kaffee trinken, noch sehen oder riechen konnte, ohne von Uebelkeit befallen zu werden, und daß sie daher ihre liebe Noth hatte, mir für einen Ersatz zu sorgen.

Noch ist es mir unbegreiflich, wie rasch es ihr gelang, sich eine unumschränkte Herrschaft über Alles im Hause, mich selbst kaum ausgenommen, anzueignen. In kürzester Zeit hatte sie Alles so zu gestalten gewußt, daß sie die Axe war, um die sich das ganze Hauswesen drehte; sie war die Herrin, die ebenso die unter ihr stehende Magd tyrannisirte, als sie sich meinen Anforderungen, woferne sie nicht völlig mit ihren Wünschen harmonirten, widersetzte. Sie leitete die Erziehung Helenens, meiner kleinen Nichte, sie machte Anschaffungen, sie verfügte über die Kassa, wie es ihr nur passend schien. Freilich muß ich gestehen, daß sie dabei meist zu meiner Zufriedenheit verfuhr, und daß besonders die Pflege, die sie der Kleinen angedeihen ließ, mich zur Dankbarkeit gegen sie verpflichtete. Dieser Punkt bestimmte mich auch vor Allem, mit ihren übrigen Quälereien Nachsicht zu üben.

Das Peinlichste und wirklich Tadelnswürdigste an ihr war die Art, mit der sie das ihr untergeordnete

Dienstmädchen behandelte. Man kann im bürgerlichen Leben oft die Bemerkung machen, daß Frauen, die in früheren Zeiten selbst eine dienende Stellung einnahmen, späterhin, wenn sich ihre Verhältnisse änderten, so daß sie selbst wieder Dienstboten unter sich hatten, gegen diese viel härter und rücksichtsloser verfahren, als an das Befehlen gewöhnte Personen es zu thun pflegen. Das war auch bei Frau Zankeisen der Fall.

Das arme Mädchen, das sie sich nach eigener Wahl ausgesucht hatte, war das eigentliche Sündenlamm für alle Launen ihrer Gebieterin; vom frühen Morgen bis zum späten Abend wurde sie mit wahrem Scharfsinn von einer Arbeit zur andern getrieben, selten sah sie ein freundliches Gesicht, nie bekam sie ein gutes Wort; jedes Versehen wurde ihr zur Sünde angerechnet, und dabei mußte ich, ehe ich Kenntniß von diesem Unwesen hatte, immer als Popanz dienen. Ihren Namen Marie hörte sie selten, meist war es ein mehr oder minder unfreundliches Prädikat, das ihr beigelegt wurde und auf welches sie hören mußte. Ich wollte einst meinen Ohren nicht trauen, als ich aus dem Munde meiner würdigen Haushälterin einen Schwall von Schimpfwörtern vernahm, die ich von einer Nürnberger Trödlerin oder von einem Münchener Rettigweib, nimmer aber von einer nur einigermaßen gebildeten Frau zu hören für möglich gehalten hätte; die gewöhnlichen Zank- und Schimpf-

wörter der unteren Klasse schienen mir im Vergleich mit diesen wie Schmeichelnamen zu klingen. Dieser Unfug forderte von meiner Seite eine strenge Rüge, und sie erfolgte auch; Frau Zankeisen schmollte, wie gewöhnlich in einem solchen Fall, drei Tage mit Gott und der Welt, und das Uebel war, wie die nächste Zeit schon zeigte, nichts weniger als gehoben.

Keine sechs Wochen stand es an, da wurde die Stille, die sonst während meiner Anwesenheit im Hause beobachtet wurde und auf die ich strenge hielt, von einem mehrstimmigen, durch lautes Weinen vermehrten, heftigen Geschrei unterbrochen. Ich stürze, das Schlimmste befürchtend, erschrocken auf den Vorplatz, bin aber sogleich beruhigt, als ich hier die Scene überschaue: die arme, ohnehin häßliche Marie steht in einem schauderhaften Kostüme mit nackten Füßen bis über die Knöchel im Wasser, hält die Schürze vor die Augen und schluchzt laut; Frau Zankeisen vor ihr auf einer niedrigen Bank schwingt in der rechten Hand einen hölzernen Kochlöffel und stützt die linke gravitätisch in die Seite; zwischen den beiden Kämpferinnen liegt eine große, umgegossene Wasserbütte.

Sie bemerkten mein Erscheinen nicht sogleich, so daß ich noch hörte, wie Frau Zankeisen in triumphirendem Ton rief: „So, das ist nun Deine Strafe, Du sakrament'sche Kreatur; jetzt kannst du den ganzen Tennen noch einmal" —

Da nahm das Mädchen die Schürze vom Gesicht

weg und erblickte mich; wiewohl sie außerdem sehr schüchtern vor mir war, wandte sie sich nun doch, wie um Hülfe bittend zu mir, konnte aber vor Weinen nicht sprechen; Frau Zankeisen dagegen ergriff sogleich das Wort und sagte, mit Gewalt einen ruhigen Ton annehmend: „Herr Doktor, dieser miserablen Person müssen Sie es zuschreiben, daß Ihr Hausfrieden gestört wird; ich habe mich mit ihr geplagt wie ein Hund und habe sie angewiesen, wie sie den Vorplatz zu putzen hat; sie mag aber nicht meinen Willen thun und meint, ich müsse ihr gehorsamer Diener sein" —

„Herr Doktor, es macht furchtbar viel Mühe und dauert so lang," warf Marie ein, „und wird auch gar" —

„Du hältst Dein Maul," herrschte sie Frau Zankeisen an, und Marie schwieg, von neuem weinend und schluchzend; meine Haushälterin aber mäßigte sich sogleich wieder und fuhr an mich gerichtet fort: „Herr Doktor, man ist von guter Familie und hat auch Gefühl; ich kann nicht zugeben, daß mich dieses Muster aus meiner Stellung drängt; es ist gegen meine Würde, mich von ihr belehren zu lassen; ich darf mich, weiß Gott, nicht so erniedrigen; ich bin eine erfahrene Frau, das wissen Sie selbst, und ebenso gut, daß ich geduldig und nachsichtig bin; ein solcher Balg aber, ein solcher naseweiser, nichtsnutziger Fratz" —

Ich ließ sie diese Litanei natürlich nicht zu Ende sa-

gen, sondern gebot ihr allen Ernstes Stillschweigen und äußerte ohne Rückhalt meine Unzufriedenheit über ein so unpassendes und unwürdiges Benehmen von ihrer Seite.

Marie konnte aber von nun an das Leben bei ihr gar nicht ertragen; da sie ein äußerst gutmüthiges Mädchen war, hatte sie ihr wirklich hartes Loos so lange als möglich erduldet; von ihrer Entfernung an war alle Vierteljahre eine andere Magd im Hause; Jede ging mit den bittersten Klagen über „die alte, unerträgliche und bitterböse Haushälterin" fort. Meine Vorstellungen, die guten und bösen Worte, die ich über diesen Punkt an Frau Zankeisen verschwendete, machten sich nur äußerst langsam geltend; Jahre vergingen, bis es mir gelang, sie von diesem Charakterfehler zu heilen, und es gehörte von meiner Seite in der That ein großes Maß von Geduld dazu, die Kur mit Consequenz fortzusetzen. In einem Ausnahmsfalle reizte sie mich einmal so zum Zorn, daß ich die Alternative stellte, entweder müsse sie sogleich mit der betreffenden Magd das Haus verlassen, oder es dürfe von Stund' an keine derartige Scene geben.

Sie war nämlich einmal boshaft genug, mir hinzuwerfen: „Natürlich, einem runden Gesicht und schwarzen Augen, die Einen auf eine gewisse Art anschauen, lassen die Herren Alles hingehen; wenn die scheinheilige Ka-

therine nicht immer so nett um den Herrn Doktor herumschwenzelte und eine gesetzte Person meines Schlages wäre, dann möchte ich wissen, ob der Herr Doktor immer so freundlich gegen sie wäre. Daß Gott erbarm'! die Männer!"

Im größten Widerspruch mit dieser Härte und hochmüthigen Behandlung der Mägde stand ihr Benehmen zu anderen, ihr gewissermaßen ebenfalls untergeordneten Leuten; da spielte sie gern die Herablassende und Gütige. Die Milchfrau schwärmte für sie, weil sie ihr täglich eine Predigt über Kindererziehung hielt, und weil die Maximen der Strenge, die sie aufstellte, der Frau bequem und angenehm waren, indem sie fünf Stiefkinder zu erziehen hatte. Die Waschfrau blieb in der Regel eine Stunde lang in der Küche stehen und hörte bewundernd den endlosen Perioden zu, mit denen sie über die Last des Lebens und die Mühen des Tages klagte. Mit dem Metzger besprach sie die Tagesfragen; mit dem Schuster und Schneider politisirte sie; den ganzen Tag über hatte sie irgend eine solche Persönlichkeit um sich; mit einer ziemlichen Anzahl Fremdwörter und mit ihrer gewählten, oft affektirten Ausdrucksweise imponirte sie solchen Leuten, und ihr naives Staunen, ihre ungeheuchelten Schmeicheleien darüber schlürfte sie mit dem größten Behagen ein. Ich gönnte ihr dies Vergnügen, wiewohl ich mich nie in eigener Person so

populär gemacht hatte, und wohl bemerken konnte, wie viele Arbeit dadurch versäumt wurde.

Lächerlich aber war noch eine andere Zeittödtung, die mehr geheim gehalten, mir erst später bekannt wurde; Frau Zankeisen war nämlich eine leidenschaftliche Kartenschlägerin; nach dem Morgensegen wurden die geliebten Karten um prophetische Mittheilungen für den Tag gefragt, bei jeder nur einigermaßen wichtigen Angelegenheit wurden sie zu Rath gezogen, und nie schloß der Schlaf ihre Augen, ehe als letztes Werk noch einmal die Karten aufgelegt worden waren. Wäre diese ihre Liebhaberei in den Grenzen der Harmlosigkeit, ein pures Vergnügen geblieben, so würde ich nichts dagegen eingewendet haben; ich gönne einem Jeden ein unschuldiges Steckenpferd; das Kartenorakel aber war für Frau Zankeisen ein wahrer Ruin; sie hatte den unbedingtesten Glauben an Alles, was sie herauslas, und das Schlimmste war, daß sie eben Alles das herauslas, was sie selbst hineinlegte. Verdächtigungen, eingebildete Verluste, bevorstehender Aerger und Verdrießlichkeiten und Sonstiges, was die Laune trüben, das Herz mit Sorgen erfüllen kann, war das in tausendfacher Weise variirte Thema dieser Unterhaltung, und der empfindlichste Nachtheil für sie selbst, wie für ihre Umgebung entstand daraus, indem sie, ohne es zu wissen und zu glauben, das eingebildete Uebel oft absichtlich selbst herbeizog, Verdruß

anfing, die Leute mit Mißtrauen quälte und für sich und Andere nichts als Schaden davon hatte. Als ich einmal von diesem schlimmen Aberglauben Kenntniß hatte, wurde mir Manches an meiner wunderlichen Haushälterin klar, was mir früher räthselhaft erschienen war; ich begriff ihre geheimnißvollen Andeutungen über diese oder jene Person, ihre seltsamen Warnungen vor der einen oder andern Stunde. Natürlich bemühte ich mich, sie von diesem lächerlichen Aberglauben zu heilen; aber ganz umsonst! Um so strenger ward ich dagegen nun gegen alle ihre Launen, die meist ihren Grund in den Karten hatten, und sah ich sie mißtrauisch, verstimmt, ärgerlich, so schonte ich sie nicht mehr wie sonst.

Den Karten stellte sie ihre Träume an die Seite, und wenn diese Art des Aberglaubens auch weniger schädlich als die erste war, so verursachte sie mir doch auch manchen Aerger; besonders Morgens langweilte sie mich oft halb zu Tode durch die Erzählung ihrer Träume, die niemals des Erzählens werth waren, die für sie aber immer als prophetische Vorausverkündigungen betrachtet wurden. Sie war ein seltsames Gemisch von Religiosität, Aufklärung und Aberglauben, und stak in dieser, wie in so mancher andern Beziehung voller Widerspruch.

So war sie im Ganzen und Großen nichts weniger als geizig, plötzlich aber konnte sie die Sucht zu sparen wie eine Krankheit überfallen und sie der tollsten Streiche

fähig machen. Der bemerkenswertheste dieser Art ist wohl der, wie sie ein Packet, das ich ihr zur eiligen Beförderung auf die Post übergeben hatte, mit dem Bemerken, es zu frankiren, in den untersten Winkel ihrer Kommode versteckte, weil die Porto-Ausgabe ihr als Verschwendung erschien. Erst nachdem für mich vielerlei unangenehme Confusionen daraus hervorgegangen waren, stellte sich auf meine dringenden Fragen der wahre Grund davon heraus.

„Der Herr Doktor kennen den Werth des Geldes noch nicht," sagte sie achselzuckend, indem sie das Packet aus dem Schubfach hervorholte und es mit der Schürze abstäubte; „man ist von guter Familie und hat auch Gefühl — aber zehn Silbergroschen für nichts und wieder nichts ausgeben — ich hätte mich der Sünde gefürchtet!" —

Ich gewöhnte mich im Lauf der Zeit an sie und ihre Eigenheiten, so daß ich sie in manchen Dingen wie ein Kind kontrollirte, ihr im Uebrigen aber alle Rechte der Hausfrau unbestritten überließ. Meine kleine Nichte wuchs unter ihrer Pflege und Obhut zu einem ebenso gesunden, als schönen und liebenswürdigen Mädchen auf. Die Zärtlichkeit, mit der Beide an einander hingen, rührte mich und knüpfte mich um so fester an Frau Zankeisen; ich konnte mich auch täglich von neuem von ihrer liebevollen Sorgfalt für die Kleine überzeugen, die unter diesen Umständen in der That die Mutter nicht vermißte.

Helene erhielt den nöthigen Schulunterricht von trefflichen Lehrern, und Frau Zankeisen lag es ob, sich während der freien Stunden mit ihr zu beschäftigen, sie in den sogenannten weiblichen Arbeiten zu unterweisen und ihre allgemeine Entwickelung zu überwachen. Ich war vollkommen damit zufrieden, wie sie diese Aufgabe löste, und freute mich oft im Stillen, wenn ich ohne ihr Wissen die Beiden in ihrem Thun und Treiben beobachtete. Da entging es mir denn auch nicht, daß Frau Zankeisen oft ihre liebe Noth mit dem heranwachsenden Mädchen hatte, und daß besonders ein Hang zu träumerischem Nichtsthun, der sich immer mehr in Helene ausbildete, in fortwährendem Widerspruch mit der von ihrer Erzieherin geforderten Thätigkeit und Ordnung stand. Ich überzeugte mich, daß Frau Zankeisen in der geeignetsten Weise dagegen verfuhr, und überließ ihr deshalb diesen Theil der Erziehung ohne jede Beschränkung.

Eine der ergötzlichsten Anekdoten, die wohl je im täglichen Leben vorkommen, belauschte ich zufällig, als Frau Zankeisen und Helene wie gewöhnlich im Wohnzimmer bei einander saßen, während die Thür meines anstoßenden Studirzimmers, wo ich mich lesend aufhielt, nur leicht angelehnt war. Es war ein schöner und mondheller Abend; wie ich aus Frau Zankeisen's Worten entnehmen konnte, schaute Helene zum offenen Fenster hinaus in's Freie; Jene aber mahnte, sie solle sich zu

ihr setzen und ihre Höslein, die sie unter Tags zerrissen, flicken. So oft ihr aber Frau Zankeisen rief, entgegnete ihr Helene: „Der Mond scheint gar zu schön; ach laß mich noch ein bischen den Mond anschauen!“ Endlich aber riß der guten Dame der Geduldsfaden, und sie rief halb wehmüthig, halb vorwurfsvoll: „Aber, liebe Helene, bedenke doch: Die Hosen gehen über den Mond!“

Ich konnte nicht umhin, in Helenens schallendes Gelächter einzustimmen; der Doppelsinn dieses Ausspruches war zu komisch, Poesie und Prosa berührten sich in diesem Augenblick gar zu lächerlich. „Die Hosen gehen über den Mond“ wurde für uns ein Stichwort, dem regelmäßig, selbst bei vorhergegangener Verstimmung, ein herzliches Lachen folgte.

Ihr Pflegekind war aber, trotz der innigen Liebe, die sie zu einander hegten, doch bestimmt, ihr noch vielen Kummer zu machen; es wuchs auf wie eine Tanne schlank und blühte gleich einer Mairose; der Pflegevater verliebte sich in das holde Wesen und fand bald eine mehr als kindliche Erwiederung seiner Gefühle in dem jungen Herzen. Und es kam die Stunde, wo er sie bat, sein Weib zu werden und ihm den frühen Sommer seines Lebens wieder zum Lenze zu machen, und wo sie ihr Köpfchen an seine Brust legte, ihn mit den zarten Armen herzinnig umschlang und ihm mit wortlosen,

aber doch so beredten Lippen in einem süßen Kuß sagte: „Ich bin Dein für Zeit und Ewigkeit!“

Frau Zankeisen fand aber den ganzen, ohne ihre specielle Erlaubniß stattgehabten Vorgang unerhört, furchtbar, entsetzlich; warum? das konnten wir aus ihren abgebrochenen, unverständlichen Reden nicht herausbringen und zerbrachen uns auch nicht lange den Kopf darüber. Sie sprach sich bald ohne weitere Fragen offen und deutlich aus und gestand, daß sie geglaubt hätte, ihre Pflichten so erfüllt zu haben, daß eine Aenderung meiner Lage überflüssig gewesen sei, und daß sie nicht nur nichts Gutes, sondern sogar das Allerschlimmste aus diesem unbesonnenen und vor ihren Augen ganz unverantwortlichen Schritt voraussehe. Wir behielten unsre völlig anders lautende Meinung still für uns, um die ohnehin tief Gekränkte nicht noch mehr zu reizen; laut aber protestirten wir gegen ihren Vorsatz, von dem Tage unserer Vermählung an unser Haus verlassen zu wollen. Jedoch alle unsere Ueberredungskünste, unsere Bitten und Vorstellungen waren vergebens; die alte Dame beharrte auf ihrer Meinung, daß sie jetzt ganz überflüssig, ja lästig und unangenehm für uns werden müsse, und daß wir, die wir uns über ein Jahrzehent lang gut mit einander vertragen hatten, künftighin durchaus nicht mehr gut neben einander thun könnten. Wir vermochten sie nur dazu, bis zu der Rückkehr von unserer Hoch-

zeitreise das Haus zu hüten. Dann aber ließ sie sich absolut nicht länger halten; am nächsten Tage schon stand sie reisefertig vor uns, um zum ersten Mal in ihrem Leben durch die Hülfe der Lokomotive einem neuen Ziel entgegenzufahren.

Sie war ernst und gefaßt; eine Fülle von Shawls, Sonnen- und Regenschirmen, Reisetaschen und sonstigen Effekten zwang sie zu einer festen Haltung. Helene und ich waren bereit, sie an den Bahnhof zu begleiten; das Dienstmädchen war mit Kisten und Koffern schon vorausgegangen. Mit halbem Schrecken sah ich die schwerbepackte alte Dame an, besann mich aber nicht einen Augenblick, ihr, wenn auch nicht frohen Herzens, einen Theil ihrer Last abzunehmen; auch Helene griff rasch zu und erbarmte sich eines großen Shawls; ich langte nach den Schirmen. Frau Zankeisen hielt diese aber fest, reichte mir dagegen eine große, von Stroh geflochtene, mit einem langen Sack von Zwillich gefütterte Tasche hin, die se voll gepackt war, daß sie zu platzen drohte, und sagte: „Hierin ist mein bei Ihnen erspartes Vermögen; darum ist es mir lieb, wenn Sie es unter Ihre besondere Aufsicht nehmen, bis ich im Wagen sitze; dann setze ich mich darauf."

Ich hielt den furchtbaren Beutel, der mir mit unbegreiflicher Schnelligkeit an den Arm gerutscht war, und blickte mit stiller Verzweiflung einmal ihn, einmal Frau

Zankeisen und dann Helene an; ich hatte das Gefühl meines unendlich lächerlichen Aussehens als solcher Sackträger, und in diesem Aufzug sollte ich am hellen Mittag mitten durch die belebte Stadt, die Hauptstraße entlang gehen, wo mich alle Welt kannte!

Helene, das übermüthige Kind, hielt ihr muthwilliges Lachen nicht zurück und erhöhte meinen komischen Grimm.

„Was fällt Ihnen aber ein, meine beste Frau Zankeisen," brach ich endlich los, „heut zu Tage eine größere Summe in Silber mit sich herumzuschleppen! Hätten Sie es mir doch nur gesagt, ich hätte es Ihnen sogleich in Papier umgewechselt."

„Gott behüte mich," entgegnete sie fast feierlich; „mit Papiergeld mag ich nichts zu schaffen haben; das ist vor Dieben und vor Feuer nicht sicher, wie leicht zerreißt man so dünnes Zeug und eh' man sich's versieht, hat einem der Wind eines davongetragen. Es ist am besten so, wie ich es eingerichtet habe. Diesen Beutel —" und sie strich mit stolzer Zärtlichkeit an ihm hinunter — „diesen Beutel stiehlt mir Keiner, und hat er nicht etwas Imponirendes?! — Es sind sechshundert Gulden in lauter alten, guten Vierundzwanzigern darin!" —

Ich stöhnte; Helene lachte wie ein Satan und Frau

Zankeisen machte große Schritte, um mit ihren übrigen Shawls und Taschen den Bahnhof zu erreichen.

Wer kann sich nicht in meine Lage denken! — In der neuesten Pariser Toilette, seit vier Wochen erst der glückliche und stolze Gatte des lieblichsten Weibes, um das mich die halbe Männerwelt der Stadt beneidete, ein halber Gott an Glück und Wonne und zum ersten Mal in meinem Leben deswegen versucht, nach der Welt zu schauen und ihre Meinung, ihre Aufmerksamkeit herauszufordern — und nun verurtheilt, mit diesem furchtbaren Beutel und seiner rasenden Besitzerin, unter dem Hohnlächeln Helenens, die sich gar nicht beruhigen konnte, sondern um so muthwilliger wurde, je verzweiflungsvoller ich aussah, eben um Mittag durch die Stadt gehen zu müssen!

Frau Zankeisen hat mich viel und oft gequält, mir manche Marter auferlegt, meine Geduld und Gutherzigkeit auf manche harte Probe gestellt; doch hatte ich ihr Alles nicht nur vergeben, sondern es auch wirklich vergessen; diese letzte Qual aber schwur ich ihr zu gedenken und mich dafür zu rächen. Jetzt, nachdem ich diese dem Leben und der Wirklichkeit nacherzählte Historie niedergeschrieben, athme ich auf; meine Rache ist befriedigt. Möchten mir die Götter noch den Gefallen erweisen, ihr dies Blatt in die Hände zu spielen — doch nein! Das wäre zu grausam! Die Folgen davon könn-

ten nicht ohne Gefahr sein, und ich achte jetzt mehr als je auf sie, da sie seit Jahresfrist wieder in unserem Kreise weilt, zwar nicht mehr wie sonst das ganze Haus dirigirt, was meine kleine Frau nun vom Schuhwichser an bis zu meiner Wenigkeit hinauf selbst ganz vortrefflich versteht, aber für ihr Alter immer noch genug leistet und besonders für meinen Erstgeborenen ein unentbehrlicher Gegenstand ist; die beiden hängen mit abgöttischer Zärtlichkeit an einander.

Möge die gute alte Dame unbewußt die Leser dieser Geschichte mit dem verrufenen Stande der Haushälterinnen aussöhnen! Bei allen ihren oft fatalen Eigenschaften muß ihr dies fast doch gelingen, wenn es mir nur einigermaßen gelungen ist, ihr Portrait nach verschiedenen Seiten hin getreu wiederzugeben: sie hat dann mindestens sehr oft die Lacher für sich!

Waupee und die Sternentochter.

Eine Indianermythe.

Ihr habt vernommen schon, geliebte Brüder,
Von Waupee, unserem hochberühmten Ahn.
Viel wunderbare Mähren giebt's von ihm;
Euch wieder eine solche melden will ich;
Glück bringt, so oft er tönt, sein Name ja,
Und unsere Kinder sollen ihren Kindern,
Und diese wiederum den ihrigen
Von ihm erzählen und so fort und fort,
So lange noch ein später Enkel übrig
Von unserem edlen Stamme. Höret an!

Entfernt, getrennt von allen seinen Brüdern,
Von allen Menschen, einsam und allein,
Verbrachte Waupee eine lange Zeit.
Er war der beste, der geschickteste
Von allen Jägern in der ganzen Welt;
Ein jegliches Gethier im Waldgebiete
War seine sichere Beute, groß und klein.
Es sah die Nacht ihn wie der helle Tag

In solcher Art beschäftigt; Wind und Wetter,
Müh' und Gefahr, sie schreckten ihm die Seele,
Die kühne, nicht, wenn ihm ein Abenteuer
Im Sinne lag, wie's seine Freude war.
Sein einziger Gedanke war die Jagd,
Und weiter gab's für ihn auf Erden Nichts,
Was wünschenswerth. So war er Mann geworden;
Er würde so auch wohl gestorben sein;
Doch anders hat's der große Geist gefügt.
Zu jagen in des Waldes tiefster Mitte
Beschloß er einst, nach edlem Fang begierig.
Behenden Schrittes trug der kräftige,
Gewandte Fuß ihn seinem Ziele zu.
Das Glück war ihm in seltner Art gewogen,
Und wie der Abend graute, war er so
Mit Wild beladen, daß er rasten mußte,
Abwerfend seine Last, wofern er nicht
Erliegen sollte. Wie er um sich blickte,
Da sah er sich erstaunt an einem Orte,
Den er zuvor noch nie betreten hatte.
Es breitete vor seinem Auge sich
Inmitten tiefster Waldesdunkelheit,
Die hundertjährige, hohe Bäume schufen,
Glanzvoll und sonnenhell ein Wiesenfleck,
Mit tausend bunten Blumen überdeckt
Und zirkelrund; ein schmaler Reif, als hätten

Ihn zarte Füßchen kunstvoll eingetreten
In's üppig hohe Gras, zog innerhalb
Des Zirkels sich herum; doch schaute Waupee
Sonst nirgends eine Spur von Tritten; alle
Die feinen Halme und die duftigen Blüthen,
Sie waren unberührt und unverletzt.
Solch eine tiefe Ruhe waltete
An diesem Ort, und solch ein eigner Zauber
Verbreitete sich über ihn, als wär'
Er überirdisch-hehr und auserſehen
Zu einem Aufenthalte höherer Wesen
Als Menschen sind. Für einen Mann, wie Waupee,
Ist reizend alles Ungewöhnliche
Und Sonderbare. Er beschloß, zu bleiben
Und abzuwarten, was sich hier vielleicht
Absonderliches zeigen würde. Bald
Ward seinen Ahnungen Bestätigung.
Die Sonne war hinab, es flimmerten
Die ersten Sterne, kühle Winde wehten,
Da, horch, gelangten aus der höchsten Höhe
Bezaubernd-holde Stimmen an sein Ohr,
So süße, zarte, geisterhafte Laute,
Wie er sie nie gehört, und in der Richtung,
In der sie tönten, sah er einen Punkt,
Der sich herab mit goldnem Glanze senkte
Und immer größer ward, sowie er näher

Und näher kam. Erst einem Sterne gleich,
Erschien er bald als ein aus Sternengolde
Geflochtener Korb, worin zwölf reizende
Jungfrauen saßen. Leicht und anmuthsvoll
Entschwangen selbige dem luftigen
Fahrzeuge sich, wie es den Grund berührte,
Und tanzten nach den Tönen, welche sie
Hervor aus Silberglöckchen und aus Kugeln
Von Golde lockten, auf dem Rasenplatze.
In tausend zierlichen Verschlingungen
Bewegte sich der wundervolle Reigen,
So daß der im Gebüsche Lauschende
Sich vor Entzücken kaum zu fassen wußte.
Der rauhe Jäger, der den Frau'n und Mädchen
Der Erde nie bis jetzt mit einem Blick
Gehuldigt, dessen eisern Herz vom Pfeil
Der Liebe nicht verwundbar schien, erkrankte
Mit einem Male nun an einem Weh,
Das sonsten nur die zärtlichsten Gemüther
Zu fühlen pflegen. Eine jener schönen,
Holdseligen Gestalten war's, die jüngste
Und lieblichste, die eine Flammenqual
In ihm entfachte, welche zu bemeistern
Er ohne Kraft. Der wilde Sohn des Waldes,
Nichts herrscht' in ihm, als rasende Begier,
Und der Verstand, der Vorsicht ihm und List

Empfehlende, ward nicht gehört; er stürzte
Gewaltsam auf die Schöne zu, sowie
Sie sich im Tanze nahte. Wie ein Blitz
Entwischte diese, war im Augenblick
In ihrem Korb und schwebte mit den andern
Jungfrauen, die ihr folgten, himmelan.
Sie wäre nicht entwischt dem selbst so raschen,
Schnellfüßigen, doch wie er in den Kreis
Einstürmte, den mit einer höhern Welt
Verbundenen, trat eine Hemmung ihm,
Ein unsichtbarer Widerstand entgegen,
Den zu bewältigen, wiewohl er selbst
Ein großer Zauberer, unmöglich war.

Da stand er nun, der Unbesonnene,
Und starrte nach und weinte fast vor Gram,
Indeß der Korb mit seinem köstlichen
Inhalte höher stets und höher stieg,
Bald wieder als ein goldner Punkt erschien,
Und ganz am Ende seinem Auge schwand.
Er stöhnte nun die bitterlichsten Klagen,
Schalt heftig auf sich selber und verwünschte
Die wilde Hast, die ihn so blind gemacht.
Nicht lange dauert' es, da tauchte wieder
Die Hoffnung auf und stärkte seinen Muth;
Denn über'm heißen, sturmbewegten Herzen

Hat immer doch das Volk der Indianer
Ein wohlbedachtsam, ruhig Haupt, worin
Ein kluger Anschlag nicht so leicht gebricht,
So trostberaubt der Fall erscheinen möge.
Das war vor Allen so bei unserm Waupee,
Und wenn so ganz besonders unser Stamm
Sich dieser Eigenschaft zu rühmen hat,
So danket er es diesem Trefflichen.
Mit dem Beschlusse, morgen wiederum
Hier zu erscheinen und mit größerem
Bedachte zu verfahren, wenn das Glück
Ihm wieder lächle, wendet' er den Schritt
Zu seiner Hütte, die so einsam jetzt,
So traurig ihm, so öde schien, als wär' es
Ein Grab, in welches er zu steigen hätte.

Nicht so, wie sonst, bescheeret' ihm die Nacht
Des Schlummers süße Labe. Noch bevor
Die Sonne sich erhob, die tagende,
Hatt' er bereits sich auf den Weg gemacht
Nach jenem Ort des Wunders und der Wonne.
Ein Ziel verfolgte sein Gedanke nur:
Wie er das überirdisch-holde Wesen
Gewinnen möge. Nur die List vermochte
Zu helfen hier; auch dünkt' es ihm, er habe
Bereits gefunden, was zum Zwecke dienlich.

Er war ja nicht nur Meister in der Jagd,
Er war's auch in der Kunst, verschiedene
Gestaltungen beliebig anzunehmen,
Und zu verblenden also Aug' und Sinn
Des Schauenden. Verwandeln wollt' er sich
In eine Beutelratte, klein und harmlos
Dem Scheine nach; so konnt' er keinen Argwohn
Erwecken, wenn er sich dem Mädchen nahte;
Im Uebrigen verließ er sich auf Zufall
Und mädchenhafter Laune Wechselspiel.
Jedweden Umstand nützt ein kluger Kopf;
So wollte jetzt auch er zu Werke gehen,
Wenn sich der goldne Korb mit seinen Schönen
Hinwiederum zur Erde niederließ.
Er blieb nicht aus, der Wechsel war zu reizend,
Der Ort zu schön, zu zauberhaft gefeit,
Nur Unbedacht und eigner Wille konnte
Verderblich hier den Himmelstöchtern werden,
Und sie vertrauten muthig auf sich selbst.
Doch selber Himmelstöchter täuschen sich
In solchem Fall. Die liebliche Musik,
Der Punkt, der sternenähnlich glänzende,
Sein Näherkommen — Alles so, wie gestern.
Die Mädchen stiegen aus dem Korb und freuten
Des Tanzes sich auf grüner Rasenfläche.
Da zeigte sich die kleine Beutelratte;

Sie nahte, leise trippelnd, wie ergötzt
Und angezogen von dem schönen Reigen.
Sogleich bemerkten sie die Mädchen: „Seht,
O seht das Thierchen," rief die Aelteste;
„Wie niedlich ist's, wie glänzet ihm das Fell!
Wir wollen's haschen, 's ist ein hübsches Spielzeug,
Und unser Vater wird sich drüber freuen,
Wenn wir es mit in unsere Heimath bringen!"
Die Schwestern stimmten bei und wollten schon
Die Jagd beginnen, doch die Jüngste, die
Zugleich die Schönste, rief in bangem Tone:
„Nein, nein, es droht Gefahr, ich ahne Schlimmes,
Laßt diese Jagd und flieht empor mit mir!"
Sie eilte hastig zu dem Korbe hin;
Die Schwestern sprangen ihr erschrocken nach,
Und wiederum entschwebte mit Musik
Das goldne Fahrzeug. Euch den Schmerz zu schildern,
Ihr Brüder, der den armen Waupee faßte,
Vermöcht' ich es? Ihr stellt ihn Euch wohl selbst
Im Geiste vor, d'rum bin ich still darüber.
Doch nicht zu sehr beugt' auch dies zweite Mal
Der Gram die starke Seele des Getäuschten.
Indem er die Gestalt der Beutelratte
Abstreifte, wiederum als Mann erscheinend,
Dacht' er bereits auf eine neue List.

Nach einer ihm unendlich scheinenden
Schlaflosen Nacht war er, sowie der Morgen
Aufleuchtete, schon wieder auf dem Wege
Nach jenem Ort. Es war daselbst ein Baum,
Ein alter, hohler, wo sich eine Schaar
Von Mäusen ihren Aufenthalt gewählt;
Schon gestern hatt' er ihn bemerkt, sowie
Das Nest darin. Sich dahinein zu bergen,
Erscheinend ebenso in Mausgestalt,
War jetzo sein Beschluß. Die kleinen Thiere,
Sie merkten nicht, daß er ein Fremdling war,
So ganz verwandelt mischt' er sich hinein,
In ihre wimmelnde Genossenschaft.
Die Sonne sank; bei ihrem letzten Gruße
Ertönte seinem Ohre wiederum
Die wohlbekannte, wonnige Musik,
Und seinem Aug' erglänzte niederschwebend
Der goldne Korb. „Nun Muth und Gegenwart
Des Geistes," sprach er zu sich selbst; „nun gilt es,
Zu siegen, oder ewiglich zu kranken
An unbeglückter Liebe schwarzem Harm."
Das Mäuseherzchen des Verwandelten,
Zu klein und eng für eine so gewaltig
Entfachte Sehnsucht, fast zersprang es ihm,
Indeß er also lauerte, von Hoffnung
Und banger Furcht erhoben und geschreckt

Zu gleicher Zeit. Der Tanz begann und Jener,
Um in Gemeinschaft mit der Mäusebrut
Zu handeln, lenket' ihren Sinn, den sonst
Für Reize dieser Art nicht eben sehr
Empfänglichen, mit schlauer Redekunst
Auf so viel Schönheit, so viel Annuth hin.
Denn auch die Mäuse haben ihre Sprache,
Wie Alles, was sich reget und bewegt
Und in Gemeinschaft lebet auf der Erde;
Und er verstand auch diesen Dialekt.
Die Mäuschen, kühl und schüchtern erst, geriethen
Bei solcher Wonnen Anblick und dem Preise,
Dem feurigen, den ihnen Waupee zollte,
In ein Entzücken, eine Trunkenheit,
Die ihre Zagheit völlig überwand.
Die Mädchen schienen heut' besonders heiter;
Der Uebermuth der reinsten Jugendlust
That sich in ihrem hellen Lachen kund,
In ihrer Rede rascher Wechselfolge.
Die Mäuse, wie sie sahen, daß die Schönen
So ganz vertieft in Tanz und Spiel und Scherz,
Entschlüpften um so dreister ihrer Höhle;
Sie kamen, eine nach der anderen,
Den mausverwandelt-listigen Indianer
An ihrer Spitze, näher stets und näher
Dem Tanzrevier, ja wagten sich zuletzt

In's Innere. Dergleichen Himmelskinder
So nah, so klar mit Augen anzuschauen,
Muß selbst für Mäuse Himmelswonne sein.
Am Ende wurden sie gleichwohl bemerkt;
Die lustigen Kinder wünschen dieser Thiere,
Der kleinen, niedlichen und, wie es schien,
So wohlgefällig ihnen zugeneigten,
Sich zu bemächtigen und sie mit hinauf
In ihre hohe Heimath zu entführen;
Denn dort war Alles herrlich überaus,
Doch fehlten Thiergestalten, groß und klein;
Und was man nicht besitzt, das pflegt vor Allem
Werthvoll zu scheinen. Eine Jagd begann,
Und selbst die Jüngste, Schönste, sonst so klug
Und ahnungsvoll, ließ sich verlocken, setzte
Den Mäusen nach und überschritt sogar
Den schutzverleihend-magischen Bezirk.
Eins von den Mäuschen hatte sie gereizt,
Das mit besonderem, menschenähnlichem
Glutheißem Auge sie betrachtet hatte.
Ein Zauber wohnt in manchem Aug' und Blicke,
Dem nicht so leicht zu widerstehen ist,
Er wohnt' und wirkte damals in dem Auge
Und Blicke Waupee's. Mitten im Gebüsche
Nahm er auf einmal seine menschliche
Gestaltung an und kehrte sich und faßte

Mit mächtigem Arme die Erschreckene.
Ein Schrei entwand sich ihrer Brust, so grell,
So jammervoll, so deutlich ihr Geschick
Verkündigend, daß ihre Schwestern sich,
Sowie sie ihn vernahmen, voll Entsetzen
Zu ihrem Korbe flüchteten und hastig
Emporbewegten in den Himmelsraum,
Zurücklassend auf der Erde Jene,
Von der sie wußten, daß sie rettungslos
Verloren sei; denn Alles hatte ja
Der Schrei geoffenbart, der schreckliche.

Nun denket Euch, was er empfand, der Meister
In aller Jägerei, der jetzo gar
Ein überirdisch Wild erbeutet hatte!
Er stand berauscht, betäubt von seinem Glücke,
Und zitterte, mehr als das Mädchen selbst,
Das er umschlang und das er halten mußte
Mit festem Arm, es vor dem Fall zu wahren,
Das sinkende. Sein Ziel, es war erreicht.
Die Schöne war, getrennt von ihren Schwestern,
Von ihren Eltern, ihrer hohen Heimath,
In seiner Macht. Wohl rannen ihre Thränen,
Wohl war die Wange blaß, es bebten ihr
Die Glieder, ja sie schien zu sterben fast
Vor Schreck und Angst; es machte dies jedoch

Den Muthigen nicht bang. Sowie er selbst
Vom Uebermaß der Freude sich erholt,
Uebt' er in einer neuen Rolle sich
Und hub so süß zu schmeicheln, so gelinde
Zu trösten und so heiß zu küssen an,
Daß in den Harm der Schönen sich gemach
Ein anderes, beglückteres Gefühl
Zu mischen anfing, ihre Thräne stockte
Und ihre Seele sich dem kühnen Mann
In Liebe neigte. Mit gesenktem Haupte,
Doch ohne Widerstreben ließ sie sich
Fortführen aus dem dunklen Waldgehege
Und in die Hütte bringen, wo er hauste,
Der jetzt ihr Herr, der jetzt ihr Gatte war.
Welch' eine Seligkeit, welch ein Triumph
War es für ihn, als sie den Fuß, den zarten,
Den zierlichen auf seine Schwelle setzte,
Als sie hinein in seine Wohnung trat,
Sein Eigenthum, sein trautes Weib zu sein.
Und sie, die Tochter einer höhern Welt,
Sie fand sich in die arme, kleine Hütte
Des Indianers leichter, als man es
Sich denken mag. Wohl war er schön der Stern,
Der himmlische, der sie geboren hatte,
Doch nicht empfunden hatte sie auf ihm,
Was sie allhier an ihres Gatten Seite,

An seiner Brust, in seinem Arm empfand.
Ganz sicher seines Schatzes aber glaubte
Sich Waupee erst, als er ein Jahr darauf
Beschenkt von ihr mit einem Knäbchen wurde,
An Schöne gleich der Mutter, ihm zugleich,
Dem Vater, dem gewaltigen, an Kraft.

Doch ganz und gar vergessen konnte sie
Das lichte Vaterland, die theuren Eltern,
Die Freundinnen, die schönen Tänze nicht,
Die sie so oft mit ihnen aufgeführt,
Nicht ganz und gar sich aus dem Sinne schlagen
Die magischen Durchmessungen der Luft,
Die sie so übermenschlich=hoch beglückt,
Als sie noch Herrin war im Himmelsraume.
Wenn sie nach oben ihre Blicke kehrte
In stiller Nacht, und wenn sie dort das helle,
Vor allen andern blitzende Gestirn
Betrachtete, wo sie zu Hause war,
Worauf ihr Vater herrschte, hochgefeiert
Von dem gesammten Heer der Sternbewohner,
Da schlich sich in ihr Herz die Sehnsucht ein;
Zerrissen fühlte sie's im Innersten;
Halb war's auf Erden und im Himmel halb.
Zuletzt ward ein Gedanke reif in ihr:
Den Drang beschwichten, welcher sie erfüllte

Und mächtiger von Tag zu Tage wurde,
Sollt' ein Besuch bei dem erhab'nen Vater,
Sollt' eine Flucht in's hohe Sternrevier.
Sie flocht sich heimlich einen Korb, dem goldnen,
Worauf sie sonst zu schweben pflegte, gleich;
Den brachte sie nach jenem Ort im Walde,
Denn da alleine möglich war die Rückkehr.
Dahin auch nahm sie ihren Knaben mit.
Doch eh' sie auffuhr, sammelte sie sich
Der Gegenstände manchen auf der Erde,
Gesteine, Muscheln, Früchte, Blumen, Blätter,
Gekräute, Moose, einige Kleinigkeiten
Aus ihrer Hütte, Dinge, deren Anblick,
Genuß und Duft zu einer freundlichen
Gewohnheit ihr geworden war — ach gern
Am Ende hätte sie den grünen Grund,
Den Wald, die Hütte selber mitgenommen.
Sie legte sorglich Alles in den Korb,
Stieg selbst hinein mit ihrem Kind und sang
Das Zauberlied, das zu der luftigen Reise
In's Sternrevier von Nöthen. Alsobald
Hob sich der Korb und schwebte raschen Fluges
Dem Himmel zu. — Ach armer, armer Waupee!
Leer fandest Du die Hütte, keine Spur
Von Weib und Kind. Wohl ahnend, was geschehen,
Oft nach dem zauberhaften Orte wandernd,

Und harrend auf die Wiederkehr der beiden
Geliebten Wesen, aber ohne Frucht,
Verbrachtest Du in Trauer Deine Tage;
Gebrochen war Dein sonst so männlich Herz;
Es hatte ferner keinen Reiz für Dich
Der Wald, die Jagd, das ganze Sein und Leben;
Du siechtest hin und hofftest auf den Tod.

Indessen weilte die Entflohene
In ihrem glanzerfüllten Vaterhause,
Und hatte wieder Alles, was zuvor
Ihr eigen war, und ihren Sohn dazu.
Doch wie ihr Herz getheilt auf Erden war,
So war es auch im Himmel jetzt getheilt.
Auf Erden blickte sie mit Schmerz nach oben;
Mit Schmerz nach unten blickte sie im Himmel.
Noch weniger, als sie, ertrug den Wechsel
Der Knabe, der im Erdenthal geborne.
Ihm war sie fremd, die lichte Sternensphäre,
Ihm war sie leer, die hehre Himmelspracht.
Aus seinem Auge rannen Tag für Tag
Zahllose Thränen um den theuren Vater,
Die traute Hütte, die geliebte Wildniß,
Wo er zu Hause war mit Seel' und Leib.
Da bat die Sterntochter ihren Vater,
Sie zu entlassen, daß sie wiederum

Sich ihrem Gatten auf der Erde weihe.
An den ihr Herz und ihre Pflicht sie binde,
So werth auch Vater ihr und Vaterland.
Der Sternenkönig, weise, wie er ist,
Und mild und gut, antwortete, wie folgt:
„Geliebte Tochter, höre meinen Rath!
Das Himmlische will zu dem Irdischen,
Das Irdische will zu dem Himmlischen;
Nicht länger seien sie getrennt, die beiden!
Geh', schwebe nieder zu dem Erdensohne,
Dem es gelang, dem kühnen Manne, sich
Ein Kind des Sternenfürsten zu vermählen.
Ich achte seinen Muth und seine Kraft;
Ich lad' ihn ein zu mir, verkünd' es ihm!
Doch wenn er kommt, so bitt' ich ihn, hieher
Die Thiere, die die Erde zeugt und hegt,
Und die uns hier gebrechen, zu verpflanzen.
Dann wird's lebendiger in unserem Glanze,
Der jetzt zu himmlisch noch, zu geisterhaft.
Von uns jedoch, kehrt Ihr zur Erde wieder,
Der Ihr nun einmal angehört, verfüge
Sich eine Schaar von Geistern mit hinab,
Damit die Erde minder irdisch sei
Und eine Spur von höherem Leben zeige.
So wird sie, diese Kluft, verschwinden, die
Zur Stunde noch die beiden Welten trennt,

Und das Geschlecht, das Dir und Deinem Gatten
Entspringen und sich uns gesellen wird —
Denn aufzunehmen sind wir ja verbunden,
Was uns so nah' verwandt, wenn ihm auf Erden
Das Ende naht — beglückter und zufriedner
Mit seinem Loos in unserem Sterne sein."
Die Tochter folgte diesem weisen Worte;
Sie ließ mit ihrem Kinde sich hinab
In's Erdenthal und schritt der Hütte zu,
Wo Waupee hauste. Ach, wie fanden sie
Verändert den Unglücklichen! Er saß
Vor seiner Thüre, dumpfen Harmes voll,
Zum Greise fast vor Herzeleid geworden.
Der Knabe lief, sowie er ihn erblickte,
Laut jubelnd auf den lieben Vater zu,
Die Sternentochter warf sich ihm zu Füßen
Und flehet' um Vergebung für die Flucht.
Erst glaubte Waupee, es bethör' ihn nur
Ein süßes, schmeichlerisches Traumgebilde;
Doch bald besiegte seinen Zweifelsinn
Die volllebendig-schöne Wirklichkeit,
Und grenzenlos brach sein Entzücken aus.
Drei Tage lebten sie nun süßvereinigt,
Wie ehedem; dann schickten sie sich an,
Dem Wink des Sternenköniges gemäß,
Zusammen aufzufahren in sein Reich.

Erst jagte Waupee allerlei Gethier,
Es mitzunehmen in das Sterngebiet;
Doch nur ein Glied von einem jeden nahm er,
Um d'raus im Himmel wieder herzustellen
Durch seine Zauberkunst das ganze Thier.
Der Korb bewegte sich mit Mann und Weib
Und Kind empor und mit dem Wild dazu;
So kamen sie beim Sternenkönig an
Und wurden hier mit ungemess'nem Jubel
Empfangen und begrüßt; es wurde Fest
Auf Fest gefeiert, denn verbunden war
Auf's Schönste nun der Himmel mit der Erde.
Die Stücke Wildes, die der Indianer
Mit sich geführt, sie lebten fröhlich auf
Und sprangen in dem leuchtenden Gefilde
Mit der gewohnten Munterkeit umher.
Nach einiger Zeit — wie Augenblicke schwinden
Dort oben Tage, Monden, Jahre hin,
Und nicht zu sagen ist daher, wie lang
Sie dort verweilt, die Glücklichen — ward ihnen
Gestattet, ihre Fahrt zurückzulenken,
Und eine ganze Schaar von Sternbewohnern
Ließ sich herab mit ihnen auf die Erde.
„Wie?“ fraget Ihr, „dies Alles hatte Platz
In einem Korb?“ — Nur Mann und Weib und Kind
Bedurften und bedienten sich des Korbes;

Die Sternengeister nahmen die Gestalt
Von Vögeln an und flogen mit den Dreien
Hinab zur Erde. Sämmtliches Gevögel,
Das ätherleicht uns heute noch umflattert,
Das unser Ohr mit seinem Lied ergötzt
Und unser Auge mit dem Federschmucke,
Dem prächtigen, es ist von dorten her.
Denn Geister sind's im Grunde, höhere Wesen,
Die sich in solche Formen, solche Leiber
Gehüllet, um uns hier gesellt zu sein,
Und uns zu zeigen, Nester bauend, Junge
Ausbrütend und so häuslich-hold und treu
Zusammenhaltend, wie man sich vereinen
In trauter Lieb' und schöner Sitte soll.
Nicht hab' ich nöthig, Euch zu sagen, Brüder,
Daß Ihr es Waupee, unserm großen Ahn,
Und ihr, der hohen, edlen Sternentochter
Zu danken habt, wenn Ihr so ausgezeichnet
Vor allen andern Indianerstämmen.
Doch es gebühret noch ein andrer Zoll
Des Dankes ihnen, den Vortrefflichen.
Auch nach dem Tode kommt es uns zu gut,
Daß Waupee ein so hohes Lieb gewann.
Denn unsere Seelen gehen aufwärts dann
Zum Sternenkönig und erfreuen sich
Da nicht allein der lichten Sternengluth,

Die alle Räume füllet wonniglich;
Sie finden dorten auch gesammte Thiere,
Die sie gejagt hienieden für und für,
Und brauchen nicht mit sehnlicher Begier
Zurückzudenken an die Jagdreviere,
Die sie verließen auf der Erde hier.

Die beiden Hirten.

Keine Schäfergeschichte.

Eine Schaar junger, festlich geputzter Mädchen war an einem wunderschönen Maimorgen lachend und plaudernd in dem Gärtchen hinter des Schulzen stattlichem Wohnhause versammelt. Sie waren wie die ringsumher zwitschernden Vögelein ausgelassen munter und konnten kühn mit den jungen Lenzblumen an Frische wetteifern.

Ihre Unterhaltung ging bunt durch einander; selten, daß nicht alle die rothen Lippen zu gleicher Zeit schwatzten oder lachten. Es gab auch Grund zu Heiterkeit und Stoff zu munterem Gespräche; waren sie doch alle zur Hochzeit ihrer Gespielin, der Tochter des Schulzen geladen, und stand ihnen nun am frühen Morgen ein Tag voll Genuß und Freude bevor. Der Schulze that seinem Stand, wie seinem Reichthum keine Schande an; so war er im Ort bekannt, und der Anfang des Festes schon bewies es.

Die Trauung war vorüber; es mußte sich jetzt nur nach und nach der Schwarm der geladenen Gäste in

den geschmückten Räumen einfinden und ordnen; bis das geschehen, hatten sich die jungen Mädchen in das stille Gärtchen zurückgezogen; ihr Feststaat reute sie, in's Gedränge zu kommen.

„Ich hab' mich auf die Hochzeit gefreut, wie vielleicht das Bärbele selber nit," sagte eine kleine Brünette, sich mit einer leichten Bewegung auf der Ferse im Kreis herumschwenkend; es ist schon lange, daß man sich nimmer satt getanzt hat."

„O um's Tanzen allein ist's mir nit zu thun," sagte eine sehr Lichtblonde.

„Ich glaub's," entgegnete eine Dritte und die Uebrigen stimmten lachend bei, „wenn der Frieder nit bei den Burschen wär', kriegten wir Dich auch nit zu sehen!"

„Da könnt Ihr Recht haben," gab die Geneckte mit einem schnippischen Kopfnicken zur Antwort.

„Es war aber gescheidt von Dir, Agathle, daß Du doch gekommen bist, wenn Dein Wendel auch fortbleiben muß," sagte eine Andere zu einem stillen, etwas abgesondert stehenden Mädchen; „er ist doch ein gar braver Mensch, daß er Dir's nit verboten hat!"

„Ich bin hergegangen, weil's das Evele durchaus nit anders gethan hat," entgegnete die Angesprochene; „ich wär' wahrhaftig grad' so gern daheimgeblieben, denn tanzen mag ich doch nit."

„Wo steckt denn aber das Evele selber?“ fragte wieder Eine, indem sie sich unter den Mädchen nach der Genannten umsah.

„Das kann man sich doch denken,“ riefen Mehrere; „im Haus' bei der Hochzeiterin! Die dürfen heut doch nit von einander!“

„Da kommen sie grad' zum Haus' h'raus; Jesses, was die heut schön sind!“

„Das Evele ist halt doch die Schönste von Allen,“ sagte halblaut die Jüngste unter der Schaar.

„Schweig doch, Kleine, wenn's das Bärbele hört!“ mahnten Einige.

„Das weiß es schon, daß es dem Evele nit das Wasser reichen darf!“ behauptete Jene noch, bot aber mit den Uebrigen der Hochzeiterin und ihrer Gespielin, der das Ehrenamt als Brautführerin zuertheilt war und über die so eben gesprochen wurde, einen munteren Gruß. Das Plaudern wurde durch die Ankömmlinge nicht gestört, nur richteten sich die meisten Reden nun an die Braut, die vor Glück strahlend, für Alle rasch eine Antwort in Bereitschaft hatte.

„Du bist wahrhaftig eine schmucke Braut,“ sagte das blonde Rosele; „Dein Schatz kann Freude an Dir haben!“

„Und ich etwa nit auch an ihm?“ fragte sie entgegen.

„Ei freilich; Ihr paßt eben zu einander!“

„Ich hab' in meinem Leben keine so große und stattliche Krone gesehen, wie dem Bärbele seine ist; die Frau Königin selber könnt' sie tragen!“

„Gelt, dem Evele seine ist grad' so?“ —

„Die blauen und die rothen Bänder haben gar so lustig in den Wind geflattert und die Augen haben einem weh gethan, wie die Sonne drauf geschienen hat.“

„Wir haben sie uns gestern erst noch aus der Stadt mitbringen lassen,“ sagte die also bewunderte Braut; „dem Jekuff seine hätt' ich nit geschenkt tragen mögen; da hat mir das Stadtkätherle die aus der Stadt mitgebracht; sie hat gesagt, daß sie schönere nit hätt' kriegen können.“

„Das glaub' ich gern.“

„Das Evele ist halt wieder so still, wie ein Mäusle; man könnt' meinen, Du hättest kein Mäule.“

„O seid nur ruhig,“ sagte das Evele; „ich hab' mit dem Bärbele heut' schon genug geschwatzt, und jetzt geht es ja erst recht an!“

„Du hast dem Bärbele schon eine tüchtige Predigt halten dürfen; unser alter geistlicher Herr wird immer schläfriger; ich glaub', er weiß am End' gar nimmer, was so ein Kirchgang zu bedeuten hat.“

„Warum habt Ihr denn unserem „Neuen“ nicht

ein gut Wort gegönnt, daß Euch der eine Rede gehalten hätt'?" —

„Ach, der hat ja grad' heut' zum gnädigen Herrn auf's Schloß 'nüber gemußt! Wir hätten bis Nachmittag warten müssen, bis er zurück ist, und das hätt' unser Fest gar zu arg gestört. Nu, wir sind doch fromm gewesen!"

„Bärbele, hast Du's mit dem Hemd gemacht, wie ich Dir's gesagt habe?" fragte die Aelteste, die mit einer gewissen Auszeichnung von den Uebrigen behandelt wurde, sich aber auch gar würdevoll unter ihnen bewegte.

Das Bärbele ward über diese Frage über und über roth und sagte:

„Schweig doch, Annele, und verrath' mich nit! Die Mädels lachen mich aus, und die Bursche dürfen's gar nicht hören."

Die Mädchen aber wollten nun erst recht wissen, um was es sich handele.

„O Närrle!" beruhigte Annele das Bärbele, die Anderen werden's auch schon so machen, wie Du, wenn sie erst einen Hochzeiter haben, und dann ist es ja nichts Unrechtes!"

„Ei, so sagt uns doch endlich, was Ihr mit dem Hemd gemeint habt!" riefen Mehrere ungeduldig.

„Sag' Du's ihnen!" bat die Braut das Annele.

„Ihr müßt aber schweigen können," sagte Jene wichtig. „Meine Ahn' hat es mir verrathen, daß der Hochzeiter beim Kirchgang ein Hemd anhaben muß, zu dem ein Mädchen unter sechs Jahren das Garn gesponnen hat; sein Schatz aber muß es ihm genäht und geschenkt haben. Dann bleibt der Mann sein Lebtag' getreu, und das," setzte die Erzählerin noch wichtiger hinzu, „will in der bösen und verderbten Welt schon viel sagen. Meine Ahn', meine Mutter, die Sternwirthin, die Meyers Christine und noch eine Menge Anderer haben's gethan, und kein Mensch kann ihren Männern auch nur ein Tüpfele Unrechts nachsagen."

„Das müssen wir uns merken," sagten die Mädchen; „das Annele weiß aber doch Alles."

„Hast Du das Garn dazu selber gesponnen?" fragte Eine; „oder woher hast Du's denn bekommen?"

„Das hat mir das Evele geschenkt," erwiederte die Braut. „Ich kann jetzt noch nicht so schön spinnen, wie's die mit fünf Jahren verstanden hat."

„Schweig doch!" sagte die Gelobte, eine wirklich reizende Erscheinung, welcher das Erröthen der Bescheidenheit den holdesten Ausdruck verlieh.

„Kommt jetzt mit hinein," sagte die Braut, „und nehmt einen Imbiß. Die Anderen sind alle schon drinnen."

Als die Mädchen in den Hausehrn traten, tönte

ihnen aus dem großen, zum Festsaal hergerichteten Wohnzimmer munteres Gespräch entgegen; die Braut mit ihren „Jungfern“ schritt voraus und wollte eben eintreten, als ihre Gespielinnen sie am Rock zupften und ihr zuflüsterten:

„Bärbele, der Herr Pfarrer kommt, der neue! Geh' ihm entgegen!“

„Jesses, der neue Herr Pfarrer!“ stammelte die Braut in größter Verlegenheit. „Evele, red' Du mit ihm, Du kannst es besser; ich trau' mir's nit!“

„Warum nit gar, Bärbele!“ erwiederte das Evele. „Das paßt sich ja gar nicht. Du bist die Braut, und zu Dir kömmt er, nicht zu mir.“

Der „neue Herr Pfarrer“ kam geraden Schrittes auf die Mädchengruppe zu; schüchtern traten sie zur Seite, so daß der Eingetretene auf die Braut und ihre Führerin zugehen mußte; statt sich aber mit der Begrüßung an die erstere zu wenden, bot er der letzteren, dem Evele, die Hand und sagte recht herzlich und freundlich:

„Grüß' Sie Gott, schöne und tugendhafte Braut! Möge Ihnen der Allgütige den heutigen Tag zu einem recht segensreichen werden lassen und Ihnen noch recht viel Glück und Freude zutheilen!“

Das Evele war dunkelroth im Gesicht geworden, die Braut trat vor Verlegenheit von dem einen Fuß auf den anderen, und die übrigen Mädchen kicherten leise

unter einander, jedoch treulich die Verlegenheit der beiden Kameradinnen theilend.

Das Evele faßte sich endlich ein Herz und sagte mit seiner silberhellen, wenn jetzt auch ein wenig bebenden Stimme:

„Hochwürden verzeihen, daß ich den Glückwunsch nicht annehmen darf; das da ist die Braut, und ich bin nur die Führerin.“

Jetzt war das Verlegenwerden an dem jungen Geistlichen, der in diesem Irrthum eine gerechte Strafe dafür zu erhalten glaubte, daß er sich von den Dorfbewohnern und seinen Pfarrkindern immer in einer mehr als nöthigen Entfernung gehalten. Instinktmäßig hatte er sich an das schöne Evele gewendet, weil neben ihm die Braut wie die anderen Mädchen ganz in den Schatten traten. Der ganz gleiche, von der Tracht der Uebrigen sich besonders durch die Krone unterscheidende Anzug der Brautjungfer und der Braut hatten zudem eine Verwechslung leicht gemacht.

„Nehmen Sie nicht übel,“ sagte jetzt der Geistliche, „daß ich Sie für die Braut gehalten; ich bin noch fremd hier, wie Sie wissen.“

Das Evele trat etwas zurück und schob das Bärbele vor, dem nun der Vikar einen würdigen Gruß bot; es war gar zu schüchtern und konnte sich vor Verlegenheit kaum zurechtfinden; der Hochzeiter und der Braut-

vater erlösten sie von dieser Qual; sie athmete tief auf, als der Geistliche sich mit Jenen entfernt; die Gespielinnen aber konnten es kaum erwarten, dem Evele zu der Verwechslung Glück zu wünschen.

„Du wirst schon sehen, Evele, daß Du bis zum nächsten Jahre Kirchgang hältst,“ war der öfter wiederholte Satz, wozu das Evele ganz still lächelte; es war ihm selber ganz eigen zu Muthe, aber es wußte nicht recht, warum; sein Herz hatte vorhin zum ersten Male so recht laut und ungestüm gepocht, wie sonst nach dem raschesten Walzer nicht; noch nie hatte es daran gedacht, wie es sein müßte, wenn es selber Braut wäre; allen Burschen freundlich, aber gegen keinen zuvorkommend, tanzte es mit Jedem, der es schicklich auffordern durfte, aber nie war ihm eingefallen, daß es Einem von ihnen als Braut angehören könne, wie oft ihm auch angedeutet worden, Dieser oder Jener habe es nicht ohne Nebenabsicht zum Tanze aufgefordert.

Die Mädchen traten in den Saal, und das Fest nahm seinen heiteren Fortgang, nachdem der Vikar in einer kleinen passenden Anrede, wie dies so hergebracht war, Familie und Gäste begrüßt hatte.

Eine Hochzeit auf dem Lande hat immer für einen verhältnißmäßig weiteren Kreis Interesse, als das in Städten der Fall ist; in den Dörfern des Schwabenlandes ist dieses Interesse noch dadurch gesteigert und

erweitert, daß zu einer Hochzeit, wobei es nur einigermaßen flott hergehen soll, der ganze betreffende Ort zu Gaste gebeten wird; selbst feindliche Verhältnisse bleiben dabei unberücksichtigt, und aus jedem Hause muß wenigstens eine Person an dem Feste Theil nehmen. Es geht dabei ganz patriarchalisch zu: Alle betrachten sich als die Glieder einer Familie, die, wenn auch das gewöhnliche Treiben Verstimmungen und selbst Streitigkeiten hervorruft, sich bei außergewöhnlichen Gelegenheiten immer wieder des ursprünglich Allen Gemeinsamen erinnert und das Trennende vergißt. Die bei Hochzeiten stattfindenden Gebräuche haben sich seit undenklichen Zeiten von Geschlecht zu Geschlechte vererbt, und Jung wie Alt hält strenge darauf, daß selbst in Kleinigkeiten vom Brauch nicht abgewichen werde. Dem jungen Vikar, wenn er auch selbst ein Schwabe war und noch dazu einer vom echtesten Schrot und Korn, waren dennoch die ihn seit Kurzem zunächst umgebenden Zustände und Verhältnisse neu und fremd, indem er, in einer größeren Stadt geboren und erzogen, dann auf verschiedenen deutschen Universitäten weiter gebildet und als Reisebegleiter eines jungen Grafen, das eigentliche Volksleben höchstens aus Büchern kannte. Seit Jahresfrist lebte er nun schon unter seiner ländlichen Heerde, ohne ihr näher gekommen zu sein, als es sein Beruf mit sich brachte; er war den Wissenschaf-

ten innig ergeben und strebte, das während der Reisen Versäumte in der Einsamkeit des Landaufenthaltes wieder einzubringen. Daß er sich dem Leben vielleicht mehr als gut entfremdet, mochte auch der alte, seit mehreren Decennien an dem Orte lebende Pfarrer, dem er als Hülfsgeistlicher beigegeben war, veranlaßt haben, indem der alte Herr, dessen Bequemlichkeit sich unter dem Schein der Krankheit und Schwäche barg, es vorzog, seinem jungen Vikar alle mühsamen Amtsverrichtungen zu überlassen, während er selbst den leichteren und angenehmeren Theil derselben besorgte. So kam es, daß der junge Mann fast nur von der Kanzel aus zur Gemeinde sprach oder von seinem Arbeitszimmer aus für sie wirkte und handelte, während der Pfarrer nach wie vor bei Hochzeiten, Kindtaufen und sonstigen feierlichen, mit Essen und Trinken verbundenen Gelegenheiten den Leuten in gewohnter Weise nahe blieb. Heute nun sollte es wieder so gehen; der Vikar Schöner war, wie die Braut schon vorhin ihren Gespielinnen erzählt, zu dem Besitzer eines nahe gelegenen Schlosses, wo man den geist- und gemüthvollen Mann gern und öfter empfing, geladen worden; zufällig aber mußte der Baron rasch eine unvorhergesehene Reise antreten, und Schöner war noch nicht weit vom Dorfe entfernt gewesen, als ihm die absagende Botschaft zukam. Nach Hause zurückgekehrt, vernahm er, daß der alte Geistliche wirklich

unwohl geworden, als er in der Kirche die, wiewohl nicht mit allzuvielen Umständen vorgenommene Trauung vollzogen, und als Schöner ihn auf diese Kunde hin theilnehmend aufsuchte, äußerte der Pfarrer den Wunsch, sein Amtsbruder möge doch der weiteren Feier beiwohnen, indem die Dorfbewohner bei so festlichen Gelegenheiten einen besonderen Stolz in die Anwesenheit eines Geistlichen setzten. Natürlich weigerte sich Schöner nicht, vielmehr war es ihm erwünscht, auf diese Weise einmal seinen Beichtkindern näher treten zu können.

Aber nun, mitten unter ihnen und ihrem lustigen Treiben fühlte er das Unbehagliche des Fremdseins fast schmerzlich; es wollte ihm durchaus nicht gelingen, mit einem der Männer ein eingehendes Gespräch anzuknüpfen; sie beantworteten seine Fragen soviel es nöthig war, ließen die Rede dann aber auch sogleich fallen; den Frauen konnte er sich gar nicht nähern, sie saßen alle wie mit einer Schnur an einander gehalten, an einer unendlich langen Tafel und aßen jedesmal von neuem drauf los, so oft er sich an eine unter ihnen wendete; zu den Burschen zog es ihn gar nicht — da wollte sich seiner eine tiefe Trauer bemächtigen, denn er war nichts weniger als gleichgültig gegen Wohlwollen und Geselligkeit, noch kalt gegen seine Mitmenschen oder stolz auf seine geistigen Vorzüge; er war einfach, voll Herzensgüte und natürlichen Vertrauens, empfänglich für freund-

liches Entgegenkommen und theilnehmend an freudigen oder traurigen Schicksalen Anderer.

Während er noch bei sich überlegte, ob er das für ihn so wenig bietende Fest nicht lieber heimlich verlassen solle, fiel sein Blick auf das junge Mädchen, welches er vorhin irrthümlicher Weise für die Braut gehalten; ihr Auge ruhte mit einem unsäglich warmen und theilnehmenden Ausdruck auf ihm, und es war ihm, als läse er darin einen Ruf zu ihr. Er folgte dieser Ahnung und ging an das Fenster, an welchem sie von den Uebrigen etwas abgesondert lehnte. Die reizende Erscheinung des von allen Anderen durch etwas Feines und Zartes ausgezeichneten Wesens, ihre leichten, anmuthigen Bewegungen und die sanften, lieblichen Gesichtszüge hatten gleich im Anfang einen besonderen Eindruck auf den jungen Mann gemacht; er überzeugte sich bald, daß ihr Aeußeres ihn nicht getäuscht. Sie hatte ein kleines Bouquet frischer, süßduftender Veilchen in der Hand, als der Geistliche zu ihr trat; ein liebliches Erröthen, das ihr Antlitz bei seiner Begrüßung noch verschönte, konnte sie nicht dahinter verbergen; sie wurde jedoch bald unbefangener, und in kürzester Frist war er in eine tiefere Unterhaltung mit ihr gerathen, als er selbst erwartet hatte. Er fühlte sich von der schönen Jungfrau wunderbar angezogen und bei ihren naiven und doch Verstand und Geist bekundenden Reden, bei der

harmlosen und oft nur von einer reizenden Schüchternheit wieder verdrängten Heiterkeit fühlte er sich plötzlich ganz vertraut und dachte nicht mehr daran, das Fest, welches nun auch ihm Freude bot, zu verlassen. Anfangs erregte diese immer lebhafter werdende Unterhaltung unter den übrigen Mädchen einiges Staunen, vielleicht bei manchen mit etwas Neid über solche Auszeichnung vermischt; auch die Bursche strichen um das Paar mit oft nicht grade freundlichen Blicken. Die Beiden bemerkten es aber nicht oder kümmerten sich wenigstens nicht darum; nur auf kurze Zeit ließen sie sich in ihrer Unterhaltung stören. Sie fanden sich immer wieder zusammen, und fast zu spät bemerkte der junge Geistliche, daß es für seine Würde, den Ortsbewohnern gegenüber, Zeit sei, sich zu entfernen.

Als er endlich aufbrach, pochten seine Adern vor ungewohnter Aufregung, und seine Stirne glühte; sein Herz aber schien ihm größer geworden, und Welt und Leben kamen ihm wie umgewandelt vor. Es war eine wunderschöne Nacht; der ganze Reichthum des Himmels an funkelnden Sternen hatte sich entfaltet, kein Wölkchen trübte den tiefblauen Aether, kein Lüftchen störte die Sabbathstille der Nacht. Es zog ihn hinaus in's Freie, und seine Seele dehnte sich aus und strebte, das Unermeßliche in sich aufzunehmen, als er so allein, vom Geiste Gottes umweht und durchzuckt von der Ahnung

künftiger Seligkeiten, die Arme zum Himmel emporhob. Kein Wort fand er, das Uebermaß seiner Empfindungen auszuströmen, und doch war es ihm, als habe er nie in seinem Leben so andächtig, so glühend gebetet, wie jetzt. Er gab sich keine Rechenschaft, warum er gar so seltsam erregt war; es war ja auch nichts Einzelnes, nichts Kleines und Armseliges, was sich in ein Wort oder einen Satz hätte fassen und aussprechen lassen; auch war es ihm etwas so Neues und Fremdes, daß er keinen Laut dafür gefunden haben würde; aber seine Andacht, die Gluth seiner Empfindungen, die Fülle des Glückes, welche sein Herz erweiterte, besaß einen heiligen und hohen Grund, und es dauerte nicht lange, so ward er sich dessen klar, und mit neuer Wonne öffnete sich seine Brust der seligen Gewißheit.

Als er aber nun mitten in der Nacht in's Dorf zurückkehrte, seine Wohnung aufzusuchen, machte er den Umweg um des Schulzen etwas abgelegenen Hof und blieb stehen, als er die rasche Tanzmusik und das freudige Gejodel der Gäste hörte, und er fragte sein Herz nicht ärgerlich: „Herz, warum pochst du so laut?“ als es ihm fast die Luft zum Athmen raubte, wie sich das dritte Fenster neben dem Tanzsaal öffnete, und eine menschliche Gestalt im Dunkel dennoch erkennbar daran erschien und sich hinausbog. Er wußte nicht, wer es war, aber es hielt ihn fest, und er preßte die Hand auf sein

ungestümes Herz und zwang es mit Gewalt zur Ruhe, als von oben, während grade eine Pause im Tanze eingetreten, eine liebliche, ihm bekannte Stimme das alte, schöne Lied sang:

„Auf der Welt hab' ich kein' Freud',
Ich hab' ein Schatz und der ist weit;
Wenn ich nur mit ihm reden kunnt',
So wär' mein ganzes Herz gesund!"

„Frau Nachtigall, Frau Nachtigall!
Grüß' meinen Schatz viel tausendmal;
Grüß' ihn so hübsch, grüß' ihn so fein,
Sag' ihm, er soll mein eigen sein."

Im Saale begann plötzlich wieder die Musik, und der Gesang verstummte; die Gestalt verschwand, und das Fenster wurde geschlossen. In Schöner's Herzen aber erklang noch immer die süßtraurige Melodie, als bereits waches Bewußtsein mit lieblichen Traumbildern wechselte, und wie er vorhin aus den Sternen des Himmels eine Botschaft Gottes gelesen, so tönte ihm jetzt diese Weise wie ein Gruß aus höheren Räumen entgegen.

Welche Schätze birgt ein junges Herz, und der Schlüssel dazu liegt immer in einem andern jungen Herzen; finden sich die Beiden nicht, so trägt das eine sein Lebenlang seine Schätze verschlossen und todt mit sich herum, ohne sich je seines Reichthums erfreuen zu können,

und das andere sucht und sucht und glaubt oft gefunden zu haben, was sein Schlüssel aufschließen solle; probirt immer wieder und sieht nur jedesmal mit erneutem Schmerz seinen Irrthum ein; wenn sich aber die Beiden finden, da vermag nichts auf der Welt sie ferne von einander zu halten, und indem sie sich berühren, klingen holde Töne zu Akkorden in einander und verkünden Allen, die es hören wollen, das unermeßliche Glück zweier Liebenden.

* * *

Als am Morgen nach der Hochzeit Evele, der jungen Frau Gespielin und die älteste Tochter des Müllers Oberhof, den abgelegten Brautjungfernstaat in die reichlich mit Linnenzeug und sonstigen, Wohlhabenheit bekundenden Gegenständen gefüllten Truhen und Schreine aufbewahrte, war ihr Agathle, ein Mädchen von fast gleichem Alter, das der Müller als vater- und mutterlose Waise seit ihrer frühester Kindheit aufgenommen und als Vater erzogen hatte, hülfreich zur Hand.

Das Agathle hatte für den ersten Anblick bei Weitem nicht so viel Liebliches und Reizendes, wie das Evele; sie war größer und sehr schlank; ihr blasses, gleichmäßig gebräuntes Gesicht, ihre großen schwarzen Augen und die vollen, gewellten Haare, die sich gleichfalls durch

ihre prächtige schwarze Farbe auszeichneten, gaben ihr fast einen südlichen Charakter; fortwährend lag ein stiller, träumerischer Ernst auf der hohen gewölbten Stirne, und lächelte sie, so trug auch dies Lächeln eine melancholische Färbung. Das Mädchen war, als es heranwuchs, für das ganze Dorf eine interessante Erscheinung, während man es als Kind fast übersehen hatte; aber sie hatte die Neugierde erregt, und eine Zeitlang beschäftigte sie fast alle Köpfe; da ihre Abstammung Niemanden bekannt, und der Müller, nachdem er sie bei sich aufgenommen, nichts weiter geäußert, als, sie sei das Kind einer armen, entfernten Verwandten, so erzählte man sich mancherlei Märchen darüber: die Einen behaupteten, es sei ein vergessenes Zigeunerkind, die Andern, es habe zwar eine christliche Mutter, aber einen hebräischen Vater; noch Andere aber wollten wissen, das Kind sei von hoher Abkunft, und man habe dasselbe dem als sehr brav und verschwiegen bekannten Müller unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses anvertraut. In Wahrheit aber hatte der Müller das arme Kind einst von einer weiteren Reise mitgebracht, auf welcher er es der sterbenden Mutter in einem Dorfwirthshause mit dem Gelöbniß abgenommen hatte, das Kind christlich und tugendhaft zu erziehen. Was es mit den Eltern des Kindes für eine Bewandniß gehabt, wußte der Müller selbst nicht.

Nach und nach hatte man sich an Agathle's auffallende Erscheinung und ihre eigenthümliche Weise gewöhnt; man beachtete nicht mehr, daß sie sich von den übrigen jungen Leuten meist entfernt hielt und nur dann und wann dem Evele zu Lieb an einem oder anderem Vergnügen Theil nahm. Bei ihrem sanften und stillen Wesen konnte man ihr nur gut sein, besonders aber gefiel Allen ihre Anhänglichkeit und fast schwärmerische Liebe zu dem schönen Evele, die sie stets und ohne alle Zurückhaltung an den Tag legte.

Kurze Zeit vor dem Beginn unserer Geschichte hatte sich Agathle, unter Zustimmung ihres Pflegevaters, mit einem die Stelle des verstorbenen Dorfschäfers einstweilen und auf Probe versehenden jungen Manne verlobt, der sich, wiewohl fremd im Ort, durch sein völlig tadelloses Betragen täglich mehr und mehr das Vertrauen der Gemeinde gewann. Seit diesem Ereigniß war Agathle in ihrem Verhältniß zu Evele ruhiger geworden, und auch ihr früherer Ernst wich nach und nach einer stillen Heiterkeit.

An jenem Morgen nun, als die beiden Mädchen mit einander beschäftigt waren, fühlte sich Agathle veranlaßt, an Evele eine Frage zu stellen, die Jene früher so häufig an sie gerichtet hatte:

„Evele, warum bist Du denn heute so traurig?“

Evele erschrak über die mit weichster Stimme gespro-

chenen Worte, als erwache sie aus einem Traume; sie erröthete, und indem sie sich über eine offene Schieblade bog, that sie, als wenn sie die Frage überhört hätte, und begann durch eine andere Frage ein Gespräch einzuleiten:

„Warum bist Du denn gestern wieder so bald von der Hochzeit fortgegangen, Agathle? Ich hab' Dich doch so schön gebeten, so lange zu bleiben, bis auch ich fortgehen würde."

„O, sei mir nicht bös' drum," entgegnete das Agathle bittend; „ich habe gestern einen traurigen Tag gehabt, und da war's mir nicht möglich, heiter zu scheinen; ein trauriges Gesicht unter lauter lustigen Leuten ist wie ein welkes Blatt an einem grünen Strauch. Bist Du aber darum die ganze Zeit so still?"

Das Evele konnte die Frage nicht abermals umgehen; sie strich sich über das von neuem erröthende Antlitz und sagte:

„Komm' ich Dir so still vor? Ich weiß nicht, was Schuld daran ist; mir ist ganz heiter und wohl um's Herz. Was hast Du aber gestern wieder Trauriges gehabt?"

„Das kann ich Dir wohl sagen, Evele," antwortete das Agathle mit einem leisen Kopfschütteln über der Freundin sonderbares, an ihr gänzlich ungewohntes Wesen; „ich hab' ernstliche Ursache gehabt. Mein Wendel hat mir vorgestern Abend gesagt, unsere Verheirathung

würde sich wieder länger hinausziehen, als wir gedacht, weil der eine Theil der Gemeinde, der für den Schäfermichel ist, die Entscheidung wieder hinausgeschoben hat."

„Das ist freilich traurig für Euch! Ihr dauert mich von Herzensgrund," sagte das Evele so warm, daß das Agathle sie wieder ganz erstaunt ansah; solches Verständniß war ihr von dem mit den Gefühlen der Liebe so gut als gänzlich unbekannten Mädchen noch nicht zu Theil geworden; sie hatte sonst bei ähnlichen Veranlassungen nur leere Trostgründe, freundschaftliche Vorwürfe oder auch harmlose Neckereien zu hören bekommen, diesmal aber sprach sich in den wenigen Worten Etwas aus, was dem feinfühlenden Agathle wie eine unbewußte Beantwortung ihrer vorigen Frage klang.

Agathle war nicht neugierig, und seitdem sie ein süßes Geheimniß im Herzen der Freundin ahnen zu dürfen glaubte, forschte sie nicht weiter nach. Es entstand eine kleine Pause, dann fragte Agathle:

„Bist Du gestern recht vergnügt gewesen?"

„O, so vergnügt, wie noch nie," antwortete Evele rasch und mit dem vollsten Ausdruck des Glücks auf dem lieblichen Antlitz.

„Deinen Kleidern merkt man's aber kaum an, daß Du auf einer Hochzeit gewesen bist; hast Du denn nicht wie sonst alle Reigen getanzt?"

„Nein, Agathle, ich hab' im Ganzen nur wenig ge-

tanzt," erwiederte das Evele, abermals in tiefen Gedanken.

„Warum denn nit, Evele?" fragte das Agathle weiter, das sich nun wieder in allen seinen Vermuthungen getäuscht glaubte. Wie sollte Evele lieben, ohne mit dem Liebsten getanzt zu haben? Wie sollte sie nicht getanzt haben und doch so vergnügt gewesen sein?

„Es giebt doch sonst kein größeres Vergnügen für Dich, als das Tanzen?" setzte sie ihr Selbstgespräch gegen die Freundin laut fort.

„Ja, weißt Du, Agathle, der geistliche Herr darf doch nit tanzen," antwortete das Evele, sich mit Gewalt beherrschend; „und ich hab' mich fast die ganze Zeit mit dem geistlichen Herrn unterhalten."

„Ach, Evele, mach' mir das nit weiß," sagte das Agathle; „das glaub' ich Dir wahrhaftig in alle Ewigkeit nit; ich weiß recht gut, daß Du davon läufst, wenn Du den alten Pfarrer nur von fern herkommen siehst."

„Ja, da hast Du Recht," sagte das Evele halb lachend, „vor dem alten, aber nicht vor dem neuen, weiß Gott nit! Der junge geistliche Herr war ja auf der Hochzeit, weil der alte krank geworden."

Und nun war dem Redestrom Bahn gebrochen, und Agathle erfuhr Evele's Geheimniß und wußte bald mehr, als das in diesem Punkt so gänzlich unerfahrene, naive Mädchen selbst.

Agathle schwieg von ihrer Ueberzeugung, daß das Feuer, mit welchem sich Evele über den jungen Geistlichen ausgesprochen, von der Liebe entzündet sei; sie hörte ihr mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu, und als das Gespräch durch Evele's kleinen Bruder unterbrochen ward, nahm Agathle den durch ihre Gespielin fallen gelassenen zarten Punkt nicht wieder auf, indem sie fürchtete, das liebe Mädchen irgendwie schmerzlich zu berühren.

Bis zu jener Hochzeitfeier der Freundin hatte Evele's Herz bei allen geselligen Berührungen mit den jungen Burschen und Männern des Orts seine jungfräuliche Ruhe und Kälte bewahrt; Keinem war es trotz mannichfacher Bemühungen gelungen, ihr auch nur um einen Gedanken näher zu kommen, als die übrigen, und da man sie weder stolz, noch herzlos nennen konnte noch wollte, so gab man ihrer Gleichgültigkeit gegen das männliche Geschlecht eine mit ihrem Charakter nicht eben in Widerspruch stehende Deutung, indem man annahm, sie wolle ihres Vaters und Bruders wegen ledig bleiben. Es war in dem so einfachen Leben der schönen Müllerstochter ihr Verhältniß zu Vater und Bruder eines der rührendsten Momente, einzig an Vertrauen, Hingebung und Zuneigung. Dem Bruder, einem lieben Knaben von sieben Jahren, ersetzte sie die bei seiner Geburt gestorbene Mutter durch wahrhaft mütterlich treue und sorgfältige Pflege und erntete dafür von seiner Seite

die dankbarste Liebe, den freudigsten Gehorsam; der verwittwete Vater aber fand in der Tochter alle Wünsche seines Herzens erfüllt, Evele ersetzte ihm die Gattin, was die Führung des Hauswesens betrifft, in vollem Maße, und wenn dies in allen Fällen viel ist, will es in einem ländlichen Haushalt noch weit mehr sagen: es ist deshalb auch begreiflich, daß Evele dem Vater lieber war als sein Augapfel, und daß diese Liebe um so fester wurzelte, als sie zugleich auf tiefster Achtung und einer wohlmotivirten Werthschätzung fußte. In gleicher Weise verehrte man im ganzen Orte das Mädchen seiner trefflichen Eigenschaften wegen, wie man sich an ihrem lieblichen Aeußern erfreute, und jede Mutter wünschte für ihre Tochter Evele's veredelnden, ringsum Sitte und unbefangene Heiterkeit verbreitenden Umgang. Man hörte oft von den älteren Leuten sagen: „Das Müllers Evele wäre vor Zeiten ein echtes „Muttergottesmädle“ gewesen!“ Mit dem „Muttergottesmädle“ aber hatte es folgende Bewandniß. Zur Zeit da die katholische Confession im Orte war, wurden alljährlich sechs der schönsten und sittsamsten Mädchen ausgewählt, um an hohen Festtagen und bei sonstigen Anläßen, wo Prozessionen oder feierliche Umzüge stattfanden, das Muttergottesbild zu tragen. Natürlich war dies die höchste Ehre, und man kann noch heute keinem Mädchen einen schöneren und ihm mehr schmeichelnden Namen beilegen, als die-

sen durch Sage und Tradition noch erhaltenen und geheiligten.

Und wie stand's nun wohl um's Herz unseres reinen und bis jetzt noch von keiner Ahnung einer irdischen Neigung berührten Marienmädels? Bis jetzt?

Seit jener Begegnung mit dem jungen Pfarrer Schöner war für Evele's Leben eine neue Sonne aufgegangen, die Ruhe ihres Herzens hatte sich plötzlich in sehnsüchtiges Wünschen und zaghaftes Hoffen verwandelt; das Wohlgefallen, welches sie sonst an dem jungen interessanten Manne gehabt, die Verehrung, welche ihr sein Stand eingeflößt, waren zur innigen Liebe geworden, als er ihr näher getreten und sich ihr in einer Weise gezeigt hatte, die jede Seite ihrer Seele harmonisch-wohlthätig berührte. Daß die reizende Jungfrau auch auf Schöner einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht hatte, bewies die bei einem als „stolz" geltenden jungen Geistlichen gewiß auffallende Art, mit der er sich bei seiner Anwesenheit im Hause des Schulzen dem Mädchen gewidmet, und so liebten sich die Beiden, ohne daß sie es sich gestanden, und ohne daß das Eine von den Gefühlen des Andern mehr als eine schüchterne Ahnung gehabt hätte.

* * *

Einige Monate vergingen; jeden Sonntag Morgen besuchte das Evele, wie sonst auch, die Kirche — wie sonst und doch so ganz anders; sonst, wenn sie ihre nothwendigsten Morgengeschäfte vollendet und sich sonntäglich gekleidet hatte, griff sie mit ruhiger, froher Andacht nach dem Gesangbuch, neben welches ihr kleiner Bruder nie vergaß ein Paar Blumen zu legen, und dann war sie mit der Frömmigkeit eines Kindes in das Gotteshaus gegangen, wo sie sich freute, recht ungestört beten zu können; ihre Gebete waren meist Dankgebete oder Fürbitten für Andere gewesen, und sie war nie ohne tiefste Befriedigung nach Hause zurückgekehrt. Jetzt sehnte sie sich von einem Sonntage zum andern mit schmerzlichem Ungestüme, und Freude und Bangen vor dem Augenblick, wo sie den heimlich Geliebten wiedersehen und Gottes Wort durch seine männliche, wohlklingende Stimme verkündet hören sollte, raubte ihr die Nacht vorher den Schlaf. Sie klagte sich keiner Sünde an, daß sie jetzt mit solchen Gefühlen den geweihten Ort betrat, denn diese waren durch ihre Reinheit ebenfalls geweiht; sie wurde aber jedesmal ihrer Bewegung kaum Herr, wenn sich zu Ende der dritten Strophe des Eingangsliedes ihr zur Seite die Thür der Sakristei aufthat, und der junge Geistliche mit würdigem Schritt an ihr vorbeiging. Hätte sie einmal gewagt, bei dieser Gelegenheit aufzuschauen, so würde ihr sein warm

auf ihr ruhender Blick Alles verrathen haben, was sie glücklich gemacht hätte; sie aber neigte dann ihr Haupt nur um so tiefer über das Gesangbuch und vermochte es kaum über sich, den Blick auf die Kanzel zu erheben, wo der Geliebte ihr gegenüber stand. Anders aber als durch jene auf ihr ruhenden Blicke gab der junge Geistliche seine Gefühle für das schöne Mädchen nicht zu erkennen, und Evele litt, sich selbst kaum bewußt, unter der scheinbaren Zurücksetzung und Kälte, mit der sie von dem geliebten Manne behandelt wurde. Sie war oft bis zur Traurigkeit still, und das Agathle, welchem das nicht entgehen konnte, und das die Ursache davon zu kennen glaubte, nahm sich fest vor, mit ihr darüber zu sprechen, sie zu trösten und ihren Stolz gegen den kalten Mann, der so heilige Gefühle in dem reinen Herzen geweckt und sich nun so schnöde zurückzog, wach zu rufen.

Der „kalte Mann“ aber wurde von den beiden Mädchen bitter verkannt; er kämpfte selber oft vergeblich gegen den Schmerz sehnsüchtiger Liebe, der ihn seit jenem in Gesellschaft der holden Erscheinung verlebten Tage nicht wieder verlassen. Wie oft trieb es ihn hin zu ihr, seine Liebe zu gestehen und sie um Gegenliebe zu bitten! Ein dem Manne gebotener Stolz hielt ihn jedoch davon zurück: er durfte um das schöne und zu seinem Unglück reiche Mädchen nicht freien, so lang er der arme, erst auf eine feste Stellung hoffende Vikar war.

Unter diesen Umständen war es ihm das Liebste, sich durch größere Spaziergänge zu zerstreuen; er dehnte sie oft stundenlang aus und hatte die Gegend schon im weiteren Kreise durchwandert und kennen gelernt. Auf einem dieser einsamen Gänge, die sonst an Erlebnissen völlig arm waren, traf er auf einen Schäfer, der von seiner ruhenden Heerde umgeben und den großen, wachsamen Hund zu Füßen, auf einem Raine saß und ein Lied sang, welches die Aufmerksamkeit des Pfarrers erregte. Er blieb lauschend stehen und überzeugte sich bald, daß es eines jener wunderbaren Volkslieder war, die ihn von jeher so innig gerührt und oft wahrhaft bezaubert hatten. Es hatte mehrere Strophen, und der Schäfer sang die den meisten Volksliedern eigenthümliche, sanfte und eintönige Melodie mit klangvoller Stimme und gefühlvollem Ausdruck. Das Lied selbst lautete:

Zu Dir zieht's mi hi,
Wo'n i geh', wo'n i bi;
Hab' kei Rast und kei Ruh,
Bin a trauriger Bu.

Wenn i d'Wolkerln a bitt:
„Nehmt's mi auf, nehmt's mi mit!"
Ziehn's fort mit dem Wind,
Lassen trauri mi dahint.

„B'hüt Di Gott, lieber Bu!
Hast mi g'numme mei Ruh;
Daß mei Alles bist g'west,
Sag' i etzt erst, weil's gehst."

Wie's mer des so hat g'sagt,
Hat's mer's Herz g'walti packt,
Hab' d'Aug'n zuadrückt,
Hab's Wona verschluckt.

Und i weiß no wie heint,
Hat der Mond so schön g'scheint,
Bin i g'sessen bei Dir,
Hast no g'redt so mit mir,

Hast mi packt bei der Hand,
Hast mer g'zoagt weit in's Land,
Hast Dei Köpferl an mi g'lahnt,
Und recht bitterli g'waant.

Und do bin i ummag'rennt
In der Welt ohne End,
Hab mer g'sucht her und hi,
Find kein Dirndel wie Di.

Jedem Baum hab i's klagt,
Jeden Bach hab i g'fragt,
Wie's Der geht, wie's Der is,
Ob D'auch denkst a mi g'wiß?

Und die Baamerl haben g'rauscht,
Und die Bacherl haben plauscht;
Is mer vorkomme schier,
Als hätten's g'redt so mit mir:

„Bist ä damischer Bu,
Ras' nur zu ohne Ruh:
Wenn a mol 's Glück verdah'n,
Schaugt's ein nimmer mehr an!“

Der Geistliche hörte dem Gesang mit steigender Theilnahme zu, indem ihm zugleich das Aeußere des

Sängers als nicht gewöhnlich auffiel. Es war ein großer, schlank gewachsener Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren; sein einfacher Anzug hatte etwas Malerisch-nachlässiges, ohne unsauber oder schlecht zu sein; seine Haltung war natürlich-edel, und wie er so saß, mitten unter seiner Heerde und eine Schnitzerei aus Holz verfertigend, erinnerte er den das Romantische in hohem Grade liebenden Geistlichen an einen jener Schäfer der Dichtung, dem eine schöne Königstochter wohl ihre Liebe hätte schenken mögen.

Als das Lied zu Ende, trat Schöner dem Sänger näher, und dieser, ihn erblickend, sprang von seinem Rasensitz auf und begrüßte ihn: „Guten Tag, Herr Pfarrer!“

Mit Freundlichkeit erwiederte Schöner den Gruß, und angezogen von der Erscheinung des Schäfers, wie von dem Wunsch erfüllt, das Lied noch einmal zu hören und sich einzuprägen, sagte er:

„Sie haben eben ein Lied gesungen, welches mir in der hiesigen Gegend noch niemals vorgekommen; können Sie mir sagen, woher Sie dasselbe besitzen?“

„Ich bin aus der Oberpfalz,“ erwiederte der Schäfer, „und hörte das Lied schon als kleiner Knabe von den älteren Leuten singen; wenn ich auch gleich schon seit mehreren Jahren von meiner Heimath fort bin, hab' ich dies eine Lied doch nie vergessen können.“

Schöner bat, er mög' es noch einmal singen, und der Schäfer war sogleich dazu bereit.

„Das ist eine der herrlichsten Blüthen am wilden Rosenstrauch der Volkspoesie!" sagte Schöner, als der letzte Ton verklungen, halblaut, mehr zu sich selbst; der Schäfer aber zeigte, daß er ihn gehört und verstanden, indem er bescheiden erwiederte:

„Es ist auch mir das liebste Lied, das ich kenne."

Der junge Geistliche, welcher auf ein Lieblingsthema gerathen, fuhr fort: „Reich an Tiefe und Zartheit der Empfindung, frei von jeder kränklichen Sentimentalität, und zugleich so lebendig und anschaulich in der Schilderung eines sich täglich wiederholenden, aber immer rührenden Ereignisses, daß man in den wenigen Strophen einen ganzen Roman miterlebt, zeichnet es sich vor vielen andern Volksliedern, wie großen Werth diese auch in sonstigen Beziehungen haben mögen, vortheilhaft aus; man empfindet nicht bloß mit, man erlebt auch mit" —

„Gewiß!" fiel der Schäfer in diese Kritik ein. „Ich kann es mir so deutlich vorstellen, wie die Beiden, das Mädchen und sein Schatz, der in die Fremde will, am letzten Abend noch einmal beisammen sitzen, um Abschied zu nehmen, und wie sich's da erst so recht zeigt, wie lieb sie sich haben. Bis man das so ganz gewiß weiß, kostet's freilich viel Seufzen und Bangen!"

Schöner selbst unterdrückte in diesem Augenblick einen Seufzer, aber auch um den Mund des Schäfers lagerte sich ein trüber Zug, und sein großes braunes Auge blickte träumerisch in die Weite.

„Haben Sie das schon selbst erfahren?“ fragte nun der Geistliche mit der ihm eigenen gewinnenden Güte, indem er sich auf dem Rain niederließ; der Schäfer setzte sich neben ihn, griff wieder nach seinem Schnitzmesser und dem angefangenen Bilde und sagte lächelnd:

„Ob ich's erfahren, hochwürdiger Herr? Gott sei Dank, es ist überstanden, denn die, welche ich liebe, liebt mich nicht weniger, und das Einzige, was uns jetzt noch Kummer macht, ist, daß sich unserer Verbindung noch so manche Hindernisse entgegensetzen.“

Der Geistliche fragte jetzt nach dem Namen des Schäfers und erkundigte sich in theilnehmendster Weise nach den Lebensverhältnissen desselben; und da Wendel, denn der Schäfer war Niemand anders als Agathle's Verlobter, ihm mit Vertrauen entgegenkam, so geriethen die beiden Männer bald in eine längere Unterhaltung, welche Schöner in höchstem Grade fesselte.

Wendel war, natürlich ohne sich dessen bewußt zu sein, eine durch und durch poetische Natur, der alles Gewöhnliche und Gemeine instinktiv unerträglich war; mit den mannichfaltigsten Anlagen begabt, hätte ihn nur eine gütige und thatkräftige Hand auf eine bestimmte,

höhere Bahn zu führen gebraucht, um die Reihen Derer, welche aus niedriger Lebenssphäre, entstammend, die höchsten Stufen schöpferischer Thätigkeit erreicht, um Einen zu vermehren. Das Glück war ihm nicht so hold; arm geboren, kaum die nothdürftigste Erziehung, den ungenügendsten Unterricht genießend, machte sich seine höhere Natur nur insofern thätig geltend, als sie ihn das Gemeine seiner Umgebung fliehen machte und einen Hang zur Einsamkeit, zur Vertiefung in die ihn umgebende Natur und ihre Geheimnisse erweckt hatte. Als kleiner Knabe hatte er sich an den alten Schäfer seines Heimathsdorfes so innig angeschlossen, wie es sonst unter zwei in den Jahren so verschiedenen Menschen kaum stattfindet, und durch diesen stillen, einfachen, frommen und mit der Natur ebenso vertrauten, als mit der Welt und den Menschen unbekannten Mann wurden seine natürlichen Neigungen noch mehr gefördert. Dem Alten war im Laufe der Jahre, während seines stillen, gleichförmigen Berufs, ein scharfer Blick für feinere Naturbeobachtungen aufgegangen, und er hatte nie versäumt, seine Kenntnisse und Erfahrungen zum Besten der Hülfsbedürftigen in Anwendung zu bringen; unbeachtete, von ihm aber als heilsam erprobte Kräuter und Wurzeln, Säfte, die er ihnen entzog, und sonst mancherlei einfache, wohlthätig wirkende Mittel wendete er an, und sie hatten sich sowohl bei Wunden, als inneren Uebeln

heilsam erwiesen. Da ihn aber die Aerzte nicht anders beurtheilt, als sie es in solchen Fällen zu thun gewohnt sind, und aus der naiven Wissenschaft mehr Verdruß, als Dank hervorgegangen, so übte der alte Mann sie in seinen späteren Jahren nicht mehr aus und nahm auch seinem jungen Freunde das Gelübde ab, sein Wissen in diesem Fache nie praktisch anwenden, sondern sich nur zu seiner eigenen Freude damit befassen zu wollen. Der Knabe beschäftigte sich auch vielfach mit Holzschnitzereien und hatte es in dieser Kunst bald zu einer Fertigkeit gebracht, welche ihn zu immer erneutem Eifer in dieser mehr lohnenden Thätigkeit antrieb und von dem Alten um so mehr gepflegt wurde, als er seinem jungen Freund und Schüler den Aerger und die Enttäuschungen, unter denen er selbst so viel gelitten, zu ersparen, für eine heilige Pflicht ansah. Nach dem Tode seines einzigen Freundes und Beschützers, den er bis zum letzten Augenblick als treuer Pfleger unterstützt, hatte Wendel den Wanderstab ergriffen, und, von seinen Holzschnitzereien lebend, ein ziemliches Stück der weiten Welt durchzogen, bis ihn das Glück an den Ort geführt, wo unsere Geschichte spielt.

Was wir hier nur in der Kürze erzählen konnten, erfuhr Schöner ausführlicher aus Wendels Munde, und es erhöhte seine Theilnahme für den jungen, talentvollen Mann mehr und mehr. Nach einer längeren Pause des

Nachdenkens über das so eben Vernommene fuhr der Geistliche fort:

„Die Kunst der Holzschnitzerei haben Sie, wie es scheint, in Ihrem neuen Berufe nicht aufgegeben?“

„Gewiß nicht,“ antwortete der Schäfer. „Ich habe ja genug freie Zeit dafür und kann nun, da ich nicht mehr wie sonst für das tägliche Brod zu arbeiten brauche, Schöneres und Künstlicheres zu Stande bringen. So bin ich eben jetzt daran, nach jenem Lied, das Ihnen so wohlgefiel, ein Bild zu machen, wie sie das „Köpferl an ihn loant, und recht bitterli woant.“ Ich glaube, die richtige Stellung getroffen zu haben?“

Er zeigte dem Geistlichen das halbvollendete Bildchen, an dem man jedoch schon deutlich erkennen konnte, wie's in der Vollendung werden sollte, und das die bezeichnete Situation trefflich darstellte. Schöner erstaunte über das in dem Jüngling theilweise freilich immer noch schlummernde Talent, das sich in den richtigen Proportionen der Figürchen und der glücklichen Wahl des Gegenstandes besonders kundgab.

„Haben Sie nicht einige Ihrer Arbeiten vorräthig?“ fragte Schöner in der Absicht, sich das eine oder andere Werk zu kaufen.

„Nein, Herr Pfarrer!“ erwiederte Wendel. „Ich stehle mir zu diesem hier eigentlich die Zeit, um mir selbst einen Gefallen damit zu erweisen. Die Leute in

der Gegend, besonders die katholischen, haben eine große Vorliebe für meine Schnitzereien, daß ich kaum genug fertig bringen kann. Ich mache ihnen den Heiland und seine Mutter, Heiligenbilder, auch unheilige Gegenstände, wie Stockknöpfe und dergleichen, so daß ich nicht nur mich, sondern auch Weib und Kind ernähren könnte, und doch ist man nur unter diesem Vorwande unserem Glück im Wege."

Da Wendel abermals den Punkt seiner Herzensgeschichte berührte, fragte Schöner näher danach und erfuhr sie rückhaltlos; Wendel schien sich von dem Geistlichen nicht weniger angezogen zu fühlen, als dieser von ihm; er zeigte das durch die unbegrenzte Offenheit, mit welcher er sich in seinen Mittheilungen dem ihm an Stand und Würde so weit überlegenen Manne hingab.

Diesem ging bei der einfachen Erzählung der einfachsten, aber innigst gefühlten, echte, wirkliche Liebe bekundenden Liebesgeschichte das eigene Herz auf, und als Wendel im natürlichen Zusammenhang mit Agathle auch von der schönen Müllerstochter sprach, da hätte selbst ein weniger scharfblickender Mensch, als Wendel, das mehr denn gewöhnliche Interesse des Geistlichen an Evele bemerken müssen. Er war aber zu feinfühlend, dies merken zu lassen, um nicht als zudringlich zu erscheinen. Das Einzige, was er that, sowohl um sich in seiner Beobachtung zu vergewissern, als um dem Geist-

lichen Freude zu machen, war, daß er über Evele mehr und länger sprach, als er außerdem gethan haben würde, und natürlich war das, was er über sie mittheilte, nur Liebes und Gutes, wie es der Wahrheit gemäß auch nicht anders sein konnte.

Schöner war die Zeit bei seinem neuen Bekannten wie im Fluge vergangen, so daß ihn erst der späte Abend von demselben trennte.

Kaum war er einige Schritte gegangen, als er noch einmal zu Wendel zurückkehrte und ihm die Hand reichend sagte:

„Fällt es mir doch erst diesen Augenblick ein, daß wir Amtsbrüder sind, lieber Wendel, nach dem eigentlichen Ausspruch unseres göttlichen Lehrers und Heilandes? Und ich hab' es wohl bemerkt, ich kann noch viel von Ihnen lernen. Lassen Sie uns Freunde werden, Gott zu Ehren und uns zu Liebe!"

Der junge Geistliche war in großer Bewegung und der Schäfer tief ergriffen. Der Standesunterschied war aufgehoben; zwei edle, reine Menschen standen sich gegenüber, von der schönsten Empfindung beseelt und über die nüchterne Wirklichkeit erhoben.

„Mir leuchtet's im Herzen," sagte Wendel endlich, Schöners Hand in der seinigen behaltend, „heller, als dort die sinkende Sonne!"

Die ganze Gegend, von der Abendsonne wundervoll

beleuchtet, im vollsten Schmuck des Hochsommers, gesegnet mit üppiger Fruchtbarkeit und abendlich still, wie in Gebet versunken, erschien Schöner nun noch verklärter durch die eigene innere Heiterkeit, die er seit den fröhlichen, harmlosen Kindertagen nie wieder so rein empfunden hatte wie jetzt, nachdem er an Wendel einen über der Gewöhnlichkeit stehenden Menschen und ihm kostbaren Freund gefunden hatte. Durch das von Beiden gewebte Band wechselseitiger Zuneigung schlang sich, von ihnen selbst wohl kaum bemerkt, als rosaseidener Faden der durch Wendels Agathle vermittelte Zusammenhang mit Evele.

Von jener Zeit an suchte Schöner den Schäfer Wendel öfter auf. Einmal weidete dieser seine Heerde auf einer bereits zum dritten Mal abgemähten Wiese, und der junge Geistliche stand bei ihm, als dieser plötzlich den Hut schwenkte und wie in weite Ferne grüßte. Schöner blickte nach der Richtung, wohin der Schäfer seinen Gruß entboten, und sah in ziemlicher Entfernung zwei Mädchen, von denen er sogleich das eine als Evele erkannte; sie wendete sich aber in dem Augenblicke um und eilte, von dem anderen Mädchen, welches den Gruß bemerkt und erwiedert zu haben schien, gefolgt, dem Dorfe zu.

„Das war mein Schatz, das Agathle!“ sagte Wendel mit freudiger Erregung den Mädchen nachschauend.

„Das war mein Schatz!“ klang es im Herzen des jungen Geistlichen nach: „Das war mein Schatz, das Evele!“

Schöner verabschiedete sich rasch von seinem Freunde, um sein Geheimniß nicht zu verrathen, denn selbst Wendel sollte nichts davon wissen.

Die beiden Mädchen aber blieben bei einander, und deshalb konnte Evele vor der theilnehmenden Pflegeschwester ihre Aufregung und schmerzliche Bewegung, in welche sie bei dem plötzlichen Anblick des geliebten Mannes gerathen, nicht verbergen.

„Evele,“ sagte das Agathle, die Eilende erreichend und mit zärtlichem Ungestüm den Arm um ihren Nacken legend, „Evele, schau mich an!“

Das Evele suchte sich vergebens aus der Umschlingung loszumachen; sie konnte jedoch ihr Antlitz dem forschenden Blicke der Freundin nicht mehr verbergen, denn diese beugte sich ganz über sie, und heiße Thränen, welche dem Auge Evele's entrollten, schimmerten auf Agathle's gebräunter Hand. Da war aber auch das Schweigen gebrochen, und in wenigen, von Thränen und Schluchzen unterbrochenen Worten gab das Evele die so lange Zeit verborgenen Liebesschmerzen kund.

Sie hätte kein zärtlicheres, theilnehmenderes Herz finden können, um darin ihr Geheimniß niederzulegen, als das des glücklich liebenden Agathle's; diese war

jedoch, dem Schmerze Evele's so plötzlich gegenüber, nicht im Stande, ihr so zuzureden, wie sie früher, als sie das Geheimniß nur geahnt, sich vorgenommen hatte — statt dessen ließ sie das arme Mädchen sich an ihrem Herzen ausweinen und nahm sich vor, selbst bis zu Thränen ergriffen, mit ihrem Wendel, zu dem in allen Dingen ihre Gedanken flogen, über diese traurige Herzensgeschichte zu sprechen.

Sie sah ihn gewöhnlich Abends nach Sonnenuntergang, wenn er seine Schafe in die Hürde getrieben; sie kamen dann auf einer hinter der Mühle, über dem Flusse gelegenen Wiese zusammen und durften eine Stunde bei einander bleiben; länger sah es der Müller, der Leute wegen, nicht gern, und die eine für sie an Glück so reiche Stunde wurde, wenn auch nur allzuschnell dahingeeilt, von Beiden stets mit gleicher Sehnsucht erwartet.

Jenen Abend konnte Agathle ihren Verlobten kaum erharren; sie ging ihm eine Strecke Weges entgegen und verdoppelte ihre Schritte, als sie ihn kommen sah.

Nach der ersten zärtlichen Begrüßung sagte Agathle, sie müßten heute recht ernst sein, denn sie habe Wichtiges mitzutheilen. Den Arm um Agathle geschlungen, hörte Wendel ihr aufmerksam zu, als sie ihm die uns bereits bekannten Mittheilungen machte.

„Ich hab' nun gedacht," schloß sie dieselben, indem sie sich inniger an den Geliebten schmiegte, „weil der

geistliche Herr Dir eine so große Freundschaft geschenkt, Du solltest ein bischen an ihm forschen und" —

„Und ihn fragen, ob er das schöne Müllers Evele nicht auch ein wenig lieb habe? Herz, das brauch' ich nicht mehr zu fragen; der Pfarrer hat sich noch jedesmal bei mir verrathen, so oft ich vom Evele gesprochen hab', und heut', wie er sie aus der Entfernung neben Dir gesehen hat, bin ich ganz gewiß darüber worden. Freilich hat er sie lieb und kann oder darf es ihr nur nicht zeigen, wie's ja auch bei ihr ist."

Das Agathle war selig über diese Eröffnung Wendels.

„O Liebele, wir müssen ihnen helfen!" rief sie mit Feuer. „Niemand kann das so gut, wie wir, — aber wie nur gleich?"

„Weißt Du was?" sagte Wendel. „Wir fügen es, daß sie sich allein treffen, und das Uebrige giebt sich von selber; wenn sie sich wirklich so recht aus Herzensgrund lieben, so zeigen sie sich's, wenn sich nur ein bischen gute Gelegenheit dazu bietet. Das arme Evele soll nicht länger so traurig bleiben, und der gute geistliche Herr nicht minder."

Die Liebenden überlegten nun, wie sie am leichtesten und besten ein ungestörtes Zusammentreffen der Beiden bewerkstelligen könnten, und die Zeit ihrer eigenen

Trennung war gekommen, als sie den rechten Weg gefunden zu haben glaubten.

*
*
*

Als Schöner, wie er nun fast täglich zu thun gewohnt war, den Schäfer wieder aufsuchte, bat dieser ihn dringend, den folgenden Sonntag zu ihm auf die Moorwiese zu kommen. Mit einem Lächeln, dessen Grund und Bedeutung der Geistliche weder ahnen noch errathen konnte, empfing er dessen Zusage.

Der herrlichste Sonnenaufgang verkündigte dem früh wachen Schäfer einen schönen Tag, und die innige Freude, die er darüber empfand, drückte er in einem frohen Gesang aus, der weithin tönte.

Kaum war der Nachmittagsgottesdienst vorüber, so eilte Schöner, seinem Versprechen nachzukommen; die Sonne brannte heiß, und bekannt mit den verschiedenen Pfaden, zog er es vor, durch das nahe bei dem Ort beginnende Wäldchen der Moorwiese zuzugehen.

Aber wie erbebte er, als er, aus der Waldkühle tretend, in ganz geringer Entfernung von sich das Evele sitzen sah, mit einem vollen Feldblumenkranz geschmückt und von Wendels Schafen umgeben, die sich an sie herandrängten und begierig nach dem Brode haschten, das sie ihnen in der hohlen Hand darbot. Wendel stand

dem Dorfe zugekehrt und sah spähend den Weg entlang, wahrscheinlich, um die Ankunft zu erkunden. Das Agathle, eben im Begriff, ihrem Geliebten einen hübschen Blumenstrauß zu bringen, sah den Geistlichen zuerst und rief so laut, daß es Alle vernehmen konnten:

„Der geistliche Herr!"

Das Evele zitterte bis in's innerste Herz, wollte sich erheben, blieb aber wie gebannt mit purpurüberfluthetem Antlitz und gebeugtem Nacken sitzen. Sie sah in dieser natürlich-graziösen, demüthigen Stellung, von den hüpfenden Schafen umgeben, reizend aus, und Schöner that sich Gewalt an, als er in ihr blaues, wie flehend zu ihm aufgeschlagenes Auge blickte, nicht vor sie hinzustürzen und ihr zu gestehen, daß sie sein einziger Wunsch, sein einziges Glück, seine einzige Liebe sei.

Wendel ging mit strahlendem Blick auf den Freund zu und sagte leise, doch mit triumphirendem Ausdruck:

„Hab' ich es recht gemacht?"

Schöner sah ihn mit einem liebevollen Blicke an und drückte ihm stumm die Hand; dann näherte er sich den beiden Mädchen.

Das Agathle sah lächelnd von ihrem Wendel auf das Evele und von diesem weg auf Schöner und war diesem gegenüber unbefangener, als sie dies je für möglich gehalten; das Evele aber wußte sich gar nicht zu fassen und war nicht im Stande, den Gruß und die

ersten Worte des jungen Geistlichen anders als durch eine stumme Kopfbewegung zu erwiedern. Des lieben Mädchens Verwirrung aber gab Schöner die nöthige Ruhe wieder, und es währte nicht lange, so befand er sich mit Evele in traulichem Zwiegespräch. Er setzte sich auf einen Stein neben sie; Wendels großer Hund, welcher den Freund seines Herrn schon lange kannte, sprang von Zeit zu Zeit liebkosend an ihm herauf, während ein besonders zuthuliches Lamm bei Evele um fernere Brodgaben bettelte.

Die Erinnerung an jenes Hochzeitfest, das in Beiden die Knospe gegenseitiger Liebe geweckt hatte, bildete zu Anfang den Hauptgegenstand ihres Gespräches; in jedem Worte verrieth Evele unbewußt ihr Geheimniß; sie erinnerte sich selbst des geringfügigsten Umstandes, jeder Aeußerung Schöners, und zeigte dadurch klar, wie oft sie in der Zwischenzeit daran gedacht und darüber gesonnen hatte; aber auch Schöner that sich keine Gewalt mehr an, ihr seine Gefühle zu verbergen; bevor Agathle und Wendel, die sich, um die Liebenden nicht zu stören, für eine Weile zurückgezogen, sich den Beiden wieder anschlossen, blühten auf Evele's Wangen schon die sanften Rosen innigster Beglückung, und Schöners Augen leuchteten dem Freunde, der ihm so brüderlich wohlgethan, hell entgegen.

Wendel lud die Liebenden ein, sich auf die Moos-

bank vor seiner Hütte niederzulassen und Butterbrod nebst frischer Milch zu genießen; es war das frugalste, aber heiterste und durch Liebe, Hoffnung und innere Freudigkeit beglückteste Mahl, woran je zwei liebende Paare Theil genommen.

Wendel schlug sodann vor, da die Sonne immer heißer heraufkomme und das fernere Verweilen auf der Wiese unangenehm mache, den Schatten des nahen Wäldchens aufzusuchen, wiewohl er selbst bei seiner Heerde bleiben mußte, wo ihn aus leicht begreiflichen Gründen sein Agathle nicht allein ließ. Daran dachte jedoch das Evele nicht, und Schöner war auch nicht betrübt darüber.

Was könnte dem Aufbrechen der überquellenden Liebesknospe mehr zu Hülfe kommen, als Waldesdunkel und Einsamkeit? — Es hörten's nur die singenden Vögelein, es sahen's nur die Blumen und Bäume, wie der liebende Mann das erste Mal sagte: „Ich habe Dich lieb!“ und sie sich ihm an's Herz warf und die seligsten Thränen weinte, die er ihr von den schönen blauen Augen küßte. Der Wendel aber war klüger als Vögelein, Blumen und Bäume; er sah und hörte nichts von diesem süßen, heimlichen Thun und wußte doch darum; er und sein Agathle plauderten unterdessen von den Tagen und Stunden, da sie selber noch vor einander zagten, und in der Erinnerung an jene Zeit

und im Genuß der Gegenwart, gehoben durch das Bewußtsein, zwei liebe Menschen beglückt zu haben, war auch ihnen der Tag ein echter, schöner Sonntag.

Es gab viel zwischen den beiden Liebenden, Schöner und Evele, zu besprechen, wozu die Freunde ihren ruhig überlegten Rath geben sollten, und Evele wendete deshalb ihre Schritte wiederum dem gemeinschaftlichen Vereinigungsorte zu; sie hatte sich ganz verwandelt vom Herzen des Geliebten erhoben; nun, da sie sich geliebt wußte, war jede Zaghaftigkeit, jede blöde Schüchternheit überwunden; die Vereinigung mit dem geliebten Manne, seine Zufriedenheit, sein Glück waren ihr nun die einzige Richtschnur ihres Lebens.

Der wichtigste unter den zu besprechenden Punkten war der, wie man es anzufangen habe, den Liebesbund vor Evele's Vater und den Ortsbewohnern so lange geheim zu halten, bis Schöner definitiv als Pfarrer angestellt sei. Evele widerstrebte dem zwar mit der größten Lebhaftigkeit, weil sie ihres Geliebten Bedenken, besonders ihrem Vater gegenüber, für völlig unbegründet hielt; Schöners Stolz und Zartgefühl siegte jedoch, und Wendel und Agathle versprachen natürlich die thätigste Hülfe.

Es fügten sich jedoch in kürzerer Frist, als Alle hofften und dachten, die Verhältnisse der vier Liebenden so günstig, daß zu ihrer völligen Befriedigung nur wenig fehlte.

Der alte Pfarrer ließ sich in Ruhestand versetzen, und Schöner kam definitiv an seine Stelle. Bevor er bei Evele's Vater um diese warb, hatte er Gelegenheit gesucht, mit demselben näher bekannt zu werden; es gelang ihm dies leicht, und er freute sich innig, in seinem künftigen Schwiegervater einen Mann von Kopf und Gemüth zu finden, mit dem in nähere Verbindung zu treten, ihm nur angenehm sein konnte.

Er selbst hatte sich bald des Müllers Vertrauen und Zuneigung erworben, so daß er unter den jetzigen Verhältnissen der Verbindung völlig zugethan war und seine Freude daran nicht verbarg. Besonders lieb war es ihm, daß sein Herzenskind für die nächste Zukunft und vielleicht für die ganze Dauer seines Lebens in seiner Nähe bleiben konnte.

Zu gleicher Zeit lachte auch für Wendel und Agathle das Schicksal günstiger als bisher. Wendel wurde Gemeindeschäfer, und es stand nun seiner Verheirathung nichts mehr im Wege, besonders seitdem er den Nachweis geliefert, daß er sich durch seine Holzschnitzereien einen so bedeutenden Nebenverdienst mache; es wurde beschlossen, Trauung und Hochzeitfeier der beiden Paare sollten an ein und demselben Tage stattfinden.

Evele und Agathle schwammen in einem Wonnemeer; wie sie den größeren Theil ihres Lebens in enger Gemeinschaft verbracht, so besorgten sie nun auch ihre Aussteuer,

Hauseinrichtung und Brautstaat, mit einander, und den sparsam zugemessenen Mitteln Agathle's half die gute und reiche Müllerstochter freigebig nach, so daß auch bei Jener kein Mangel war.

Der Trautag war bestimmt, die Brautjungfern schon heimlich gewählt; die letzten genaueren Bestimmungen über Fest und Feier mußten noch getroffen werden; Alles war Harmonie und Freudigkeit. Da trat plötzlich ein völlig unerwartetes Hinderniß, wie eine schwarze Wolke, zwischen Hoffnung und Erfüllung.

Die höchste Idee der beiden frommen Mädchen war, bei der Trauung eine schöne, inhaltvolle, erbauliche Rede zu hören; ohne eine solche wären sie sich nur halb getraut vorgekommen. Bei einer vertraulichen Unterredung der vier Liebenden war es unter ihnen ausgemacht worden, zuerst sollten Wendel und Agathle durch Schöner getraut werden, wobei dieser die Trauungsrede halten wollte; dann erst sollte seine eigene Trauung durch den alten Pfarrer, der im Orte geblieben war, vorgenommen und natürlich auch durch eine Rede geschlossen und geweiht werden.

Kein Mensch dachte an eine Störung dieses schön entworfenen Ganges der heiligen Handlung.

Am Sonntag, nachdem sie das erste Mal ausgerufen oder, wie der Volksausdruck lautet, von der Kanzel heruntergeworfen worden, führte der junge Pfarrer seine

schöne Braut zu seinem Amtsbruder und Vorgänger; er verband mit diesem Besuch zugleich die Bitte, der alte Herr möge die Freundschaft haben, zu ihrer auf Dienstag über acht Tage festgesetzten Trauung eine schöne Predigt zu halten. Schöner hatte so warm und innig gesprochen und erwartete die freundlichste Zusage; wie mit eisigkaltem Wasser aber fühlten er und Evele sich übergossen, als der griesgrämische und launenhafte alte Mann, seine bisher verhehlte Unfreundlichkeit offen an den Tag legend, die Bitte mit völlig grundlosen Einwänden in fast beleidigender Weise abschlug.

Schöner fühlte sich durch dieses offenbar feindselige Benehmen eines Mannes, den er nie mit einem Gedanken beleidigt, im höchsten Grade verletzt; er hielt Evele ab, auch nur ein Wort der Bitte weiter zu verschwenden, und entfernte sich tief verstimmt. Er beurtheilte den alten, in seinen Schwächen und Eigenheiten verrosteten Mann, der längst für seinen Beruf untüchtig geworden war, vielleicht zu hart; ein freundliches Wort von Evele's schönen Lippen würde vielleicht den ganzen Widerstand in einem Nu überwunden haben; Schöner konnte jedoch da, wo er so Vieles geleistet und auf Dankbarkeit den rechtmäßigsten Anspruch besaß, nicht um Etwas betteln, was ihm mit Freuden angeboten und gewährt werden sollte.

Evele nahm dies Mißlingen eines ihrer höchsten

Wünsche sehr ernst; sie weinte und war für alle andern Vorbereitungen gleichgültig; auch ihren Vater hatte der Vorfall äußerst unangenehm berührt; der stolze Mann sah eine Beschimpfung darin, die ihm vor der ganzen Gemeinde widerfahre, wenn seine einzige Tochter ohne weitere Umstände und die ihrem Stand gebührende Feierlichkeit mit ihrem Bräutigam zusammengegeben würde. Auch das Agathle ging mit verweinten Augen umher, denn der taktvolle Wendel hatte erklärt, auch sie müßten in diesem Falle auf die Predigt verzichten, indem es durchaus unpassend sei, daß sie, als die geringeren und zum Theil vom Müller abhängigen Leute, etwas vor den Reicheren und Vornehmeren voraus haben wollten.

Außer Krankheit und Tod hätte kaum ein anderes Ereigniß eine solche Störung hervorbringen können, als diese eine Laune eines alten, sonst nicht bösartigen Mannes.

Schöner aber kam ein prächtiger Gedanke, der dem ganzen Wirrwarr herrlich abhalf; welcher Art er war, wurde nicht gesagt; alles Rathen, alles Fragen, wie das Gewünschte erreicht werden sollte, da außer Schöner und dem alten Pfarrer kein dritter Geistlicher im Ort und selbst in weiterer Umgegend war, blieb erfolglos. Schöners Wort und sein völlig aufgeheitertes Aussehen war für Alle überzeugend genug, daß das Hin-

derniß beseitigt worden, und es gesellte sich nun zu der Erwartung des festlichen Tages noch eine frohe Spannung, wie sich wohl dieses Räthsel lösen werde.

Der Hochzeitstag brach an; es war derselbe, an welchem sich die beiden Liebenden ein Jahr vorher bei ähnlicher Festlichkeit kennen gelernt hatten. Der ganze Ort war in freudiger Bewegung; das Fest war wie damals für Alt und Jung, und nach Allem, was man hörte, überaus glänzend und vielverheißend angeordnet.

Die beiden Bräute, vom Kopf bis zum Fuß überein gekleidet, wie es sich Evele nicht hatte nehmen lassen, waren von ihren „Jungfern" und Gespielinnen, dann allen Verwandten und Befreundeten umgeben und harrten, kaum im Stande, ihre Rührung und Bewegung zu bemeistern, der „Hochzeiter". Die beiden, sich so von Herzen zugethanen Männer traten mit einander in das hochzeitlich geputzte Haus und wurden mit gleicher Auszeichnung empfangen.

Dann trennten sich die beiden Paare. Voraus zogen die Musikanten und bliesen einen heiteren Marsch, dann kam das Agathle mit zwei Freunden Wendels, die sie „geleiteten", hinter ihr der Wendel mit den beiden „Jungfern"; ihnen schlossen sich die Mädchen und Bursche an, welche die Gäste dieses Brautpaares waren. In geringer Entfernung folgte in ähnlicher Ordnung, nur bei weitem zahlreicher von Verwandten,

Freunden und sonstigen Gästen umgeben, das andere Brautpaar, Schöner und Evele.

In der Kirche begab sich Schöner für einen Augenblick in die Sakristei, kam mit dem geistlichen Gewand angethan und von dem alten Pfarrer begleitet, sogleich wieder zurück, trat vor den Altar und nahm die Trauung des ihm so lieb gewordenen Freundes mit der langjährigen Pflegeschwester seiner Braut vor.

Schöners Stimme war bewegt, und auf seinem Antlitz konnte man die tiefste Rührung lesen. Sämmtliche Anwesende — und die Kirche war so gedrängt voll, daß die zuletzt Angekommenen vor der Thüre stehen mußten, — waren von der in solcher Art noch nie dagewesenen Feierlichkeit im höchsten Grade ergriffen, und lautlose Stille herrschte in der ganzen weiten Kirche.

Das Brautpaar kniete noch vor dem Altar, und man glaubte, der junge Geistliche erwarte nur dessen Erheben, um sich auf die Kanzel zu begeben, und die Rede, auf welche man bei seiner Tüchtigkeit als Prediger und den obwaltenden eigenthümlichen Umständen doppelt gespannt war, zu beginnen. Statt dessen bedeutete Schöner Wendel und Agathle, sich zu erheben und seitwärts zu treten, zu gleicher Zeit forderte er den alten Geistlichen auf, sich an seine Stelle zu begeben, stieg, nachdem dies Alles in kürzester Frist geschehen, die Altarstufen hinab und trat vor die im höchsten Grade

ergriffene, bebende Braut, die einen Moment betroffen zu ihm auffah, ihm dann aber ohne Zögern an den Altar folgte; ihr seliges Lächeln verrieth, daß sie das Rechte ahne. In kürzester Zeit hatte der alte Pfarrer die ihm zur Gewohnheit gewordenen Formeln gesprochen, ebenso rasch den Trauakt vollzogen, und ehe noch die nüchterne Art und Weise, womit dies geschah, erkältend auf die Gemüther wirken konnte, führte Schöner seine Angetraute zu Wendel und Agathle, und wendete sich rasch der Kanzel zu.

„Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden!" hob Schöner mit bewegter, aber doch klangvoller Stimme an. „Was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden! Es ist so eben, meine andächtigen Zuhörer, ein doppelter Bund eingesegnet worden; zwei Paare sind für das Leben und über das Leben hinaus vereinigt, die unter sich wieder durch das Band innigster Freundschaft verbunden sind. Laßt uns deshalb auch hier nicht trennen, was Gott zusammengefügt — ein und dasselbe Wort, aus Priestermunde gesprochen, gelte Euch, meine Freunde, gelte Dir, Du eben Angetraute meines Herzens, gelte mir selbst, denn ich fühle, daß in dieser heiligen Stunde nicht der schwache Mensch aus mir redet, sondern daß ich die Worte Dessen verkünde, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben!"

Nachdem der Redner nun das schöne Wort aus Ruth: „Wohin Du gehst, will auch ich gehen; wo Du stirbst, will auch ich sterben!“ dem eigentlichen Vortrage zu Grund gelegt und daran in rührendster Weise die Pflichten treuer, liebender Ehegatten auseinandergesetzt, fuhr er fort:

„Nun auch einige Worte zu Euch, ihr frommen Mitglieder der Gemeinde, deren Seelenheil der Herr mir befohlen hat! Zwei Hirten sind heute im Tempel des Allerhöchsten erschienen, um noch einen anderen Bund, als den mit ihrem Berufe eingegangenen, durch ein vor dem Priester und der Gemeinde laut ausgesprochenes Gelübde der Liebe und Treue zu besiegeln. Beide haben sie eine Heerde zu behüten, der sie mit Innigkeit und Pflichtgefühl zugethan sind. Wenn der Hirte aber auch seine Heerde liebt und bereit wäre, als guter Hirte sein Leben zu lassen für seine Schafe, soll es ihm verwehrt sein, sich aus der Schaar der ihm Anbefohlenen ein Lieblingsschäflein herauszusuchen, das er mit farbigem Bande schmückt und an seiner Seite hüpfen läßt? Alle bleiben sie seine Schäflein, sein treues Hirtenauge wird auch nicht eines aus dem Blick verlieren, alle wird er zur Weide führen und sie schirmen, wenn sich Sturm erhebt oder ein feindlicher Angriff droht — das eine Schäflein aber ist ihm das liebste, seine Freude in freudigen Tagen, seine Sorge in sorgenvoller Zeit

— Eva, willst Du mein treues Lämmlein sein und bleiben? Ich bin Dein Hirt und werde Dich führen auf sanfter Weide, bis ein höherer Hirte uns auf eine herrlichere Weide zu sich ruft!"

Kaum im Stande, länger die Thränen zurückzuhalten, verließ Schöner eilenden Schrittes die Kanzel und lag in Evele's Armen.

Lieder.

1.

In dunkeler, tiefmitternächt'ger Stunde
Lehnt einsam an dem Fenster eine Maid;
Trüb' ist ihr Antlitz, aber es verleiht
Ein Lächelzug noch eine zweite Kunde.

So Lust, wie Leid hegt ihres Herzens Wunde:
Erinnerung an eine süße Zeit,
Verlangen nach dem Freunde, der so weit,
Und Sehnen nach erneutem Wonnebunde.

Sie seufzet tief und blickt zum Himmel auf
Und sendet heiße Grüße in die Ferne,
Die sie vertraut der Wolke raschem Lauf;

Wie zöge sie mit ihr dahin so gerne,
Um heimlich nur den Liebsten anzuseh'n,
Und heimlich wieder von ihm wegzugeh'n.

2.

Es ist ein Ort, da wär' ich
So süß befreit von meinen Trauerlasten;
An Deiner Brust, Geliebter,
Ist dieser Ort, da möcht' ich ruh'n und rasten.

Noch einen andern weiß ich,
Wo Ruhe wohnet; soll sie mir nicht werden
An Deiner Brust, so werde
Sie mir an dem! Es ist der Schooß der Erden.

Kein dritter ist. Begehrst Du
Mich fern zu seh'n vom finstern Erdenschlunde,
So nimm mich an Dein Herze,
Daß ich an ihm zu Licht und Luft gesunde!

3.

Es scheidet uns das Leben, uns der Raum,
Der grausame, der Tag, das wache Sein,
Wo einzig und allein
Der Harm der Trennung und der Ferne klar.
Doch freundlich ist und liebevoll der Traum.
Er zaubert das Entrückte wunderbar
Zu uns heran. Da ich ein Kind noch war,
Krank, und der Speise, die mich stärkte, bar,
Ward ich von ihm auf's holdeste bedacht.
All' Köstliches und Labendes, was ich
Begehren mochte, bot dem Auge sich,
Dem Munde lachend und in Fülle dar.
Wenn ich sodann erquicket aufgewacht,
That ich, was ich geträumt, der Mutter kund.
Es feuchtet' ihres Auges hellen Schein
Der Rührung Thau. „Mein Kind, es nähren Dich",
Sprach sie zu mir, „die lieben Engelein."
Sie sprach's vielleicht nicht völlig ohne Grund.
Sie mögen jetzt auch meine Tröster sein.
Das traute Glück, das meine Tage flieht,
Sie spenden mir's, die lieben Engelein,
In meiner Nächte stillem Traumgebiet.

4.

Du wirst nicht kommen — allzu bitt'res Wort,
Wie Tod so bitter und Vernichtungsharm!
Denn nur an Deiner Brust, in Deinem Arm
Ist meiner Sehnsucht stiller Ruheport.

Wie leid' ich ohne Dich, o Du, mein Hort,
Mein Einziger, wie krank bin ich, wie arm!
Ich möchte fort aus diesem Menschenschwarm,
Von diesem Orte, diesem schönen, fort.

Warum? — Es fehlet Deiner Augen Licht.
Wohin? — Zu Dir? — Das darf und kann ich nicht,
Da spricht die Welt ein hartes, kaltes Nein.

Mit Welle, Wind und Wolke möcht' ich zieh'n,
Mit Deinem Bild in eine Wildniß flieh'n
Und sterben dort mit ihm und mir allein.

5.

Du wähneſt, ich trage den Tod in der Bruſt —
O Liebſter, ich athme nur Lieb' und Luſt;
Nie war mein Herz von Glück ſo voll,
Und Du meinſt, daß ich ſterben ſoll?

So reich an Unheil auch die Welt,
Sie ſei mir dennoch unvergällt;
Ich ahne ſie jetzo, die Wonne, ja,
Die mir, wenn ich lebe, ſo ſelig nah'.

O, lege mir die Hand auf's Herz,
Bewahre mir's vor neuem Schmerz,
Und hauch' in magiſcher Träume Ruh'
Mir Deine tiefſte Seele zu!

6.

Was sprichst Du von Trennungsleiden?
Was denkst Du an Tod und Gruft?
Wer Düfte der Liebe sauget,
Der athmet des Lebens Luft.

Und könnte Dir sterblich dünken
Wahrhaftiger Liebe Gluth,
Sie, die so fremd dem Staube,
Im Grunde der Gottheit ruht?

Es drohe, wann sie wolle,
Die dumpfe Todesnoth;
Ein Sein, ein Leben giebt es,
Das weiß von keinem Tod.

7.

Ein großer Hort im Leide
Warst Du, Geliebter, mir;
Nun ihres Harms entlasten
Soll ich die Seele Dir.

Wohlan, so komm und ruhe
Von Deinen Sorgen aus!
Du bist an meinem Herzen,
An Deinem ich zu Haus'.

Ob uns're Kümmernisse
Auch noch so groß und schwer —
Was wir zusammen tragen,
Ist keine Bürde mehr.

Der Lieb' ist Alles süße;
Des Lebens Widerstreit
Wird ihr, so wild er wüthe,
Zur reinsten Seligkeit.

8.

In Deine Liebe möcht' ich
Mich senken ganz hinein,
Da tief ohn' Ende rasten
Und von Allen vergessen sein!

Ein Wörtlein würd' ich hören,
Das Eine ganz allein,
Wenn ich so läg' und schliefe
In diesem Wonneschrein.

Nicht Engelsgrüße tönten
Mir so beglückend rein;
Denn süßer klingt, als Alles,
Das Wörtlein: Ich bin Dein!

9.

Mit wunderholdem, süßem Klang
 Sagst Du zu mir: „O meine Dichterliebe!“
Es ist dies Wort mir wie Gesang,
 Wie frischer Ost verscheucht es meine Trübe.

Ich lechzte lang' in meiner Nacht
 Nach solcher Liebe, die ein Gott nur spendet,
Und gleich erhab'ner Göttermacht
 Hast Du den Fluch in Segen mir gewendet.

Ich liebe, und ich bin geliebt —
 Lenz, Leben, Lust, sie kehren jubelnd wieder,
Der dunkle Traum der Nacht zerstiebt,
 Und gold'nen Strahls blickt Gottes Sonne nieder.

10.

Zürnst Du mir? Es sei! Zu bitten hab' ich
Diese Bitte nur, die eine: komm!
Heg' und pflege Deine Düsternisse
Nur nicht einsam und alleine; komm!

Laß sie hier in meiner Zelle toben,
Deine Stürme; mir in's Angesicht,
Offen, ohne Schonung, laß sie blitzen,
Deine grimmen Wetterscheine; komm!

Sie gelinde zu begüten, hoff' ich;
Nahe werden mir mit ihrem Schutz
Gute Götter sein. Zu bitten hab' ich
Diese Bitte nur, die eine: komm!

11.

Es erwachen wilde Wetter,
Brausen über Flur und Hain,
Streuen herbstlich welke Blätter
Mitten in den Strom hinein.

Aber ob sie wild und wilder
Stürme, diese Herbstnatur —
Ich erblicke Frühlingsbilder,
Athme Paradieses Spur.

Zarte Blüthen sind zur Stelle,
Welche mir mein Lieb geweiht,
Und es strömt durch meine Zelle
Das Arom der Rosenzeit.

Lieblich eifern blonde Locken
Mit der Sonne reinem Gold;
Eine Stimme, hell wie Glocken,
Sagt mir süß: „Ich bin Dir hold!"

Und so fürcht' ich Herbstessausen,
Winterliche Fröste nicht;
Wo der Liebe Zauber hausen,
Da ist Leben, da ist Licht.

12.

Nicht der Harm der Trennung ist es,
Was da macht, daß mir vor Wehe
Fast die Brust zerspringt; der Liebe
Maßberaubtes Feuer ist's.

Trennung — giebt es die für uns noch,
Da wir uns so tief geeinigt,
Da wir uns so ganz verschmolzen
In unendlich heißer Minne? —
Nicht für eine Spanne Zeit,
Nein, wir haben uns gefunden,
Nein, wir haben uns umwunden
Für die ganze Ewigkeit.

Immer, immer bist Du nahe,
Ob Du mir auch noch so ferne;
Nimmer, nimmer bist Du weit;
Dich so traut im Arme halt' ich,
Schmiege mich an Dich so innig;
Mit so voll lebend'ger Wahrheit
Deine Kußgewalten fühl' ich —
Zwar, es ist ein Traum, alleine
Nicht ein leerer, es verleiht
Uns'rer Seelen, uns'rer Sinne

Inn're, magische Vermählung
Ihm den Werth der Wirklichkeit.

Nicht der Harm der Trennung ist es,
Was da macht, daß mir vor Wehe
Fast die Brust zerspringt; der Liebe
Maßberaubtes Feuer ist's.

Ach, so lange mußt' ich bangen,
Ach, so lange mußt' ich darben;
Jetzo, da sie, diese Wonne,
So gewaltig auf mich einstürmt,
Ist mein Herz, sie zu ertragen,
Kaum befähigt. Seufzer ringen
Sich hervor aus meinem Busen,
Aus dem Auge quellen Thränen
Und verschleiern meinen Blick.
Und so muß mein Wesen häufig
Dir ein dunkles Räthsel scheinen.
Krank bin ich durch Liebessegen,
Bin erschüttert, bin gebrochen,
Bin gefährdet durch mein Glück.

Nicht der Harm der Trennung ist es,
Was da macht, daß mir vor Wehe
Fast die Brust zerspringt; der Liebe
Maßberaubtes Feuer ist's.

13.

O wie sehn' ich mich zurücke
Aus der Menschen lautem Schwarm,
Nach der Rast in stiller Zelle,
Nach der Ruh' in Deinem Arm!

Ruhe? — Kann ich's Ruhe nennen,
Wenn ich in so heißer Hast,
Wenn die Seele mir, die Sinne
So gewaltsam weggerafft;

Wenn sich ungemess'nen Feuers
Mund zum Munde hinbewegt,
Deiner Küsse Gluth die tiefsten
Tiefen meines Seins erregt;

Meine fieberraschen Pulse
Fliegen, wie zu keiner Zeit,
Und mit einer Welt von Fesseln
Mein Gemüth im Riesenstreit?

Was es sei — es ist ein süßer,
Himmlischer Entzückungsrausch.
Gern will ich den Frieden missen,
Geht er auf im Wonnetausch.

14.

Süße Träume halten Dich umfangen,
Deine Wangen schmücken Schlummerrosen,
Auf den Lippen, auf den kecken, losen,
Schwebt im Schlafe noch ein schönes Prangen.

Anzuschauen nur sei mein Verlangen!
Nur die Seele soll, die reine, kosen,
Nur das Auge mit begierdelosen
Blicken an dem lieben Bilde hangen.

Da verwebt dem Traume sich das Leben,
Deine Lippe flüstert holde Laute,
Deine Glieder seh' ich leise beben,

Es erschließt Dein Auge sich, das traute.
Schweige, Lied, von dem, was im Entschweben
Noch der Träume flüchtig Heer erschaute.

Leipzig,

Druck von C. P. Melzer.



